DAN BROWN

METEOR

THRILLER

ARTUR - плохиш (vk.com)

DAN BROWN

METEOR

THRILLER

BASTEI LÜBBE

METEOR

D A N B R O W N

T H R I L L E R

AUS DEM AMERIKANISCHEN

VON PETER A. SCHMIDT

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH

Band 15 055

Erste Auflage: Dezember 2003

Bastei Lübbe Taschenbucher ist ein Imprint der Verlagsgruppe Lübbe Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der englischen Originalausgabe: DECEPTJON POINT

© 2001 by Dan Brown

© für die deutschsprachige Ausgabe 2003 by

Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach Umschlaggestaltung: Hilden Design, München

Titelbild: Jochen Quast

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Verarbeitung: Eisnerdruck, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3404-15055-4

Sie finden uns im Internet unter

http://www.luebbe de

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

DANKSAGUNGEN

Mein Dank gilt Jason Kaufman für seine Hilfe und sein verlegerisches Geschick; Blythe Brown für ihre unermüdliche Recherche und ihr kreatives Engagement; meinem guten Freund Jake Elwell bei Wiesner & Wiesner; dem National Security Archive; dem NASA Public Affairs Office; Stan Planton, nach wie vor ein Quell des Wissens über die entlegensten Dinge; der National Security Agency; dem Glaziologen Martin O. Jeffries und den brillanten Köpfen Brett Trotter, Thomas D. Nadeau und Jim Barrington. Außerdem geht mein Dank an Connie und Dick Brown, an das U. S. Intelligence Policy Documentation Project, an Suzanne O'Neil, Margie Wachtel, Morey Stetner, Owen King, Allison McKinnell, Mary und Stephen Gorman, Dr. Karl Singer, Dr. Michael I. Latz vom Scripps Institute of Oceanography, an April bei Micron Electronics, an Esther Sung, an das National Air and Space Museum, an Dr. Gene Allmendinger, an die unvergleichliche Heide Lange bei Sanford J. Greenburger Associates und an John Plate von der Federation of American Scientists.

VORBEMERKUNG DES VERFASSERS

Die Delta Force, das National Reconnaissance Office und die Space Frontier Foundation sind keine fiktiven Organisationen. Sie existieren tatsächlich.

Sämtliche in diesem Roman erwähnten Technologien sind schon heute im Einsatz.

Wenn diese Entdeckung sich bestätigen sollte, wird sie uns mit Sicherheit einen der tiefsten Einblicke ins Universum gestatten, den die Wissenschaft je getan hat. Die möglichen Auswirkungen sind so weitreichend und atemberaubend, dass sie unsere Vorstellungskraft sprengen. Diese Entdeckung verspricht, einige unserer ältesten Fragen zu beantworten, wobei sie gleichzeitig neue, noch grundsätzlichere Fragen aufwirft.

US-Präsident Bill Clinton in einer Pressekonferenz am 7. August 1996 im Zusammenhang mit der als ALH84001 klassifizierten Entdeckung.

PROLOG

An diesem gottverlassenen Ort gab es viele Möglichkeiten, zu Tode zu kommen. Der Geologe Charles Brophy hatte den Gefahren dieser grandiosen Gegend jahrelang getrotzt, doch das barbarische, widernatürliche Schicksal, das ihm nun bevorstand, traf ihn völlig unvorbereitet.

Die vier Hunde, die Brophys schwer beladenen Schlitten mit den seismischen Messgeräten über die Tundra zogen, hielten plötzlich inne und schauten zum Himmel.

»Was ist, Jungs?« Brophy stieg vom Schlitten.

Aus den aufziehenden Sturmwolken löste sich in einem lang gezogenen Bogen ein tief fliegender Transporthubschrauber mit Doppelrotor und flog mit militärischer Unbeirrbarkeit über die eiszeitliche Hügelkette heran.

Seltsam, dachte Brophy. So weit nördlich hatte er noch nie einen Hubschrauber gesehen. Die Maschine landete fünfzig Meter entfernt. Die Rotoren wirbelten eine stechende Wolke aus kristallinem Eisschnee auf. Die Hunde winselten ängstlich.

Die Schiebetür des Hubschraubers tat sich auf. Zwei mit Gewehren bewaffnete Männer in weißer Allwetteruniform sprangen heraus und kamen zielstrebig näher.

»Dr. Brophy?«, rief einer der beiden.

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte der Geologe verblüfft. »Wer sind Sie?«

»Holen Sie bitte Ihr Funkgerät heraus.«

»Wie bitte?«

»Machen Sie schon!«

Verwirrt zog Brophy das Gerät aus seinem Parka.

»Sie müssen einen Notruf für uns absetzen. Bitte stellen Sie das Gerät auf einhundert Kilohertz ein.«

Hundert Kilohertz! Brophy verstand gar nichts mehr. *Auf einer so niedrigen Frequenz kann kein Mensch etwas empfangen!* »Hatten Sie einen Unfall?«

Der zweite Mann hob das Gewehr. Die Mündung war auf Brophys Kopf gerichtet. »Für Erklärungen ist jetzt keine Zeit.

Tun Sie, was wir Ihnen sagen.«

Brophy stellte die Sendefrequenz ein. Seine Finger zitterten.

Der erste Mann hielt ihm einen Merkzettel hin. Ein paar Zeilen standen darauf. »Und jetzt übermitteln Sie diese Nachricht! Los, Beeilung!«

Brophy schaute auf den Zettel. »Aber ich verstehe nicht. Was hier steht, stimmt doch gar nicht! Ich habe nicht…«

Der Mann drückte Brophy die Gewehrmündung an die Schläfe.

Mit bebender Stimme übermittelte Brophy die eigenartige Nachricht.

»Gut«, sagte der erste Mann. »Und jetzt steigen Sie in den Hubschrauber. Die Hunde ebenfalls.«

Unter den vorgehaltenen Gewehren der Fremden bugsierte Brophy die widerstrebenden Hunde und den Schlitten eine Rutsche hinauf in den Frachtraum des Helikopters. Kaum dass er an Bord war, hob der Hubschrauber ab und flog nach Westen.

»Wer sind Sie?«, rief Brophy den Männern über den Motorenlärm hinweg zu. Ihm brach der Schweiß aus. *Und was hat diese Nachricht zu bedeuten?*

Die Männer blieben stumm.

Der Hubschrauber gewann an Höhe. Ein eisiger Wind pfiff durch die offene Ladeluke. Brophys Schlittenhunde – vier Huskies – waren immer noch in ihrem Geschirr und winselten.

»Sie könnten wenigstens die Luke zumachen! Sehen Sie denn nicht, dass meine Hunde Angst haben?«

Die Männer gaben keine Antwort.

Der Hubschrauber war nun auf zwölfhundert Meter gestiegen.

Über einem zerklüfteten Eisfeld legte er sich steil in die Kurve.

Die beiden Männer standen unvermittelt auf, packten den schwer beladenen Hundeschlitten und schoben ihn zur Ladeluke hinaus. Entsetzt beobachtete Brophy, wie seine Hunde sich gegen das tödliche Gewicht stemmten. Sekundenbruchteile darauf verschwanden die jaulenden Tiere in der Tiefe.

Mit einem wütenden Schrei sprang Brophy auf. Die Männer packten ihn und schoben ihn zur offenen Luke. Halb wahnsinnig vor Angst, wehrte Brophy sich gegen die muskulösen Arme, die ihn aus der Maschine drängten.

Gegenwehr war zwecklos. Einen Moment später trudelte auch er dem eisigen Abgrund entgegen.

1

Toulos Restaurant liegt direkt am Capitol Hill. Es bietet ein politisch völlig unkorrektes Menü von Jungkalb und Pferdecarpaccio, womit es sich als *die* Adresse für das unverzichtbare späte Arbeitsfrühstück im Washingtoner Machtpoker empfiehlt.

Heute Vormittag herrschte im Toulos reger Betrieb – klappernde Bestecke, fauchende Espressomaschinen und trillernde Handys bildeten die Geräuschkulisse. Der Oberkellner nahm gerade unauffällig einen Schluck von seiner allmorgendlichen Bloody Mary, als eine junge Dame das Lokal betrat. Er drehte sich um und setzte sein professionelles Lächeln auf.

»Guten Morgen. Was kann ich für Sie tun?«

Die Frau war attraktiv, Mitte dreißig, trug graue Flanellhosen mit scharfer Bügelfalte und eine elfenbeinfarbene Laura-Ashley-Bluse. Sie hielt sich sehr gerade, mit leicht erhobenem Kinn, nicht arrogant, doch überaus selbstbewusst. Das hellbraune Haar war in die derzeit beliebteste Washingtoner Damenfrisur gelegt – Typ Fernsehmoderatorin: stumpf geschnitten und über den Schultern weich nach innen geföhnt. Lang genug, um noch sexy zu wirken, aber kurz genug, um dem männlichen Gegenüber zu vermitteln, dass die Trägerin möglicherweise mehr auf dem Kasten hatte als er.

»Ich bin ein bisschen spät dran«, sagte die junge Frau. Ihre Stimme klang zurückhaltend. »Ich bin mit Senator Sexton zum Frühstück verabredet.«

Der Oberkellner war sichtlich beeindruckt. *Senator Sedgewick Sexton*. Der Senator war ein Stammgast des Hauses und derzeit einer der bedeutendsten Männer des Landes. Als Sieger sämtlicher Vorwahlen der Republikaner am »Super-Dienstag« der vergangenen Woche hatte er praktisch die Garantie seiner Partei in der Tasche, als republikanischer Kandidat für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten anzutreten. Viele gaben ihm gute Chancen, den angeschlagenen derzeitigen Amtsinhaber aus dem Weißen Haus zu verdrängen. In jüngster Zeit hatte man den Eindruck, dass Sextons Gesicht sämtliche Titelblätter zierte und Plakate mit seinem Wahlslogan »Weniger ausgeben, mehr ausrichten« an jeder Ecke prangten.

»Der Senator sitzt an seinem Stammplatz«, sagte der Oberkellner. »Wen darf ich melden?«

»Rachel Sexton. Ich bin seine Tochter.«

Der Oberkellner musterte die Frau. Die Ähnlichkeit war nicht zu übersehen. Rachel hatte die durchdringenden Augen des Senators und das Charakteristische seiner Haltung – jene perfekte Ausstrahlung selbstverständlicher Noblesse. Das gute Aussehen des Senators hatte sich eindeutig auf seine Tochter vererbt, wobei Rachel ihr attraktives Äußeres jedoch mit einer zurückhaltenden Anmut trug, die ihrem Vater fehlte.

»Miss Sexton, es ist uns ein Vergnügen, Sie als unseren Gast begrüßen zu dürfen.«

Der Weg durchs Restaurant grenzte an ein Spießrutenlaufen.

Selbst dem Oberkellner war es peinlich, wie die Blicke der Männer mehr oder minder verstohlen der Tochter des Senators folgten. Von den wenigen Frauen, die bei Toulos speisten, sahen nur wenige so gut wie Rachel Sexton aus.

»Tolles Weib«, murmelte einer der Gäste. »Da hat Sexton aber schnell eine Neue gefunden.«

»Das ist doch seine Tochter, du Trottel«, sagte sein Gegenüber.

Der andere lachte in sich hinein. »Wie ich Sexton kenne, bumst er sie trotzdem.«

Als Rachel zum Tisch ihres Vaters kam, schwadronierte er am Handy lautstark über einen seiner unlängst errungenen Siege und schenkte Rachel nur einen kurzen Blick.

Er tippte auf seine Cartier-Armbanduhr, um sie daran zu erinnern, dass sie sich verspätet hatte.

Auch ich habe es eilig, dachte Rachel.

Ihr Vater hieß mit Vornamen Thomas. Den zweiten Vornamen, Sedgewick, hatte er sich vor Jahren zugelegt. Rachel hatte den Verdacht, dass er es wegen der Alliteration getan hatte: Senator Sedgewick Sexton. Er war ein silberhaariger, glattzüngiger Politprofi, dem ein gnädiges Schicksal das Aussehen eines Fernsehserien-Arztes geschenkt hatte, was angesichts Sextons Talent, in Rollen zu schlüpfen, passend und zweckdienlich zugleich war.

»Rachel!« Der Senator legte das Handy zur Seite, erhob sich und küsste seine Tochter auf die Wange.

»Hi, Dad.« Sie erwiderte seinen Kuss nicht.

»Du siehst erschöpft aus.«

Das fängt *ja gut an.* »Ich habe deine Nachricht erhalten. Worum geht's?«

»Darf ich meine Tochter denn nicht mal zum Frühstück einladen?«

Rachel hatte schon vor langer Zeit begriffen, dass ihr Vater sehr gut ohne sie auskam – es sei denn, er wollte etwas von ihr.

Sexton nahm einen Schluck Kaffee. »Wie geht es dir?«

»Hab viel zu tun. Deine Kampagne läuft gut, wie ich sehe.«

»Lass uns nicht vom Geschäft reden.« Sexton lehnte sich über den Tisch zu Rachel und senkte die Stimme. »Was ist mit dem Burschen vom State Department, mit dem ich dich bekannt gemacht habe?«

Rachel schnaubte. Sie hatte schon jetzt das Bedürfnis, auf die Uhr zu schauen. »Dad, ich bin wirklich nicht dazu gekommen, ihn anzurufen. Und es wäre mir lieber, du würdest aufhören…«

»Du solltest dir Zeit für die wirklich wichtigen Dinge nehmen, Rachel. Ohne Liebe hat das Leben keinen Wert.«

Rachel zog es vor zu schweigen. Bei einer Diskussion hatte ihr Vater ohnehin stets

die besseren Karten. »Worum geht es, Dad?

Du hast gesagt, es sei wichtig.«

»Ist es auch.« Er schaute sie prüfend an.

Rachel spürte ihren Schutzwall unter seinem Blick zerbröckeln.

Sie verfluchte die Macht dieses Mannes. Seine Augen waren sein Kapital und seine Waffe, die ihm den Weg ins Weiße Haus freiräumen würde, wie Rachel annahm. Seine Augen konnten sich aufs Stichwort mit Tränen füllen, um im nächsten Moment wieder klar zu blicken und die leidenschaftliche Seele eines Mannes zutage treten zu lassen, der mit jedem einen Vertrauensbund zu schließen bereit war. Es geht immer *nur um das Vertrauen*, hatte er stets gesagt. Rachels Vertrauen hatte er schon vor Jahren verspielt; nun aber war er im Begriff, das Vertrauen des ganzen Landes zu gewinnen.

»Ich möchte dir einen Vorschlag machen«, sagte Sexton. »Dir einen Rettungsring zuwerfen.«

»Ich wusste gar nicht, dass ich absaufe.«

» *Du* säufst auch nicht ab, aber der Präsident. Du solltest das sinkende Schiff verlassen, bevor es zu spät ist.«

»Haben wir das nicht schon einmal durchgekaut?«

»Denk an deine Zukunft. Du kannst für mich arbeiten.«

»Ich hoffe, das war nicht der Grund, dass du mich zum Frühstück eingeladen hast.«

Die gelassene Fassade des Senators begann zu bröckeln. »Begreifst du denn nicht, Rachel, dass es ein schlechtes Licht auf mich wirft, wenn du für ihn arbeitest? Und es ist schlecht für meinen Wahlkampf.«

Rachel seufzte. »Dad, ich arbeite nicht für den Präsidenten. Ich habe ihn noch nie getroffen. Ich arbeite in Fairfax!«

»Politik ist das, was rüberkommt. Und es kommt nun mal rüber, dass du für den Präsidenten arbeitest.«

Rachel atmete tief aus und versuchte, Ruhe zu bewahren. »Dad, ich habe hart

geschuftet, um diesen Job zu kriegen. Ich werde jetzt nicht alles hinschmeißen.«

Die Augen des Senators wurden schmal. »Manchmal bist du ganz schön selbstsüchtig…«

»Senator Sexton?« Ein Reporter erschien neben dem Tisch.

Sextons Zorn verflog augenblicklich. Rachel seufzte innerlich und nahm sich ein Croissant aus dem Körbchen auf dem Tisch.

»Ralph Sneeden von der *Washington Post«*, stellte der Reporter sich vor. »Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

Lächelnd tupfte sich der Senator mit der Serviette den Mund.

»Mit Vergnügen, Ralph. Legen Sie los, mein Kaffee wird sonst kalt.«

Sneeden lachte pflichtschuldig, brachte ein Diktiergerät zum Vorschein und schaltete es ein. »Senator, in Ihren Fernsehspots setzen Sie sich für gleiche Entlohnung und die Gleichbehandlung von Frauen am Arbeitsplatz ein. Außerdem streben Sie Steuererleichterungen für junge Familien an. Könnten Sie uns erläutern, welche Überlegungen Sie dazu gerührt haben?«

»Selbstverständlich. Starke Frauen und starke Familien sind mir eine Herzensangelegenheit. Und Kinder sind nach meiner festen Überzeugung unser aller Zukunft.«

Rachel verschluckte sich beinahe an ihrem Croissant. Ihr Vater war schon auf das Niveau von Schnulzentexten gesunken.

»Sie haben in den Umfrageergebnissen der letzten Wochen einen gewaltigen Sprung nach vorn gemacht. Der Präsident hat allmählich Grund zur Sorge. Wie erklären Sie sich das?«

»Ich glaube, es geht hier grundsätzlich um das Vertrauen. Die Amerikaner begreifen allmählich, dass sie nicht darauf vertrauen können, dass ihr derzeitiger Präsident in der Lage ist, die harten Entscheidungen zu treffen, vor denen unser Land steht. Explodierende Staatsausgaben treiben unser Land täglich tiefer in die Schuldenfalle. Die Amerikaner merken, dass es an der Zeit ist, weniger auszugeben und mehr auszurichten.«

Der Piepser in Rachels Handtasche meldete sich. Der Senator quittierte die

Unterbrechung mit einem ungnädigen Blick.

Rachel angelte den Piepser aus der Tasche. Zur Bestätigung, dass der berechtigte Empfänger das Gerät in der Hand hielt, gab sie eine fünfstellige Zahlenkombination ein, worauf das Piepsen endete. Das Display begann zu blinken. In fünfzehn Sekunden würde die verschlüsselte Nachricht eintreffen.

Der Reporter lächelte den Senator an. »Ihre Tochter ist augenscheinlich eine viel beschäftigte Frau. Schön, dass Sie beide trotzdem noch die Zeit finden, miteinander zu essen.«

»Wie ich schon sagte, die Familie kommt zuerst.«

Sneeden nickte. »Darf ich fragen, Senator, wie Sie und Ihre Tochter mit Ihrem Interessenkonflikt umgehen?«

»Interessenkonflikt?« Senator Sexton legte mit dem Ausdruck ehrlicher Verwirrung den Kopf schief. »Was meinen Sie damit?«

Rachel hob den Blick und verzog das Gesicht. *Verdammte Joumalistenbande.* Die Hälfte von ihnen stand ohnehin bei einem Politiker auf der Gehaltsliste. Sie wusste genau, worauf die Schauspielerei ihres Vaters abzielte. Die Frage war ein typisches journalistisches Zuspiel: Es sollte nach einem Interview aussehen, aber in Wirklichkeit war es eine Steilvorlage für ihren Vater, die er mit Bravour in ein Tor verwandeln konnte, um bei dieser Gelegenheit ein paar Dinge an den Mann zu bringen.

»Nun, Sir…«, Sneeden gab sich betroffen über die missglückte Fragestellung, »könnte man es nicht als Interessenkonflikt deuten, dass Ihre Tochter für Ihren Gegner arbeitet?«

Sextons Gelächter nahm der Frage die Spitze. »Erstens einmal, der Präsident und ich sind keine *Gegner.* Wir sind Patrioten, die lediglich unterschiedliche Vorstellungen haben, was unserem Land, das wir beide lieben, zum Besten gereicht.«

»Und zweitens?«

»Zweitens ist der Präsident nicht der Arbeitgeber meiner Tochter. Sie arbeitet für unsere Aufklärungsdienste. Sie wertet Informationsmaterial aus und übermittelt es ans Weiße Haus. Es ist keine herausragende Position.« Er hielt inne und schaute Rachel an. »Ich glaube, du hast den Präsidenten noch nie persönlich getroffen, stimmt’s?«

Rachel starrte ihn mit glühenden Augen an. In diesem Moment meldete sich ihr Piepser und zog ihre Aufmerksamkeit auf das Display mit der eingehenden Nachricht.

– RPRT DIRNRO HQT –

Schon beim Mitlesen des Textstenogramms runzelte sie die Stirn. Die Nachricht kam unerwartet und bedeutete mit hoher Wahrscheinlichkeit nichts Gutes, aber immerhin lieferte sie ihr einen Grund zum Aufbruch.

»Meine Herren«, sagte sie, »ich muss leider gehen. Es bricht mir das Herz, aber ich bin jetzt schon zu spät dran.«

»Miss Sexton«, sagte der Reporter rasch, »könnten Sie uns etwas zu den Gerüchten sagen, Sie hätten um dieses Frühstückstreffen gebeten, um Ihre gegenwärtige Tätigkeit zu Gunsten einer Position im Rahmen des Wahlkampfs Ihres Vaters aufzugeben?«

Rachel kam sich vor, als hätte ihr jemand eine Tasse heißen Kaffee ins Gesicht geschüttet. Die Frage erwischte sie kalt. Sie schaute ihren Vater an. Er grinste schief. Sie spürte, dass diese Frage abgesprochen war.

Rachel bedachte den Reporter mit einem giftigen Blick. »Ich habe nicht die Absicht, meinen Job zu Gunsten von Senator Sexton aufzugeben. Nehmen Sie das gefälligst zur Kenntnis. Falls Sie etwas Gegenteiliges schreiben, wird Ihnen jemand Ihr Diktiergerät mit der Geburtszange aus dem Arsch ziehen müssen!«

Der Reporter schaltete mit einem unterdrückten Grinsen das Gerät aus. »Ich bedanke mich«, sagte er und war auch schon verschwunden.

Rachel bedauerte ihren Ausbruch sofort. Sie hatte das Temperament des Vaters geerbt. Ruhig, Rachel, *ruhig.*

Sexton schaute sie missbilligend an. »Du würdet gut daran tun, dir ein bisschen Haltung anzugewöhnen.«

Rachel sammelte ihre Siebensachen ein. »Die Sitzung ist geschlossen.«

Der Senator war offensichtlich ohnehin mit ihr fertig. Er griff zum Handy. »Ja. Bis dann. Schau dieser Tage doch mal bei mir im Büro vorbei. Und sieh um Himmels willen zu, dass du heiratest. Du bist dreiunddreißig!«

»*Vierunddreißig*«, zischte sie. »Deine Sekretärin hat mir zur Feier des Tages eine Karte geschickt.«

»Vierunddreißig. Fast schon eine alte Jungfer. Als ich vierunddreißig war, hatte ich schon…«

»… meine Mutter geschwängert und mit der Nachbarin geschlafen.« Rachel war lauter geworden, als es ihre Absicht gewesen war. Die Worte hingen in der Luft. Von den Nachbartischen schauten bereits die Gäste herüber.

Der Blick des Senators wurde kalt. »Pass gut auf dich auf, junge Frau.«

Rachel strebte zur Tür. *Passen Sie lieber auf sich selbst auf, Herr* Senator.

2

Die drei Männer saßen schweigend in ihrem Therma-Tech-Sturmzelt. Draußen tobte ein eisiger Wind. Er rüttelte an der Unterkunft und drohte sie aus den Verankerungen zu reißen.

Die Männer achteten nicht darauf. Sie hatten schon weitaus gefährlichere Situationen erlebt.

Das grellweiße Zelt duckte sich sichtgeschützt in eine flache Mulde. Bewaffnung, Kommunikations- und Transportmittel der Männer entsprachen dem letzten Stand der Technik. Ein geschmeidiger muskulöser Bursche war der Anführer der Gruppe.

Seine Augen waren so kalt und hart wie Eis. Er hatte den Codenamen Delta-1.

Aus dem Militärchronografen am Handgelenk von Delta-1 erklang ein scharfer Piepton. Er ertönte in exaktem zeitlichem Einklang mit dem Piepsen der Chronografen der beiden anderen Männer.

Wieder waren dreißig Minuten vergangen.

Es war so weit.

Wie auf Kommando trat Delta-1 nach draußen in die Dunkelheit und den peitschenden Wind. Mit einem Infrarotfeldstecher suchte er den mondbeschienenen

Horizont ab. Er konzentrierte sich auf die Gebäude in einem Kilometer Entfernung – ein gewaltiger Komplex mitten im eisigen Ödland. Seit der Fertigstellung vor zehn Tagen hatte der Mann ihn mit seinem Team beobachtet. Für Delta-1 bestand kein Zweifel, dass sich dort Informationen befanden, die die Welt verändern würden. Der Schutz dieser Informationen hatte bereits Menschenleben gekostet.

In der Umgebung des Komplexes wirkte zurzeit alles ruhig.

Entscheidend jedoch war, was *drinnen* vorging.

Delta-1 trat wieder ins Zelt. »Zeit für einen Rundflug«, sagte er zu seinen beiden Kampfgefährten.

Die beiden nickten. Delta-2, der größere der beiden, klappte einen Laptop auf und schaltete ihn ein. Als das Programm hochgefahren war, nahm er einen Joystick zur Hand und tippte ihn an. In einem Kilometer Entfernung empfing ein Überwachungsroboter von der Größe einer Schmeißfliege das Signal und erwachte in seinem Versteck in den Eingeweiden des Gebäudes zum Leben.

3

Rachel Sexton kochte immer noch vor Zorn, als sie ihren weißen Integra den Leesburg Highway hinaufsteuerte. Das Filigran der kahlen Ahornbäume auf den Anhöhen von Falls Church hob sich vom kühlen Märzhimmel ab, doch die friedliche Umgebung trug wenig dazu bei, ihren Zorn zu dämpfen. Der jüngste Zugewinn in den Meinungsumfragen – für ihren Vater eigentlich ein Grund, mehr Würde und Selbstvertrauen zu zeigen –, hatte lediglich zu seiner Überheblichkeit beigetragen.

Sein Vertrauensbruch war für Rachel doppelt schmerzhaft.

Außer ihm hatte sie keine Blutsverwandten mehr. Der Tod der Mutter vor drei Jahren war für Rachel ein schrecklicher Verlust gewesen. Die Wunden waren immer noch nicht verheilt. Rachels einziger Trost lag in der Ironie, dass für ihre Mutter der Tod die Erlösung von der Verzweiflung über ihre katastrophale Ehe mit dem Senator bedeutet hatte.

Rachels Piepser meldete sich erneut und riss sie aus ihren Gedanken. An der Nachricht hatte sich nichts geändert:

– RPRT DIRNRO HQT –

Report beim Direktor des NRO im Hauptquartier. Rachel seufzte.

Immer mit der Ruhe, Leute, ich bin schon unterwegs!

Rachel nahm die übliche Ausfahrt, bog in eine Privatstraße ab und hielt an deren Ende vor dem waffenstarrenden Wachhäuschen. Sie befand sich vor Leesburg Highway Nr. 14.225, einer der geheimnisumwittertsten Adressen des Landes.

Während der Wachposten ihren Wagen auf Wanzen überprüfte, betrachtete Rachel das riesige Gebäude in der Ferne.

Der fast zehn Hektar große Gebäudekomplex thronte majestätisch in einem gut siebenundzwanzig Hektar großen Waldgebiet in Fairfax, Virginia, gleich außerhalb des Districts of Columbia, dem Territorium der Hauptstadt Washington. Die Fassade war eine Festung aus verspiegeltem Glas, das die vielen auf dem Gelände installierten Satellitenschüsseln und Antennenmasten reflektierte.

Rachel parkte den Wagen. An manikürten Rasenflächen vorbei ging sie zum Haupteingang, wo eine in Granit gehauene Schrift verkündete:

NATIONAL RECONNAISSANCE OFFICE (NRO)

Zwei Marinesoldaten flankierten die schusssichere Drehtür. Sie starrten geradeaus. Während Rachel zwischen ihnen hindurchging, befiel sie wieder das Gefühl, das sie stets an diesem Eingang überkam: das Gefühl sich in den Bauch eines schlafenden Riesen zu begeben.

In der Lobby mit der gewölbten Decke glaubte Rachel das ferne Echo gedämpfter Gespräche zu vernehmen, die wie ein Bodensatz von Worten aus den unzähligen Büros über ihr heruntersickerten. Ein riesiges Kachelmosaik verkündete den Wahlspruch des NRO:

WIR SICHERN DIE GLOBALE
INFORMATIONSÜBERLEGENHEIT DER USA
IM FRIEDEN WIE IM KRIEG.

An den Wänden reihten sich Fotos – Raketenstarts, Taufen von Unterseebooten, Einweihungen von Abhöreinrichtungen – , Bilder von geheimen Errungenschaften, die zu feiern nur innerhalb dieser Wände möglich war.

Wie stets spürte Rachel die Außenwelt mit ihren Problemen hinter sich zurückbleiben. Sie war im Begriff, eine Schattenwelt zu betreten – eine Welt, in die verschiedene Probleme mit dem Getöse von Güterzügen hineindonnerten, um mit kaum vernehmbarem Flüstern als fertige Lösungen wieder herauszukommen.

Als Rachel zum letzten Kontrollpunkt schritt, fragte sie sich, was so wichtig sein könnte, dass ihr Piepser sich in der letzten halben Stunde zweimal gemeldet hatte.

»Guten Morgen, Miss Sexton.« Der Wächter am stählernen Einlass hielt ihr lächelnd ein kleines Wattestäbchen entgegen.

»Sie wissen ja, wie es geht.« Rachel lächelte zurück.

Rachel nahm das hermetisch eingeschweißte Stäbchen, entfernte die Plastikhülle, steckte es wie ein Thermometer in den Mund und behielt es zwei Sekunden lang unter der Zunge. Sie beugte sich vor, damit der Wächter das Stäbchen herausnehmen und in einen Apparat einführen konnte. Binnen vier Sekunden hatte die Maschine die DNA von Rachels Speichel ermittelt. Auf einem Bildschirm erschienen Rachels Bild und ihre Zutrittserlaubnis.

Der Wächter zwinkerte. »Sieht so aus, als wären Sie immer noch Sie selbst.« Er zog das Wattestäbchen aus dem Apparat und warf es in die Öffnung eines anderen Geräts, wo es augenblicklich vernichtet wurde. »Schönen Tag noch.« Er drückte auf einen Knopf. Die stählernen Türflügel schwangen auf.

Auf dem Weg ins Labyrinth der belebten Flure registrierte Rachel wieder einmal mit Verwunderung, dass das schiere Ausmaß dieser Unternehmung ihr selbst nach sechsjähriger Tätigkeit noch großes Unbehagen bereitete. In dieser Behörde waren sechs amerikanische Einrichtungen zusammengefasst. Sie hatte mehr als zehntausend Beschäftigte und verschlang jedes Jahr einen Etat von zehn Milliarden Dollar.

Unter völliger Geheimhaltung hatte das NRO ein erstaunliches Arsenal von modernster Spionagetechnologie entwickelt und zum Einsatz gebracht: Globale elektronische Abhörsysteme, Spionagesatelliten, passive Relais-Chips zum Einbau in Telekommunikationsprodukte und sogar ein geheimes globales Netzwerk von mehr als tausend auf dem Meeresboden installierten Unterwassermikrofonen mit dem Spitznamen »Classic Wizard«, mit dem weltweit sämtliche Schiffsbewegungen verfolgt werden konnten.

Die Technologien des NRO hatten den Vereinigten Staaten nicht nur geholfen, kriegerische Auseinandersetzungen siegreich zu bestehen, sondern auch

Organisationen wie der CIA, der NSA und dem Verteidigungsministerium einen endlosen Strom von Datenmaterial geliefert, mit dem Terroristen bekämpft, Umweltvergehen aufgespürt und Politikern Daten an die Hand gegeben werden konnten, die bei einer Unzahl von Themenbereichen für eine korrekte Entscheidungsfindung unabdingbar waren.

Rachels Job war das Destillieren von Daten. Beim Destillieren – dem Reduzieren der Daten auf das Wesentliche – wurden komplexe Berichte analysiert und in knappen Zusammenfassungen von einer Seite Länge auf den Punkt gebracht. Rachel hatte sich als Naturtalent erwiesen und in ihrer »Destillationsabteilung« inzwischen die höchste Position erklommen, die einer geheimdienstlichen Referentin fürs Weiße Haus. Sie war verantwortlich dafür, dass der Materialwust des NRO täglich durchgearbeitet und auf seine Relevanz für den Präsidenten überprüft wurde.

Aus den in Frage kommenden Berichten waren Kurzfassungen herauszufiltern und auf einer Seite niederzulegen sowie das zusammengefasste Material dem Nationalen Sicherheitsberater des Präsidenten zuzuleiten. Im NRO-Jargon hieß Rachels Aufgabe »Endprodukterstellung und Kundenservice«.

Der Job war aufreibend und erforderte jede Menge Überstunden, doch Rachel empfand ihn als Auszeichnung; zudem garantierte er ihr Unabhängigkeit vom Vater. Senator Sexton hatte Rachel unzählige Mal seine Unterstützung angeboten, falls sie den Job aufgeben würde, doch sie hatte keinerlei Verlangen, sich von einem Mann wie Sedgewick Sexton finanziell abhängig zu machen. Ihre Mutter war das beste Beispiel dafür, was passieren konnte, wenn man einem solchen Mann zu viele Trümpfe überließ.

Das Geräusch von Rachels Piepser hallte im Marmorflur.

Schon wieder? Sie schenkte sich die Mühe, auf dem Display nachzusehen.

Während sie sich noch fragte, was los war, kam ihr Aufzug. Sie fuhr an ihrer Etage vorbei bis nach oben.

4

Den Direktor des NRO einen unauffälligen Mann zu nennen, wäre bereits eine Übertreibung gewesen. William Pickering war klein, kahlköpfig, mit fahler Haut und einem nichts sagenden Gesicht. Wenngleich seine haselnussbraunen Augen

Einblick in die tiefsten Geheimnisse seines Landes genommen hatten, wirkten sie wie seichte Teiche. Ungeachtet davon wurde Pickering von sämtlichen Untergebenen als überragende Persönlichkeit geachtet. Sein unterkühlter Stil und seine schnörkellose Philosophie waren beim NRO zur Legende geworden. Seine Sorgfalt und die Vorliebe für schlichte schwarze Anzüge hatten ihm den Spitznamen »der Quäker« eingebracht. Mit brillanter Strategie und vorbildlicher Effizienz hatte er dafür gesorgt, dass in der von ihm regierten Welt eine nicht zu überbietende Klarheit herrschte. Sein Wahlspruch lautete: »Fakten feststellen – entsprechend handeln«.

Als Rachel in Pickerings Büro trat, telefonierte er noch. Sein Anblick überraschte sie immer wieder aufs Neue. Er sah nicht im Entferntesten aus wie ein Mann, der die Macht besaß, den Präsidenten jederzeit aus dem Schlaf zu klingeln.

Pickering legte auf. Mit einem Wink bedeutete er Rachel, näher zu treten. »Agentin Sexton, nehmen Sie Platz«, sagte er.

»Danke, Sir.«

Rachel mochte diesen Mann, auch wenn viele wegen seiner direkten Art Vorbehalte ihm gegenüber hatten. Er war das genaue Gegenstück zu ihrem Vater… äußerlich völlig unauffällig, alles andere als charismatisch, ein Mann, der selbstlos in der Erfüllung seiner patriotischen Pflicht aufging und den Medienrummel ebenso leidenschaftlich mied, wie Rachels Vater darin badete.

Pickering nahm die Brille ab und schaute Rachel an. »Agentin Sexton, der Präsident hat mich vor einer halben Stunde angerufen. Unter direkter Bezugnahme auf Sie.«

Rachel rutschte unruhig in ihrem Sessel. Pickering war dafür bekannt, dass er sofort zur Sache kam. *Das geht ja prächtig los*, dachte sie. »War etwas mit meinen Kommuniques nicht in Ordnung? Ich hoffe nicht.«

»Ganz im Gegenteil. Der Präsident sagt, das Weiße Haus sei beeindruckt von Ihrer Arbeit.«

Rachel atmete auf. »Was wollte er dann?«

»Eine persönliche Zusammenkunft. Mit Ihnen. Sofort.«

Rachels Unbehagen verstärkte sich. »Eine persönliche Zusammenkunft? Weshalb?«

»Eine sehr gute Frage. Er wollte es mir nicht verraten.«

Rachel wusste nicht, was sie davon halten sollte. Dem Direktor des NRO Informationen vorzuenthalten war so, als würde man den Papst von den Geheimnissen des Vatikans ausschließen. In Geheimdienstkreisen hieß es scherzhaft: »Wenn Pickering etwas nicht weiß, hat es nicht stattgefunden.«

Pickering erhob sich und ging vor der Fensterfront auf und ab.

»Der Präsident hat mich aufgefordert, sofort mit Ihnen Kontakt aufzunehmen und Sie zu ihm zu schicken.«

»Jetzt gleich?«

»Er hat Ihnen ein Transportmittel geschickt. Es wartet draußen auf Sie.«

Rachel zog die Stirn kraus. Die Aufforderung des Präsidenten war schon beunruhigend genug, aber das wirklich Beunruhigende war Pickerings besorgte Miene. »Sie haben offensichtlich Vorbehalte.«

»Das können Sie laut sagen!« Pickering erlaubte sich einen seltenen Gefühlsausbruch. »Die Wahl des Zeitpunkts durch den Präsidenten ist so durchsichtig, dass sie geradezu stümperhaft erscheint. Ausgerechnet mit der Tochter des Mannes, der ihm derzeit in den Meinungsumfragen das Wasser abgräbt, will er sich treffen? Sehr eigenartig. Ihr Vater dürfte das ebenso empfinden.«

Rachel war herzlich egal, was ihr Vater empfand, aber sie wusste, dass Pickering Recht hatte. »Sie sind mit den Motiven des Präsidenten also nicht einverstanden?«

»Mein Amtseid verlangt von mir, die jeweilige Administration des Weißen Hauses mit Nachrichtenmaterial zu unterstützen, aber nicht, die Tagespolitik zu beurteilen.«

Eine typische Pickering-Antwort, dachte Rachel. Pickering machte keinen Hehl daraus, dass für ihn die Politiker vorübergehende Schachfiguren in einem Spiel darstellten, dessen eigentliche Drahtzieher Männer wie Pickering waren – altgediente Beamte auf Lebenszeit.

»Vielleicht steckt gar nichts Besonderes dahinter«, mutmaßte Rachel. Sie hoffte, der Präsident sei sich für einen plumpen Wahlkampfcoup zu schade. »Vielleicht hat er sensibles Datenmaterial vorliegen, das auf den Punkt gebracht werden muss.«

»Ich möchte den Wert Ihrer Arbeit nicht herabsetzen, Agentin Sexton, aber das Weiße Haus hat im Bedarfsfall unmittelbaren Zugriff auf jede Menge qualifizierte Analysten. Falls es sich um einen Job handelt, mit dem das Weiße Haus intern

zurechtkommen kann, sollte dem Präsidenten etwas Besseres einfallen, als sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen, und falls nicht, wäre er erst recht gut beraten, keine NRO-Kraft anzufordern, ohne mir zu sagen, worum es geht.«

Pickering bezeichnete seine Mitarbeiter stets als »Kräfte«. Viele seiner Angestellten empfanden die Bezeichnung als etwas zu kaltschnäuzig.

»Ihr Vater gewinnt politisch an Gewicht«, sagte Pickering, »sogar sehr viel Gewicht. Das Weiße Haus hat allen Grund, nervös zu werden.« Er seufzte. »Politik ist ein mehr als mühsames Geschäft. Wenn der Präsident ein Treffen mit der Tochter seines Herausforderers ansetzt, hat er nach meiner Meinung etwas anderes als knapp gefasste Geheimdienstanalysen im Sinn.«

Rachel fröstelte. Pickerings Ahnungen trafen den Nagel nur allzu oft auf den Kopf. »Und Sie befürchten, das Weiße Haus ist schon so weit, dass man sich ausgerechnet von meiner Wenigkeit einen Vorteil im politischen Gerangel verspricht?«

Pickerings Antwort kam nach einer kleinen Pause. »Sie machen aus Ihrer Einstellung zu Ihrem Vater kein großes Geheimnis.

Das Zerwürfnis dürfte den Wahlkampfberatern des Präsidenten kaum entgangen sein. Ich habe den Eindruck, dass man Sie irgendwie gegen Ihren Vater ausspielen möchte.«

»Und wann soll ich den Vertrag unterschreiben?«, scherzte Rachel halbherzig.

Pickering wirkte unbeeindruckt. Mit ernstem Blick schaute er Rachel an. »Agentin Sexton, gestatten Sie mir ein paar warnende Worte. Wenn Sie den Eindruck haben, die persönlichen Verwicklungen mit Ihrem Vater könnten Ihr Verhalten gegenüber dem Präsidenten negativ beeinflussen, möchte ich Ihnen raten, das Treffen zu verweigern.«

»Mich weigern?« Rachel lachte nervös. »Ich kann doch dem Präsidenten keinen Korb geben.«

»Sie nicht«, sagte Pickering. »Aber ich. Ich trage die Verantwortung für meine Mitarbeiter, und ich mag es nicht, wenn es auch nur entfernt danach aussieht, dass eine meiner Kräfte als politisches Faustpfand missbraucht werden soll.«

»Was sollte ich Ihrer Meinung nach tun?«

Pickering seufzte. »Ich schlage vor, Sie gehen auf das Treffen ein. Aber vermeiden

Sie jegliche Zusage. Sobald der Präsident die Katze aus dem Sack gelassen hat, rufen Sie mich an. Und wenn ich den Eindruck bekommen sollte, dass er mit Ihnen spielen will, dann hole ich Sie aus dem Spiel heraus, bevor der Mann überhaupt begriffen hat, wie ihm geschieht.«

»Danke, Sir.« Rachel spürte, dass ihr oberster Chef eine schützende Aura um sie legte, die sie bei ihrem Vater so oft schmerzlich vermisst hatte. »Sie sagten, der Präsident hätte schon einen Wagen geschickt?«

»Nicht unbedingt.« Pickering hob die Brauen und deutete zum Fenster hinaus.

Verunsichert kam Rachel zu ihm. Ihr Blick folgte der Richtung des ausgestreckten Fingers.

Ein stupsnäsiger MH-60G PaveHawk, einer der schnellsten Hubschrauber aller Zeiten, stand abflugbereit auf dem Rasen. Er trug die Insignien des Präsidenten. Der Pilot stand daneben und schaute auf die Armbanduhr.

Rachel wandte sich ungläubig an Pickering. »Das Weiße Haus hat einen *PaveHawk* geschickt, um mich die zwanzig Kilometer zum Weißen Haus zu fliegen?«

»Offensichtlich glaubt der Präsident, Sie damit beeindrucken oder einschüchtern zu können. Aber wie ich Sie kenne, sind Sie weder für das eine noch für das andere empfänglich.«

Rachel nickte. Sie war für das eine *und* das andere empfänglich.

Vier Minuten später verließ Rachel Sexton das NRO-Gebäude und stieg an Bord des wartenden Helikopters. Sie war noch nicht richtig angeschnallt, da war er bereits in der Luft und zog in einer engen Kurve über die Wälder von Virginia. Rachel schaute hinaus auf die vorbeifliegenden Baumkronen. Ihr Puls beschleunigte sich. Ihr Herz hätte noch schneller geschlagen, hätte sie gewusst, dass der Hubschrauber keineswegs das Weiße Haus anflog.

5

Ein kalter Wind trommelte gegen die Plane des Therma-Tech-Zelts, doch Delta-1 nahm kaum Notiz davon. Er und Delta-3 beobachteten gebannt ihren Kameraden, der mit der Präzision eines Chirurgen einen Joystick handhabte. Auf dem Monitor

war eine von dem stecknadelgroßen Kameraauge des Mikroroboters aufgenommene Liveübertragung zu sehen.

Das Nonplusultra der Spionagetechnik, dachte Delta-1, der jedes Mal, wenn sie den winzigen Apparat in Gang setzten, aufs Neue staunen musste. Auf dem Gebiet der Mikromechanik schien in jüngster Zeit die Wirklichkeit der Fiktion davonzulaufen.

Mikroelektronische mechanische Systeme (MEMS), so genannte Mikroboter, waren der letzte Schrei auf dem Gebiet der Hightech-Aufklärungstechnik. Die »Schwimmer« – Nanounterseeboote von der Größe eines Salzkorns – konnten in den menschlichen Blutkreislauf injiziert werden, beobachteten per Videoübertragung das Gefäßsystem und lokalisierten Gefäßverschlüsse, was den Einsatz von Skalpellen überflüssig machte.

Der eigentliche Durchbruch war auf dem Gebiet der Bionik erzielt worden – die technische Nachahmung von Vorgängen nach dem Vorbild der Natur. Es zeigte sich, dass Miniaturlibellen das ideale Muster für fliegende Mikroboter abgaben. Das Modell PH2, das Delta-2 zurzeit steuerte, war nur einen Zentimeter lang – so groß wie eine Schmeißfliege. Es hatte ein Paar gelenkig angebrachte Doppelflügel aus transparenter Silikonfolie, die ihm eine bislang nicht gekannte Mobilität und Zuverlässigkeit in der Luft verliehen.

Ein weiterer Durchbruch betraf das Energieversorgungssystem.

Die ersten Prototypen mussten zum Aufladen ihrer Energiezellen direkt auf oder unter einer hellen Lichtquelle verweilen, was ihrem geheimen Einsatz oder der Verwendung in dunklen Räumen ganz und gar nicht zugute kam. Die neueren Prototypen konnten sich aufladen, indem sie sich nahe an der Quelle eines Magnetfeldes niederließen – Steckdosen, elektrische Motoren, Computerbildschirme, Lautsprecher, Handys. Ein Mangel an Ladestationen schien nirgendwo zu bestehen. War ein Mikroboter erst einmal unauffällig in ein Objekt eingebracht worden, konnte er auf fast unbegrenzte Zeit Audio- und Videosignale übermitteln. Der PH2 der Delta Force sendete nun schon seit zwei Wochen ohne das geringste Problem.

Wie ein Insekt in einer großen Scheune hing der fliegende Mikroboter in der gewaltigen Kuppel in der Luft. Lautlos kreiste er über den ahnungslosen Anwesenden – Technikern, Wissenschaftlern, Spezialisten mit unterschiedlichen Forschungsgebieten – und betrachtete das Geschehen aus der Vogelperspektive.

Delta-1 erspähte zwei bekannte Personen, die sich angeregt unterhielten. Er ließ

Delta-2 näher heranfahren, um zu lauschen.

Nachdem Delta-2 mit verschiedenen Tasteneingaben die akustischen Sensoren des Roboters aktiviert und seine parabolische Übertragungsantenne optimal ausgerichtet hatte, ließ er ihn bis auf drei Meter über den Köpfen der Gesprächspartner heruntergehen. Die Übertragung war zwar schwach, aber klar zu verstehen.

»Ich kann es immer noch kaum glauben«, sagte der eine der beiden. Die Erregung in seiner Stimme hatte sich in den achtundvierzig Stunden seit seiner Ankunft noch nicht gelegt.

Sein Gesprächspartner teilte offensichtlich die Begeisterung.

»Hätten Sie gedacht, dass Sie das zu Ihren Lebzeiten noch erfahren?«

»Nein«, erwiderte der Erste. »Es ist der Traum eines jeden Wissenschaftlers.«

Delta-1 hatte genug gehört. In diesem Gebäude lief alles nach Plan. Delta-2 steuerte den Mikroboter aus der Gesprächszone zurück in sein Versteck und parkte ihn neben dem Gehäuse eines elektrischen Generators. Sofort begannen die Energieversorgungszellen des PH2, sich für die nächste Mission aufzuladen.

6

Der PaveHawk-Helikopter jagte durch den Morgenhimmel. Rachel Sexton war in Gedanken noch mit den bizarren Ereignissen des Vormittags beschäftigt. Erst als sie über die Chesapeake Bay dahinschossen, fiel ihr auf, dass sie in die völlig verkehrte Richtung flogen. Ihre anfängliche Verwirrung wich tiefer Beunruhigung.

»He!«, rief sie dem Piloten zu. »Was soll das?« Ihre Stimme ging im Rotorenlärm fast unter. »Sie sollen mich ins Weiße Haus bringen!«

Der Pilot schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, Ma’am. Der Präsident befindet sich heute Vormittag nicht im Weißen Haus.«

Rachel versuchte sich zu erinnern, ob Pickering konkret vom Weißen Haus gesprochen hatte, oder ob es ihre eigene Annahme gewesen war. »Und wo ist der Präsident?«

»Er wird Sie an einem anderen Ort empfangen.«

Auch das noch. »Und wo ist ›an einem anderen Ort‹?«

»Es ist nicht mehr weit.«

»Das war nicht meine Frage.«

»Noch fünfundzwanzig Kilometer.«

Rachel sah den Mann finster an. Der Kerl *hätte Politiker werden* sollen. »Können Sie auch so gut ausweichen, wenn man auf Sie schießt?«

Der Pilot gab keine Antwort.

Der Helikopter brauchte keine sieben Minuten, um die Chesapeake Bay zu überqueren. Als erneut Land in Sicht kam, schwenkte der Pilot nach Norden und flog eine schmale Halbinsel entlang, auf der Rachel Landebahnen und militärisch aussehende Gebäude ausmachen konnte. Als die Maschine tiefer ging, erkannte Rachel den Ort. Die sechs Starttische und flammengeschwärzten Raketentürme waren nur schwer zu verkennen. Als ob das nicht genügte, war auf das Dach eines der Gebäude in riesigen Buchstaben WALLOPS ISLAND gemalt.

Wallops Island war einer der ältesten Raketenstartplätze der NASA. Für Satellitenstarts und Testflüge experimenteller Flugzeuge wurde er immer noch benutzt. Wallops war der NASA-Stützpunkt für alles, das die Öffentlichkeit nichts anging.

Der Präsident auf Wallops Island? Es ergab keinen Sinn.

Der Pilot überflog drei Landebahnen, die sich nebeneinander auf der schmalen Halbinsel erstreckten. Er schien das Ende der mittleren Landebahn anzusteuern.

»Sie werden den Präsidenten in seinem Büro antreffen«, sagte der Pilot, während er Fahrt wegnahm.

Rachel verdrehte den Hals. »Der Präsident hat ein Büro auf Wallops Island?«

»Der Präsident der Vereinigten Staaten hat ein Büro, wo immer es ihm beliebt, Ma’am«, sagte der Pilot mit todernstem Gesicht und deutete auf das Ende der Landebahn. In der Ferne sah Rachel eine riesige Maschine glänzen. Das Herz blieb ihr beinahe stehen. Sogar aus einer Entfernung von dreihundert Metern erkannte sie

den hellblauen Rumpf der modifizierten 747.

»Der Präsident will mich an Bord der…?«

»Jawohl, Ma'am. Sein Zuhause, wenn er nicht zu Hause ist.«

Rachel schaute hinunter auf das massige Flugzeug. Die schwer verständliche Bezeichnung des Militärs für diese prestigeträchtige Maschine lautete VC-25-A, aber die Welt kannte es unter einem anderen Namen: Air Force One.

»Sieht so aus, als würden Sie heute Vormittag die Neue kennen lernen«, sagte der Pilot, wobei er auf die Zahlenreihe auf der Schwanzflosse des Flugzeugs wies.

Rachel nickte, ohne recht zu verstehen. Nur wenige Amerikaner wussten, dass in der Tat zwei Air-Force-One Flugzeuge in Dienst gestellt worden waren – ein Paar identischer Spezialausführungen der Boeing 747-200-B. Die Nummer der einen lautete 28.000, die der anderen 29.000. Die Flugzeuge erreichten eine Reisegeschwindigkeit von neunhundertfünfundsechzig Kilometer pro Stunde und konnten im Flug aufgetankt werden, was ihnen eine praktisch unbegrenzte Reichweite verlieh.

Der PaveHawk setzte sich neben der Präsidentenmaschine auf die Landebahn.

»Miss Sexton?« Ein Geheimdienstmann im Blazer erschien neben dem Hubschrauber und öffnete Rachel die Tür. »Der Präsident erwartet Sie.«

Rachel stieg aus und schaute die steile Gangway hinauf, die zu dem bauchigen Rumpf führte. Sie hatte einmal gehört, das fliegende »Oval Office« hätte über dreihundertsiebzig Quadratmeter Fläche, vier separate Schlafräume, Kojen für sechsundzwanzig Mann Besatzung und zwei Bordküchen für die Beköstigung von bis zu fünfzig Personen.

Während Rachel die Treppe hinaufstieg, spürte sie den Geheimdienstler im Nacken, der sie nach oben drängte. Hoch über ihr stand wie eine kleine Stichwunde in der Seite eines gigantischen Silberwals ein Türchen offen. Rachel bewegte sich auf den dunklen Eingang zu. Ihr Selbstvertrauen ließ spürbar nach.

Ruhig, Rachel. Es ist doch nur ein Flugzeug.

Auf dem Absatz am Ende der Gangway nahm ihr Begleiter höflich ihren Arm und führte sie in einen erstaunlich engen Gang. Sie wandten sich nach rechts, gingen ein paar Schritte, und standen in einer geräumigen, luxuriösen Kabine. Rachel, die

Fotos davon gesehen hatte, erkannte sie sofort.

»Bitte warten Sie hier«, sagte der Geheimdienstler und verschwand.

Rachel stand allein in der berühmten holzgetäfelten Bugkabine der Air-Force-One. Dieser Raum diente für Konferenzen, zur Bewirtung von Würdenträgern und offensichtlich auch dazu, die Neulinge unter den Besuchern das Fürchten zu lehren. Er nahm die gesamte Breite des Flugzeugs ein, sein dicker Teppichboden ebenso. Die Inneneinrichtung war vom Feinsten – ein Konferenztisch aus Vogelaugenahorn, darum herum lederbezogene komfortable Stühle, ein von Messinglampen flankiertes bequemes Sofa, eine Mahagonibar mit handgeschliffenen Kristallgläsern.

Rachel musste daran denken, wie viele führende Köpfe der Welt schon in dieser Kabine gesessen und Entscheidungen getroffen hatten, die das Schicksal des Planeten bestimmten.

Dieser Raum atmete Macht bis in den letzten Winkel, angefangen vom dem Aroma teuren Pfeifentabaks bis zum allgegenwärtigen Staatswappen, dem Weißkopfseeadler mit den dreizehn Pfeilen und dem Ölzweig in den Klauen. Es war in die Sofakissen eingestickt, in den Eiskübel eingraviert und sogar auf die Glasuntersetzer aus Kork auf der Bar aufgedruckt.

Hinter Rachel ertönte eine tiefe Stimme. »Betätigen Sie sich jetzt schon als Souvenirjägerin?«

Erschrocken fuhr Rachel herum. Der Untersetzer fiel ihr herunter. Sie kniete sich hastig hin, um ihn aufzuheben. Sie sah den Präsidenten der Vereinigten Staaten mit einem amüsierten Lächeln zu ihr hinunterschauen.

»Ich bin nicht von königlichem Geblüt, Miss Sexton. Es ist nicht nötig, dass Sie vor mir niederknien.«

7

Senator Sedgewick Sexton genoss die private Atmosphäre seiner Lincoln-Stretchlimousine, in der er durch den Washingtoner Vormittagsverkehr im Schneckentempo seinem Büro entgegenglitt. Ihm gegenüber saß seine vierundzwanzigjährige persönliche Assistentin Gabrielle Ashe und las ihm die

Termine des heutigen Tages vor. Sexton hörte nur mit halbem Ohr zu.

Ich *liebe* Washington, dachte er, in die Betrachtung der perfekten Formen unter dem Kaschmirpullover seiner Assistentin versunken. *Macht ist immer noch das wirksamste Aphrodisiakum… und Frauen wie Gabrielle zieht es deshalb scharenweise nach Washington.*

Gabrielle kam aus New York. Sie war Absolventin einer renommierten Universität in Neuengland und träumte davon, selbst einmal auf einem Senatorensessel zu sitzen. *Sie wird ihren Weg machen,* dachte Sexton. Sie sah unglaublich gut aus und war hochintelligent. Vor allem wusste sie, wie der Hase läuft.

Gabrielle Ashe war Afroamerikanerin, doch ihre hellbraune Haut hatte eher einen kräftigen Zimtton. Es war jene angenehme Färbung zwischen allen Extremen, die, wie Sexton wusste, für »eingefleischte Weiße« noch erträglich war, ohne dass bei ihnen gleich die Angst hochkam, man wolle ihren ererbten Familienbesitz konfiszieren. Seinen Kumpels gegenüber beschrieb Sexton Gabrielle als eine Kombination aus Halle Berrys Aussehen und Hillary Clintons Intelligenz und Ehrgeiz.

Gabrielle hatte seiner Kampagne enormen Auftrieb verliehen, nachdem sie vor drei Monaten zu seiner persönlichen Wahlkampfassistentin aufgerückt war, die kostenlos für ihn arbeitete: Als Bezahlung für einen sechzehnstündigen Arbeitstag durfte sie an der Seite eines erfahrenen Politikers die geheimen Hebel der Macht kennen lernen. *Natürlich ließ sie sich von mir überreden, ein bisschen über das reine Arbeitsverhältnis hinauszugehen,* erinnerte sich der Senator mit Vergnügen. Nach ihrer Beförderung hatte er Gabrielle zu einem spätabendlichen »Einweisungstermin« in sein privates Büro gebeten. Als seine junge Assistentin antrat, war sie erwartungsgemäß tief beeindruckt von so viel Prominenz und willfährig bis zur Selbstaufgabe. Geduldig und langsam ließ Sexton mit einer jahrelange Übung voraussetzenden Meisterschaft seinen Zauber wirken, baute Gabrielles Vertrauen auf, nahm ihr die Hemmungen, stellte seine geradezu lähmende Überlegenheit zur Schau und verführte sie zu guter Letzt in seinem Büro.

Sexton hegte keinen Zweifel, dass dieser Abend für die junge Frau eine der befriedigendsten sexuellen Erfahrungen ihres Lebens darstellte. Gabrielle allerdings bereute schon im hellen Licht des nächsten Morgens, dass es zu dieser Vertraulichkeit gekommen war. Beschämt bot sie an, ihren Job zur Verfügung zu stellen. Sexton wollte nichts davon wissen. Gabrielle blieb, aber nicht ohne völlige Klarheit über ihre Absichten zu schaffen. Das Verhältnis war seither rein geschäftsmäßig geblieben.

Gabrielle bewegte immer noch die verführerischen vollen Lippen. »… ist es gewiss nicht in Ihrem Interesse, diese CNN-Diskussion heute Mittag auf die leichte Schulter zu nehmen. Wir wissen immer noch nicht, wen das Weiße Haus gegen Sie ins Rennen schicken wird. Sie werden sich bestimmt die Notizen ansehen wollen, die ich für Sie vorbereitet habe.« Sie reichte ihm einen Ordner.

Sexton nahm ihn an sich, während er die Duftmischung aus teurem Parfüm und Lederpolsterung genoss.

»Sie hören mir gar nicht zu«, beschwerte sich Gabrielle.

»Und wie ich Ihnen zuhöre.« Sexton grinste. »Vergessen Sie diese Fernsehklamotte. Schlimmstenfalls wird das Weiße Haus versuchen, mich zu düpieren, indem es irgendeinen pickelgesichtigen Wahlhelfer schickt. Und im besten Fall schicken sie mir ein hohes Tier, und ich nehme mir den Kerl genüsslich zur Brust.«

Gabrielle runzelte die Stirn. »Mir soll's recht sein. Ich habe eine Rangliste der umstrittenen Themen beigefügt, mit denen man Sie wahrscheinlich konfrontieren wird.«

»Die üblichen Verdächtigen, nehme ich an.«

»Ja. Es gibt allerdings einen Neuzugang. Ich gehe davon aus, dass die Schwulengemeinde Sie wegen Ihrer Äußerungen gestern Abend in der ›Larry King Show‹ auf dem Kieker hat.«

Sexton zuckte die Achseln, ohne richtig hinzuhören. »Ja, die Geschichte mit der Schwulenehe.«

Gabrielle schaute ihn missbilligend an. »Sie haben gestern Abend ganz schön auf den Putz gehauen.«

Homo-Ehe!, dachte Sexton. *Wenn es nach mir ginge, dürften diese Leute nicht mal wählen.* »Okay, ich nehme ein bisschen Gas weg.«

»Gut. Sie sind in letzter Zeit bei einigen unserer heißen Themen zu sehr in die Vollen gegangen. Die Gunst der Wählerschaft kann von einem Moment zum anderen kippen. Es wäre falsch, jetzt übermütig zu werden. Sie haben zurzeit Rückenwind und sind im Kommen. Lassen Sie sich von der Gunst der Stunde tragen. Es gibt keinen Grund, den Ball ins Aus zu schlagen. Halten Sie Ihn immer nur schön am Rollen.«

»Gibt es Neues aus dem Weißen Haus?«

Gabrielle sah hinreißend aus in ihrer Ratlosigkeit. »Nach wie vor Funkstille. Es ist inzwischen offiziell: Ihr Gegner ist der

›Große Unsichtbare‹.«

Sexton konnte kaum glauben, wie viel Glück er in letzter Zeit gehabt hatte. Nachdem der Präsident monatelang auf Wahlkampftournee gewesen war, hatte er sich vor einer Woche plötzlich im Oval Office eingeschlossen, und niemand hatte seither etwas von ihm gehört oder gesehen. Es war, als hätte er das sturmflutartige Anwachsen der Wählergunst für Sexton nicht mehr ertragen können.

Gabrielle strich sich mit der Hand über ihr glattes schwarzes Haar. »Ich habe gehört, dass die Wahlkampfmannschaft des Weißen Hauses genauso im Dunkeln tappt wie wir. Der Präsident hat keinerlei Erklärung für sein Verschwinden gegeben. Seine ganze Umgebung ist sauer.«

»Gibt es Vermutungen?«, fragte Sexton.

Gabrielle sah ihn über den Rand ihrer Lesebrille an. »Zufällig habe ich heute Morgen von einer meiner Kontaktpersonen im Weißen Haus eine interessante Information erhalten.«

Sexton kannte diesen Blick. Gabrielle Ashe war wieder einmal an Insider-Informationen herangekommen. Sexton fragte sich, ob sie es – als Gegenleistung für Wahlkampfgeheimnisse – mit einem Präsidentenberater auf dem Rücksitz trieb, aber eigentlich war es ihm egal… solange die Informationen flossen.

»Es wird gemunkelt«, sagte Gabrielle und senkte die Stimme, »dass das merkwürdige Verhalten des Präsidenten letzte Woche nach einer Dringlichkeitssitzung mit dem Chef der NASA seinen Anfang nahm. Es heißt, der Präsident sei wie betäubt aus der Sitzung gekommen. Er hat sofort sämtliche Termine abgesagt und seither engen Kontakt mit der NASA gehalten.«

Sexton gefiel, was er da hörte. »Könnte es sein, dass ihm die NASA noch mehr schlechte Neuigkeiten aufs Auge gedrückt hat?«

»Das könnte eine logische Erklärung sein«, meinte Gabrielle hoffnungsvoll. »Es müsste allerdings schon ziemlich heftig gewesen sein, da der Präsident alles liegen und stehen gelassen hat.«

Sexton ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Was immer bei der NASA vorging, es konnte nur etwas Unerfreuliches sein, sonst hätte der Präsident damit aufgetrumpft. Sexton hatte den Präsidenten in letzter Zeit mit dem Thema NASA-Finanzierung sehr hart angegangen. Die Kette der jüngsten Misserfolge und der gigantischen Budgetüberschreitungen der NASA hatten der Weltraumbehörde die zweifelhafte Ehre eingebracht, Senator Sextons inoffizielles Wappentier in seinem Kampf gegen explodierende Staatsausgaben und die Misswirtschaft abzugeben. Ein Angriff auf die NASA – eines der prominentesten Elemente des Nationalstolzes der Amerikaner – war zugegebenermaßen eine Methode, mit der sich die wenigsten Politiker auf Stimmenfang begeben hätten. Sexton hatte jedoch eine Waffe in petto, wie kaum ein anderer Politiker: Gabrielle Ashe und ihr untrügliches politisches Gespür.

Die junge Frau mit dem wachen Verstand war Sexton vor einigen Monaten aufgefallen, als sie in seinem Washingtoner Wahlkampfbüro als Koordinatorin gearbeitet hatte. In den Meinungsumfragen zu den Vorwahlen hatte Sexton ziemlich hinten gelegen. Seine Botschaft von den überhöhten Staatsausgaben war auf taube Ohren gestoßen. In dieser Situation hatte Gabrielle Sexton Vorschläge für einen radikal neuen Ansatz des Wahlkampfes zugeleitet. Sie forderte den Senator auf, die hemmungslosen Budgetüberschreitungen der NASA und das ständige Stopfen der Finanzlöcher durch das Weiße Haus als Musterbeispiele für Präsident Herneys unverantwortliche Finanzpolitik anzuprangern.

»Die NASA kostet die Amerikaner ein Vermögen«, hatte Gabrielle geschrieben und eine Liste von Budgetposten, Fehlinvestitionen und finanziellen Rettungsaktionen beigefügt. »Der Wähler macht sich keine Vorstellung davon. Die Leute wären entsetzt.

Ich glaube, man sollte die NASA zum politischen Thema machen.«

Sexton stöhnte über so viel politische Naivität. »O ja, und wenn ich schon einmal dabei bin, kann ich mich auch noch gegen das Absingen der Nationalhymne vor den Baseballspielen stark machen.«

In den folgenden Wochen legte Gabrielle dem Senator unverdrossen weitere Informationen auf den Schreibtisch. Je mehr Sexton zu lesen bekam, desto mehr gewann er die Überzeugung, dass die junge Frau gar nicht so schief lag. Selbst nach den Maßstäben der öffentlichen Hand war die NASA ein Fass ohne Boden – teuer, ineffektiv und in den letzten Jahren erschreckend inkompetent.

Eines Nachmittags gab Sexton ein Radiointerview mit Hörerbeteiligung zum Thema

Bildungspolitik. Der Interviewer bedrängte Sexton mit der Frage, woher er das Geld für die von ihm versprochene Restaurierung der öffentlichen Schulen nehmen wolle. Sexton beschloss, Gabrielles NASA-Theorie mit einer halb scherzhaften Antwort zu testen. »Woher ich das Geld für die Bildung nehmen möchte?«, sagte er. »Nun, ich könnte ja das Weltraumprogramm auf die Hälfte herunterfahren. Wenn die NASA jedes Jahr fünfzehn Milliarden Dollar ins All pusten kann, müsste es auch möglich sein, siebeneinhalb Milliarden für unsere Kinder hier auf der Erde aufzutreiben.«

Sextons Wahlkampfmanager stöhnten entsetzt in ihrer Mithörkabine auf. Schließlich waren schon ganze Wahlkampagnen an weitaus weniger als einem unbedachten Schuss auf die NASA gescheitert. Die Lämpchen für eingehende Höreranrufe begannen unverzüglich zu flackern.

Sextons Manager zogen den Kopf ein. Die Weltraumpatrioten waren angetreten, um Sexton den Todesstoß zu versetzen.

Aber dann geschah etwas Unerwartetes.

»Fünfzehn Milliarden Dollar im Jahr?«, sagte der erste Anrufer.

Das Entsetzen in seiner Stimme war echt. »Wollen Sie mir sagen, dass der Matheunterricht meines Sohnes überfüllt ist, weil die Schulen nicht genügend Lehrer einstellen können, während die NASA pro Jahr fünfzehn Milliarden Dollar zum Fenster hinauswirft, um im Weltraum irgendwelche Staubkörner zu fotografieren?«

»Äh… ja, das stimmt«, sagte Sexton vorsichtig.

»Das ist ja absurd! Hat der Präsident denn die Möglichkeit, daran etwas zu ändern?«

»Unbedingt«, antwortete Sexton, nun schon etwas beherzter.

»Bei uns kann der Präsident gegen sämtliche Posten des Haushalts ein Veto einlegen, wenn sie ihm überhöht erscheinen.«

»Dann können Sie mit meiner Stimme rechnen, Senator. Fünfzehn Milliarden für die Raumforschung, und unsere Kinder haben keine Lehrer! Das ist unerhört! Viel Glück, Sir. Ich hoffe, Sie schaffen es!«

Der nächste Hörer wurde durchgestellt. »Senator, ich habe gelesen, dass die Internationale Raumstation der NASA zu viel Geld verschlingt und der Präsident

einen Nachtragshaushalt durchbringen möchte, um das Projekt am Leben zu erhalten. Ist das richtig?«

Die Frage kam Sexton wie gerufen. »Vollkommen richtig.« Er erläuterte, dass die Weltraumstation ursprünglich als Gemeinschaftsprojekt von zwölf Ländern geplant war, die sich die Kosten teilen sollten. Doch nachdem die Arbeiten begonnen hatten, stiegen die Kosten ins Unermessliche, und viele Länder zogen sich enttäuscht zurück. Anstatt das Projekt zu stoppen, hatte der Präsident beschlossen, die Finanzierungslücken mit US-Steuergeldern zu stopfen. »Unser Kostenanteil am ISS-Projekt«, verkündete Sexton, »ist von den ursprünglich veranschlagten acht Milliarden Dollar auf den Schwindel erregenden Betrag von *einhundert Milliarden Dollar* gestiegen!«

Der Anrufer reagierte wütend. »Warum zieht der Präsident dann nicht die Notbremse?«

Sexton hätte den Mann küssen mögen. »Das ist eine sehr gute Frage. Unglücklicherweise kreist ein Drittel des benötigten Kapitals schon um die Erde, und der Präsident hat dazu Steuergelder aufgewendet. Wenn er jetzt die Notbremse zieht, müsste er zugeben, dass er sich mit *Ihrem* Geld einen Milliardenflop geleistet hat.«

Weitere Anrufe kamen. Zum ersten Mal schien es den Amerikanern zu dämmern, dass die NASA keine unabänderliche nationale Institution war, sondern dass man darüber nachdenken musste.

Es gab natürlich auch ein paar in der Wolle gefärbte NASA-Anhänger, die sich mit bebender Stimme über die ewige Wahrheitssuche des Menschengeschlechts ausgelassen hatten, doch am Ende der Sendung waren sich alle einig: Sextons Wahlkampagne war auf den Heiligen Gral einer jeden Kampagne gestoßen, ein unverbrauchtes heißes Eisen, ein noch nicht zerredetes Thema, das den Nerv der Wähler traf.

In den folgenden Wochen hatte Sexton seinen Gegnern in fünf entscheidenden Vorwahlen Prügel verpasst. Er stellte Gabrielle Ashe als seine neue persönliche Assistentin für den Wahlkampf vor und würdigte öffentlich ihr Verdienst, dem Wähler das Thema NASA nahe gebracht zu haben. Sexton hatte eine junge Afroamerikanerin zum kommenden Star auf dem politischen Parkett gemacht, und die kritische Auseinandersetzung mit seinem rassistischen und sexistischen Abstimmungsverhalten endete über Nacht.

Während er nun gemeinsam mit Gabrielle in seiner Limousine saß, wusste Sexton, dass sie wieder einmal ihren Wert bewiesen hatte. Gabrielles Information über das Geheimtreffen letzte Woche zwischen dem NASA-Chef und dem Präsidenten konnte nur bedeuten, dass der NASA neue Probleme ins Haus standen –

möglicherweise hatte sich wieder ein Land aus der Finanzierung der Raumstation verabschiedet.

Als seine Limousine am Washington Monument vorbeifuhr, konnte Senator Sexton sich nicht des Gefühls erwehren, dass das Schicksal es gut mit ihm meinte.

8

Präsident Zachary Herney war lediglich von mittlerer Größe, schlank, mit schmalen Schultern. Er hatte ein sommersprossiges Gesicht, schütteres schwarzes Haar und trug Zweistärkengläser. Seine wenig eindrucksvolle äußere Erscheinung stand jedoch in krassem Gegensatz zu der landesväterlichen Ergebenheit, die ihm von allen entgegengebracht wurde, die ihn kannten. Es hieß, man brauche Zach Herney nur einmal getroffen zu haben, um für ihn durchs Feuer zu gehen.

»Ich bin froh, dass Sie kommen konnten«, sagte er, während er Rachel die Hand schüttelte. Sein Händedruck war warm und fest.

Rachel kämpfte mit dem Frosch in ihrem Hals. »Mr President… es ist mir eine große Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Der Präsident lächelte ihr aufmunternd zu. Die politischen Karikaturisten liebten seine freundlichen Züge, denn auch die größte Verfremdung konnte seinem liebenswürdigen Lächeln und seiner ungekünstelten Wärme nichts anhaben. In seinen Augen spiegelten sich Selbstsicherheit und Würde.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden«, sagte er auffordernd. »Ich habe für Sie eine Tasse Kaffee, auf der Ihr Name steht.«

»Vielen Dank, Sir.«

Er drückte die Taste der Sprechanlage und bestellte den Kaffee in sein Büro.

Rachel folgte dem Präsidenten durchs Flugzeug. Es war nicht zu übersehen, dass

Herney für einen Mann mit einem Tief in den Umfragen außerordentlich aufgeräumt und ausgeruht aussah.

Außerdem war er zwanglos gekleidet – Blue Jeans, Polohemd und L.-L.-Bean-Wanderschuhe.

Rachel versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen. »Sie sind wandern gegangen, Mr President?«

»Keineswegs. Meine Wahlkampfberater haben beschlossen, dass das mein neuer Stil sein soll. Was halten Sie davon?«

Rachel hoffte im Interesse dieses Mannes, dass er Witze machte. »Es wirkt sehr… äh, männlich, Sir.«

Herney verzog keine Miene. »Gut. Wir glauben damit Ihrem Vater einige weibliche Wählerstimmen abjagen zu können.«

Nach einer Sekunde lächelte er unvermittelt. »Miss Sexton, das war ein Scherz. Wir wissen beide, dass diese Wahl nicht mit einem Polohemd und einem Paar Jeans zu gewinnen ist.«

Die gute Laune und Offenheit des Präsidenten vertrieben rasch den Rest von Rachels Befangenheit. Was diesem Mann an körperlicher Präsenz fehlte, wurde durch seine diplomatische Ader mehr als ausgeglichen. Diplomatie war eine Kunst, und Zach Herney beherrschte sie wie kein Zweiter.

Rachel folgte ihm in den rückwärtigen Teil des Flugzeugs. Je weiter sie kamen, desto weniger glaubte man sich in einem Flugzeug zu befinden – geschwungene Flure, tapezierte Wände, sogar ein Fitnessraum mit Stepper und Rudermaschine. Das Flugzeug wirkte seltsamerweise vollkommen verlassen.

»Sie reisen allein, Mr President?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir sind eben erst angekommen.«

Rachel war erstaunt. *Von wo angekommen?* Ihre Geheimdienstberichte von dieser Woche hatten nichts von Reiseplänen des Präsidenten erwähnt. Er benutzte Wallops Island offenbar, um unbemerkt verreisen zu können.

»Mein Stab ist unmittelbar vor Ihrer Ankunft ausgestiegen«, sagte der Präsident. »Ich werde in Kürze ins Weiße Haus zurückfliegen, aber ich wollte mit Ihnen lieber

hier als in meinem Büro zusammentreffen.«

»Um mich einzuschüchtern?«

»Ganz im Gegenteil, Miss Sexton, aus Respekt vor Ihnen. Das Weiße Haus ist alles andere als ein verschwiegener Ort. Sie könnten gegenüber Ihrem Vater in eine unangenehme Lage geraten, wenn die Öffentlichkeit von unserem Treffen erführe.«

»Das weiß ich zu schätzen, Sir.«

»Ich habe den Eindruck, Sie verstehen sehr elegant auf des Messers Schneide zu wandeln, und ich beabsichtige nicht, Ihnen diesen Balanceakt zu erschweren.«

Rachel musste unwillkürlich an den Frühstückstreff mit ihrem Vater denken. Die Bezeichnung »elegant« schien ihr hierfür durchaus fehl am Platz. Wie auch immer, Zach Herney war um Diskretion bemüht, wozu er keineswegs verpflichtet gewesen wäre.

»Darf ich Sie Rachel nennen?«, fragte Herney.

»Natürlich.« *Wie wär's, wenn du ihn Zach nennst?*

»Mein Büro«, sagte der Präsident und hielt ihr eine geschnitzte Tür auf.

Das Präsidentenbüro an Bord der Air Force One war zweifellos gemütlicher als sein Gegenstück im Weißen Haus, obwohl die Möblierung einen Anflug von Nüchternheit besaß. Aktenberge türmten sich auf dem Schreibtisch; dahinter hing ein Gemälde: Dreimastschoner in schwerer See. Es wirkte wie die perfekte Metapher auf Präsident Herneys gegenwärtige Situation.

Der Präsident ließ Rachel in einem der drei Bürosessel vor seinem Schreibtisch Platz nehmen. Rachel erwartete, dass er sich hinter seinen Schreibtisch setzen würde, doch er zog einen der Sessel heran und setzte sich zu ihr.

Gleiche Augenhöhe, konstatierte sie. *Der Meister des Kontakts.*

Der Präsident ließ sich mit einem Seufzer in den Sessel fallen.

»Nun, Rachel, ich nehme an, Sie fragen sich, wie Sie eigentlich dazu kommen, auf einmal hier zu sitzen. Stimmt's?«

Die letzten Vorbehalte Rachels bröckelten angesichts der Offenheit, mit der Herney

mit ihr sprach.

»Um ehrlich zu sein, Sir, ich bin völlig perplex.«

Herney brach in lautes Gelächter aus. »Das ist gut! Es gelingt mir nicht alle Tage, jemand vom NRO in diese Lage zu versetzen.«

»Es geschieht auch nicht alle Tage, dass jemand vom NRO von einem Präsidenten in Wanderschuhen in die Air Force One eingeladen wird.«

Wieder lachte der Präsident.

Es klopfte leise an der Tür. Ein weibliches Besatzungsmitglied trat mit einem Tablett ein, auf dem eine dampfende zinnerne Kaffeekanne und zwei Zinnbecher standen. Auf einen Wink des Präsidenten stellte sie das Tablett auf dem Schreibtisch ab und verschwand.

»Zucker und Sahne?« Der Präsident stand auf, um das Gewünschte anzureichen.

»Nur Sahne, bitte.« Rachel genoss den würzigen Duft. *Der Präsident der Vereinigten* Staaten *bedient dich eigenhändig beim Kaffeetrinken.*

»Echter Paul Revere«, sagte er, als er ihr den schweren Zinnbecher reichte. »Ein bisschen Luxus muss sein.«

Rachel nahm einen Schluck. Einen besseren Kaffee hatte sie nie getrunken.

Nachdem Herney sich selbst Kaffee eingeschenkt hatte, setzte er sich wieder. »Wie auch immer, lassen Sie uns zum Geschäftlichen kommen. Leider ist meine Zeit begrenzt.« Er ließ einen Würfel Zucker in den Becher fallen und hob den Blick, um Rachel anzuschauen. »Ich nehme an, Bill Pickering hat Sie gewarnt, ich würde Sie lediglich deshalb zu sprechen wünschen, um politischen Vorteil daraus zu schlagen.«

»Genau das waren seine Worte, Sir.«

Der Präsident lachte in sich hinein. »Der unverbesserliche Zyniker.«

»Dann irrt er sich?«

»Machen Sie Scherze?« Der Präsident lachte. »Bill Pickering irrt sich nie. Er hat wie immer den Nagel auf den Kopf getroffen!«

9

Gabrielle Ashe schaute geistesabwesend zum Fenster von Senator Sextons Luxuslimousine hinaus, die durch den dichten Morgenverkehr zu Sextons Bürogebäude kroch. Sie versuchte sich Rechenschaft darüber abzulegen, wie sie an diesen Punkt ihres Lebens gelangt war. Persönliche Assistentin von Senator Sedgewick Sexton. Genau das wollte sie doch immer werden, oder?

Du sitzt mit dem nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten im Auto.

Gabrielle schaute den Senator an, wie er in seiner luxuriös ausgestatteten Limousine saß. Sie bewunderte sein gutes Aussehen und seine perfekte Garderobe. Er sah aus, wie ein Präsident aussehen musste.

Als Gabrielle Sexton das ersten Mal reden gesehen hatte, war sie noch im Abschlusssemester im Fach Politische Wissenschaften an der Cornell Universität gewesen. Nie würde sie vergessen, wie seine Augen das Publikum in ihren Bann zogen, als wolle er jedem Einzelnen seine Botschaft zusenden: *Vertrau mir!* Nach Sextons Rede hatte sie sich mit all den anderen angestellt, die ein paar Worte mit Sexton wechseln wollten.

»Gabrielle Ashe«, hatte der Senator von ihrem Namensschildchen abgelesen. »Ein wunderbarer Name für eine wunderbare junge Frau.« Sein Blick signalisierte Ermutigung.

»Oh, danke, Sir«, hatte Gabriele geantwortet. Als der Senator ihre Hand schüttelte, hatte sie seine Stärke gefühlt. »Ich bin von Ihrer Botschaft sehr beeindruckt.«

»Das freut mich zu hören.« Er drückte ihr seine Geschäftskarte in die Hand. »Ich bin immer auf der Suche nach klugen jungen Leuten, die meine Vision mit mir teilen. Setzen Sie sich mit mir in Verbindung, wenn Sie Ihr Studium abgeschlossen haben. Vielleicht haben meine Leute einen Job für Sie.«

Gabrielle öffnete den Mund, um ihm zu danken, doch er beschäftigte sich bereits mit dem Nächsten in der Schlange. In den Monaten darauf verfolgte Gabrielle im Fernsehen mehr oder weniger gezielt die Karriere des Senators. Voller Bewunderung schaute sie zu, wie er gegen die hohen Staatsausgaben zu Felde zog. Er setzte sich für Etatkürzungen ein, wollte das Finanzministerium schlanker und effektiver machen, die DEA abspecken und sogar eine ganze Reihe umstrittener Sozialprogramme abschaffen. Dann kam plötzlich seine Frau bei einem

Verkehrsunfall ums Leben. Ehrfürchtig schaute Gabrielle zu, wie der Senator das Negative ins Positive zu wenden verstand. Sexton wuchs über seinen persönlichen Schmerz hinaus und erklärte vor der ganzen Welt, er werde sich um das Amt des Präsidenten bewerben und den Rest seines öffentlichen Lebens dem Andenken an seine Frau widmen. Das war der Augenblick, da Gabrielle beschloss, sich im Wahlkampf Senator Sextons zu engagieren.

Jetzt war sie Sexton so nahe gekommen, dass es näher nicht mehr ging. Bei der Erinnerung an die Nacht in Sextons luxuriösem Büro krümmte Gabrielle sich zusammen und versuchte, die peinlichen Bilder aus ihrem Gedächtnis zu verdrängen. *Was hast du dir dabei gedacht?* Sie wusste, sie hätte nicht nachgeben dürfen, aber irgendwie hatte sie es nicht geschafft. Sexton war schon seit langem ihr Idol gewesen… und allein der Gedanke, dass er ausgerechnet *sie* begehrte!

Als die Limousine schaukelnd über eine Schwelle rumpelte, kehrten Gabrielles Gedanken unsanft in die Gegenwart zurück.

»Alles in Ordnung?« Sexton musterte sie.

Gabrielle setzte rasch ein Lächeln auf. »Ja, Sir.«

»Sie denken immer noch an diese Wadenbeißer, nicht wahr?«

Gabrielle hob die Schultern. »Ja, ich mache mir schon noch ein bisschen Sorgen.«

»Brauchen Sie nicht. Es war das Beste, was meiner Wahlkampagne passieren konnte.«

Peinliche Indiskretionen über den politischen Gegner an die Öffentlichkeit durchsickern zu lassen – dass er zum Beispiel einen Penisvergrößerer benutze oder ein Homo-Magazin abonniert habe –, war keine schöne Taktik, aber wenn sie zog, dann zog sie gewaltig.

Es sei denn, der Schuss ging nach hinten los.

Und er war nach hinten losgegangen. Und zwar für das Weiße Haus. Von den immer schlechteren Umfrageergebnissen beunruhigt, hatte der Wahlkampfstab des Präsidenten sich auf die aggressive Schiene begeben und die angebliche Affäre von Senator Sexton mit seiner persönlichen Assistentin Gabrielle Ashe an die große Glocke gehängt. Dummerweise gab es keine hieb- und stichfesten Beweise. Senator Sexton, der den Angriff schon immer für die beste Verteidigung gehalten hatte, erkannte die günstige Gelegenheit. Er berief eine Pressekonferenz ein, vor der er

seine Unschuld beteuerte und seiner Empörung Ausdruck verlieh. »Für mich ist es nicht nachvollziehbar«, hatte er mit traurigem Blick in die Kameras verkündet, »dass der Präsident sich dazu hergibt, das Andenken an meine Frau mit diesen gemeinen Lügen in den Schmutz zu ziehen.«

Senator Sextons Fernsehauftritt war so überzeugend gewesen, dass Gabrielle selbst schon fast glaubte, sie hätte nicht mit dem Senator geschlafen. Als sie sah, mit welcher Bravour Sexton lügen konnte, wurde ihr bewusst, dass er in der Tat ein gefährlicher Mann war.

Gabrielle zweifelte nicht daran, das stärkste Pferd zu unterstützen, aber in jüngster Zeit waren ihr gelegentlich Zweifel gekommen, ob es auch das beste Pferd im Stall war. Die Arbeit mit Sexton hatte ihr in vielerlei Hinsicht die Augen geöffnet – vergleichbar mit einer Besichtigungstour durch die Filmstudios von Hollywood, wo das kindliche Erstaunen über die Filmwelt der Erkenntnis weicht, dass in Hollywood doch nicht gezaubert wird.

Gabrielles Vertrauen in Senator Sextons politische Botschaft war zwar noch intakt, nicht aber das Vertrauen in den Botschafter.

10

Rachel, ich werde Sie jetzt in einen streng geheimen Vorgang einweihen«, sagte der Präsident. »Die Geheimhaltungsstufe überschreitet Ihre derzeitige Klassifikation.«

Rachel hatte das Gefühl, von den Wänden der Air Force One erdrückt zu werden. Der Präsident hatte sie nach Wallops Island eingeflogen, in sein Flugzeug eingeladen, ihr Kaffee kredenzt, rundheraus zugegeben, dass er sie des eigenen politischen Vorteils halber gegen ihren Vater einzusetzen beabsichtigte – und jetzt erklärte er auch noch, er wolle ihr widerrechtlich Material der höchsten Geheimhaltungsstufe offenbaren. So umgänglich Zach Herney bei oberflächlicher Betrachtung wirken mochte, Rachel hatte soeben einen weiteren wichtigen Zug dieses Mannes kennen gelernt: Er übernahm im Handumdrehen das Ruder.

Der Präsident sah ihr fest in die Augen. »Vor zwei Wochen«, sagte er, »hat die NASA eine Entdeckung gemacht.«

Es dauerte einen Moment, bis Rachel die volle Bedeutung dieses Satzes begriffen hatte. *Eine Entdeckung der NASA?* Die letzten Geheimdienstberichte hatten keinerlei

ungewöhnliche Vorgänge bei der Weltraumagentur gemeldet. Heutzutage konnte »eine neue Entdeckung der NASA« natürlich auch bedeuten, dass man wieder einmal ein neues Projekt als viel zu kostengünstig eingeschätzt hatte.

»Bevor wir uns weiter unterhalten«, sagte der Präsident, »würde ich gern wissen, ob Sie die Geringschätzung Ihres Vaters für die Weltraumforschung teilen.«

Rachel spürte wenig Lust, sich dazu zu äußern. »Ich hoffe, Sie haben mich nicht herbestellt, damit ich meinem Vater die Schmähreden gegen die NASA ausrede.«

Herney lachte. »Um Gottes willen! Ich habe lange genug mit dem Senat zu tun gehabt, um zu wissen, dass Sedgewick Sexton sich von *niemand* etwas ausreden lässt.«

»Sir, wie die meisten erfolgreichen Politiker ist auch mein Vater Opportunist. Und die NASA hat sich nun mal leider selbst zur Zielscheibe gemacht.« Die neueste Kette von Fehlschlägen der NASA war so haarsträubend, dass man nur noch weinen oder lachen konnte – Satelliten, die sich in der Umlaufbahn in ihre Einzelteile auflösten, Weltraumsonden, zu denen der Funkkontakt abriss, eine internationale Weltraumstation, die plötzlich das Zehnfache kostete, sodass die Mitgliedsländer das Projekt verließen wie die Ratten ein sinkendes Schiff. Milliarden waren in den Sand gesetzt worden, und Senator Sexton betätigte sich als Wellenreiter auf der Welle der Misserfolge, die allem Anschein nach durchaus geeignet war, ihn bis ins Weiße Haus zu tragen.

»Ich gebe gerne zu, dass die NASA in letzter Zeit ein einziges Katastrophengebiet gewesen ist«, sagte der Präsident. »Ich brauche mich nur umzudrehen, und sie liefert mir schon wieder einen Grund, weshalb ich eigentlich die Mittel kürzen sollte.«

Rachel nutzte die Chance, den Fuß in die Tür zu bekommen.

»Dennoch, Sir, haben Sie der NASA letzte Woche mit einer weiteren Finanzspritze von drei Milliarden aus der Patsche geholfen, damit der Laden weiterlaufen kann.«

Der Präsident lachte in sich hinein. »Das hat Ihrem Vater gefallen, nicht wahr?«

»Man sollte seinem Henker nicht den Strick reichen.«

»Haben Sie ihn gestern Abend in der Sendung ›Nightline‹ gesehen? ›Zach Herney ist weltraumsüchtig, und er lässt sich seine Sucht vom Steuerzahler finanzieren‹.«

»Aber Sie selbst sorgen doch unentwegt dafür, dass er Recht hat, Sir!«

Herney nickte. »Ich mache kein Geheimnis daraus, dass ich ein großer NASA-Fan bin. Ich bin es immer gewesen und habe nie gezögert, meiner Bewunderung und meinem Stolz auf unser nationales Weltraumprogramm Ausdruck zu verleihen. Nach meinem Dafürhalten sind die Männer und Frauen der NASA die Pioniere unserer Zeit. Sie versuchen das Unmögliche, stecken Fehlschläge ein und stellen sich anschließend wieder ans Reißbrett, während alle anderen tatenlos zusehen und meckern.«

Rachel schwieg. Sie spürte, dass unter dem ruhigen Äußeren des Präsidenten ein unbändiger Zorn über die pausenlosen Ausfälle ihres Vaters gegen die NASA schwelte. Sie wurde allmählich neugierig, was die NASA eigentlich entdeckt hatte. Der Präsident hatte es wirklich nicht eilig, zum Punkt zu kommen.

»Heute werde ich dafür sorgen, dass Ihre Meinung über die NASA sich entscheidend ändert«, sagte der Präsident eindringlich.

Rachel schaute ihn fragend an. »Meine Stimme haben Sie bereits, Sir. Sie sollten sich auf den Rest der Bevölkerung konzentrieren.«

»Das habe ich vor.« Er trank einen Schluck Kaffee und lächelte. »Und ich möchte Sie bitten, mir dabei zu helfen.« Er unterbrach sich und beugte sich zu ihr herüber. »Auf eine höchst ungewöhnliche Weise.«

Rachel spürte, wie Zach Herney sie eingehend musterte, wie ein Jäger, der abzuschätzen versucht, ob sein Beutetier angreifen oder flüchten wird. Rachel sah allerdings keinerlei Möglichkeit zur Flucht.

Der Präsident schenkte ihr und sich selbst noch einmal Kaffee ein. »Ich nehme an, Sie wissen, worum es sich bei dem NASA Projekt EOS handelt.«

Rachel nickte. Das Erd-Observierungs-System. »Ich glaube, mein Vater hat EOS schon ein-, zweimal erwähnt.«

Bei Rachels schwachem Versuch, sarkastisch zu wirken, runzelte der Präsident die Stirn. In Wirklichkeit hackte ihr Vater bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf EOS herum. Es war eines der umstrittensten Großprojekte der NASA – ein Netzwerk aus fünf Satelliten, die unseren Planeten aus dem All beobachten und Umweltprobleme melden und analysieren sollten: Die Ozonlöcher, das Abschmelzen der Polkappen, die globale Erwärmung, das Schwinden der Regenwälder.

Der Zweck des Systems war, der weltweiten Umweltforschung einzigartiges

makroskopisches Datenmaterial an die Hand zu geben. Unglücklicherweise wurde das EOS-Projekt vom Pech verfolgt. Wie viele der jüngsten NASA-Projekte litt es von Anfang an unter einer Kostenexplosion. Und Zach Herney hielt jedes Mal den Kopf hin. Mithilfe der Umwelt-Lobby hatte er das 1,4 Milliarden Dollar schwere EOS-Projekt durch den Kongress gepaukt. Aber anstatt den versprochenen Beitrag zur wissenschaftlichen Gesamtschau unserer Erde zu liefern, hatte EOS sich rasch zu einem kostspieligen Albtraum aus Fehlstarts, Computerpannen und peinlichen NASA-Pressekonferenzen entwickelt. Der Einzige, der darüber lachen konnte, war Senator Sexton, der den Wählern und Wählerinnen süffisant vorrechnete, wie viele Steuergroschen der Präsident ins EOS-Projekt gesteckt hatte und wie jämmerlich wenig für das Geld der Wähler herausgekommen war.

Der Präsident ließ ein Stück Würfelzucker in seinen Zinnbecher sinken. »Es mag überraschend klingen, aber die NASA-Entdeckung, von der ich gesprochen habe, wurde von EOS gemacht.«

Rachel verstand überhaupt nichts mehr. Wenn EOS unlängst einen Erfolg feiern konnte, hätte die NASA doch damit aufgetrumpft, oder etwa nicht? Ihr Vater hatte EOS in den Medien ans Kreuz genagelt. Hätte da nicht schon der kleinste Erfolg der NASA wie gerufen kommen müssen?

»Von einer Entdeckung der NASA ist mir nichts bekannt«, sagte Rachel.

»Das weiß ich. Diesmal zieht die NASA es vor, die Erfolgsnachricht eine gewisse Zeit für sich zu behalten.«

Rachel hatte ihre Zweifel. »Nach meiner Erfahrung bedeuten im Fall der NASA keine Nachrichten in der Regel schlechte Nachrichten.« Zurückhaltung war keine Tugend der NASA-Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit. Beim NRO hieß es scherzhaft, bei der NASA brauche ein Wissenschaftler nur einen fahren zu lassen, schon würde eine Pressekonferenz einberufen.

Der Präsident verzog das Gesicht. »Ach ja, ich vergesse immer wieder, dass ich mich mit einer von Pickerings Geheimhaltungsspezialistinnen unterhalte. Stöhnt er immer noch über das lockere Mundwerk der NASA?«

»Geheimhaltung ist Pickerings Geschäft. Er nimmt es sehr ernst.«

»Das sollte er auch. Es ist mir nur immer noch unerfindlich, wieso zwei staatliche Einrichtungen, die so viele Gemeinsamkeiten haben, andauernd im Clinch liegen.«

Während ihrer Tätigkeit bei William Pickering hatte Rachel schon früh gelernt, dass

die NASA und das NRO trotz ihrer gemeinsamen Beschäftigung mit Weltraumfragen gegensätzliche Philosophien verfolgten. Das NRO war eine Behörde der Landesverteidigung und hielt daher sämtliche Weltraumaktivitäten streng geheim, während die NASA wissenschaftliche Interessen verfolgte und alle ihre Durchbrüche geschäftig auf dem ganzen Erdball publizierte – oft, wie William Pickering immer wieder kritisierte, zum Schaden der nationalen Sicherheit. Einige der fortschrittlichsten technischen Entwicklungen der NASA – hochauflösende Linsensysteme für Weltraumteleskope und radargestützte bildgebende Verfahren – hatten die unangenehme Eigenart, plötzlich im Geheimdienstarsenal gegnerischer Länder aufzutauchen und gegen die USA zu Spionagezwecken eingesetzt zu werden. Bill Pickering schimpfte oft, die NASA-Wissenschaftler hätten zwar ein großes Hirn, aber ein noch größeres Maul.

Ein besonderer Streitpunkt lag darin, dass die NASA die Satelliten des NRO ins All transportierte. Das NRO war daher von vielen der jüngsten Fehlschläge der NASA unmittelbar betroffen gewesen. Die dramatischste Panne hatte sich am zwölften August 1998 ereignet, als eine Titan-4-Rakete von NASA und Luftwaffe vierzig Sekunden nach dem Start explodierte und ihre Fracht mit sich ins Verderben riss – einen 1,2 Milliarden Dollar teuren NRO Satelliten mit dem Codenamen Vortex 2. Gerade dieser Vorgang haftete Pickering besonders unangenehm im Gedächtnis.

»Warum ist die NASA mit ihrer jüngsten Entdeckung nicht an die Öffentlichkeit gegangen?«, wollte Rachel wissen. »Gerade jetzt könnte sie eine positive Nachricht doch sehr gut gebrauchen.«

»Die NASA hat sich nicht gemeldet«, sagte der Präsident, »weil ich es so angeordnet habe.«

Rachel fragte sich, ob sie richtig gehört hatte. Falls ja, war der Präsident im Begriff, ein politisches Harakiri zu begehen, das ihr unverständlich war.

»Die Konsequenzen dieser Entdeckung sind… wie soll ich sagen, völlig unabsehbar«, sagte der Präsident.

Rachel lief es kalt den Rücken hinunter. In der Welt der Geheimdienste bedeuteten »unabsehbare Konsequenzen« selten etwas Gutes. Sie fragte sich, ob die Geheimnistuerei vielleicht darauf zurückzuführen war, dass das EOS-System eine unmittelbar drohende Umweltkatastrophe entdeckt hatte. »Stehen wir vor einem Problem?«

»In keiner Weise. EOS hat etwas ganz und gar Wunderbares entdeckt.«

Rachel wartete schweigend.

»Wenn ich Ihnen nun sage, dass die NASA kürzlich eine Entdeckung von so herausragendem wissenschaftlichen Rang gemacht hat… von einer so weltbewegenden Bedeutung… dass jeder Dollar, den die Amerikaner für die Erforschung des Weltraums ausgegeben haben, gerechtfertigt ist…?«

Rachel konnte es sich nicht vorstellen.

Der Präsident erhob sich. »Lassen Sie uns ein paar Schritte spazieren gehen.«

11

Rachel folgte Präsident Herney hinaus auf die glänzende Aluminiumgangway der Air Force One. Beim Hinuntersteigen spürte Rachel ihren Kopf in der rauen Märzluft wieder klar werden. Leider erschien ihr die Ankündigung des Präsidenten in der neu gewonnenen Klarheit noch haltloser als zuvor.

Die NASA hat eine Entdeckung von so herausragendem wissenschaftlichen Rang gemacht, dass jeder Dollar, den die Amerikaner für die Erforschung des Weltraums ausgegeben haben, gerechtfertigt ist?

Nach Rachels Einschätzung konnte es sich bei dieser Größenordnung der Entdeckung nur um eines handeln, um den Heiligen Gral der NASA: die Entdeckung einer außerirdischen Lebensform. Andererseits war Rachel gerade über diesen Heiligen Gral ausreichend im Bilde, um zu wissen, wie unwahrscheinlich eine solche Entdeckung war.

Als Nachrichtenanalystin wurde Rachel unentwegt aus dem Freundeskreis darauf angesprochen, dass Kontakte mit Außerirdischen stattgefunden hätten, die von der Regierung angeblich verschleiert würden. Sie war immer wieder sprachlos über die angeblichen Tatsachen, die von ihren »sachkundigen« Bekannten bemüht wurden – abgestürzte fliegende Untertassen, die in geheimen Regierungsbunkern bewacht würden, tiefgefrorene Leichen von Außerirdischen, sogar Entführungen ahnungsloser Mitbürger, die in fliegenden Untertassen angeblich chirurgisch untersucht worden waren.

Es war natürlich alles blanker Unsinn. Es gab keine Außerirdischen und keine Verschleierungsmanöver.

In Geheimdienstkreisen wusste jeder, dass die Mehrzahl der gesichteten »fliegenden Untertassen« und der Entführungen durch Außerirdische schlichtweg das Produkt einer überhitzten Phantasie oder kassenträchtige Schwindeleien gewesen waren.

Authentische Fotografien von UFOs stammten notorisch aus der Umgebung von US-Luftwaffenstützpunkten, wo neue, geheim gehaltene Flugzeugtypen getestet wurden. Als die Firma Lockheed die Flugerprobung des Stealth-Bombers begann, stieg die Zahl der gemeldeten UFOs im Bereich von Edwards Air Force Base um das Fünfzehnfache.

»Sie schauen sehr skeptisch drein«, sagte der Präsident mit einem Seitenblick auf Rachel.

Der Klang seiner Stimme riss Rachel aus ihren Betrachtungen.

Sie schaute ihn an, ohne recht zu wissen, wie sie antworten sollte.

»Also…« Sie zögerte. »Darf ich davon ausgehen, Sir, dass es sich hier nicht um außerirdisches Fluggerät oder kleine grüne Männchen handelt?«

Der Präsident wirkte amüsiert. »Ich bin sicher, Sie werden diese Entdeckung wesentlich spannender finden als jeden Science-Fiction-Roman.«

Mit Erleichterung hörte Rachel, dass die NASA nicht so weit gegangen war, dem Präsidenten aus Verzweiflung eine Ente über Besucher aus dem All zu präsentieren. Gleichwohl hatte die Bemerkung des Präsidenten das Geheimnis eher vertieft als gelüftet. »Nun, was immer die NASA gefunden hat, der Zeitpunkt hätte passender nicht sein können«, sagte Rachel.

Herney blieb auf der Gangway stehen. »Passend? Inwiefern?«

Inwiefern? Rachel blieb ebenfalls stehen und blickte den Präsidenten an. »Mr President, die NASA führt derzeit zum Nachweis ihrer Existenzberechtigung einen Kampf auf Leben und Tod, und Sie selbst stehen ebenfalls unter Beschuss, weil Sie weiterhin Mittel bereitstellen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wäre ein größerer Durchbruch der NASA für die Weltraumbehörde selbst und ebenso für Ihre Wahlkampagne ein Geschenk des Himmels.

Ihre Kritiker werden den Zeitpunkt bestimmt höchst verdächtig finden.«

»Dann betrachten Sie mich also… entweder als Lügner, oder als Narr?«

Rachel spürte, wie ihr die Kehle eng wurde. »Sir, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich wollte nur…«

»Macht nichts.« Herney lächelte, als er die Stufen weiter hinunterstieg. »Als der Direktor der NASA mir von der Entdeckung berichtete, hielt ich das Ganze für absurd. Ich habe dem Mann vorgeworfen, das durchsichtigste politische Verwirrspiel aller Zeiten inszenieren zu wollen.«

Am Fuß der Treppenrampe blieb Herney stehen. Er schaute Rachel an. »Ich möchte die NASA schützen. Das ist einer der Gründe, weshalb ich Sie gebeten habe, die Entdeckung verborgen zu halten. Dieser Fund hat eine Größenordnung, die alles übertrifft, was die NASA je zu melden hatte. Die Mondlandung ist dagegen ein Klacks. Weil alle, mich selbst eingeschlossen, dabei so viel zu gewinnen oder zu verlieren haben, hielt ich es für angebracht, dass jemand die Angaben der NASA nachprüft, bevor wir uns ins Kreuzfeuer der Weltöffentlichkeit begeben.«

Rachel war alarmiert. »Dabei können Sie doch nicht an mich gedacht haben, Sir.«

Der Präsident lachte. »Nein, Ihr Fachgebiet ist ein anderes.

Außerdem habe ich die Bestätigung durch regierungsunabhängige Kanäle bereits erhalten.«

Rachels Erleichterung machte neuer Ratlosigkeit Platz. »Regierungsunabhängige Kanäle, Sir? Soll das heißen, Sie haben sich an den ganz normalen Wissenschaftsbetrieb gewandt? In einer so streng geheimen Angelegenheit?«

Der Präsident nickte zutiefst überzeugt. »Ich habe eine externe Kommission einberufen. Sie besteht aus vier renommierten Wissenschaftlern aus der zivilen Forschung, die nicht der NASA angehören und einen guten Ruf genießen. Sie arbeiten mit ihren eigenen Gerätschaften und ziehen völlig unbeeinflusst ihre Schlüsse. Während der letzten achtundvierzig Stunden haben mir diese Wissenschaftler bestätigt, dass die Entdeckung der NASA über jeden Zweifel erhaben ist.«

Rachel war beeindruckt. Präsident Herney hatte sich mit der für ihn typischen Bravour aus der Affäre gezogen. Er hatte mit den vier unabhängigen Wissenschaftlern aus der zivilen Forschung ein Team von Berufsskeptikern engagiert, die von einer Bestätigung der NASA-Entdeckung keinerlei Vorteil haben konnten und sich auf diese Weise unangreifbar gemacht gegen den Vorwurf, mit einem verzweifelten Manöver der NASA werde der Versuch gemacht, das horrende Budget zu rechtfertigen, dem freundlich gesonnenen Präsidenten zur Wiederwahl zu

verhelfen und die Angriffe Senator Sextons abzuwehren.

»Heute Abend um zwanzig Uhr werde ich im Weißen Haus vor die Presse treten und vor der ganzen Welt eine Erklärung über unsere Entdeckung abgeben«, sagte Herney.

Rachel war enttäuscht. Der Präsident hatte sie bislang über die Art der Entdeckung noch völlig im Dunkeln gelassen. »Um was genau handelt es sich bei dieser Entdeckung?«

Der Präsident lächelte. »Sie werden feststellen, dass Geduld auch heutzutage noch eine Tugend ist. Mir ist daran gelegen, dass Sie die Lage in all ihren Aspekten verstehen, bevor wir weitere Schritte unternehmen. Der Direktor der NASA erwartet Sie. Er wird Ihnen alles erklären, was Sie wissen müssen. Anschließend werden wir uns dann noch einmal über Ihre zukünftige Rolle unterhalten.«

Rachel sah, wie sich tief in den Augen des Präsidenten ein drohendes Drama ankündigte. Sie erinnerte sich an Pickerings Vermutung, dass das Weiße Haus nicht mit der ganzen Wahrheit herausrücken würde. Pickering schien wieder einmal Recht zu behalten.

Herney deutete auf einen Flugzeughangar. »Kommen Sie bitte mit«, sagte er, während er zur Halle schritt.

Rachel folgte ihm. Sie war ziemlich ratlos. Das Gebäude vor ihnen hatte keine Fenster, die riesigen Hallentore waren geschlossen. Der einzige Zugang schien eine kleine Seitentür zu sein. Sie stand offen. Der Präsident steuerte auf die Tür zu. Ein paar Schritte davor blieb er stehen.

»Hier ist Endstation für mich«, sagte er. Er zeigte auf die Tür.

»Sie gehen bitte dort hinein.«

Rachel zögerte. »Sie kommen nicht mit?«

»Ich muss ins Weiße Haus zurück. Wir werden uns in Kürze wieder unterhalten. Haben Sie ein Handy?«

»Natürlich, Sir.«

»Geben Sie es mir bitte.«

Rachel kramte das Handy aus ihrer Tasche und händigte es ihm aus in der Annahme, er wolle eine Kontaktnummer eingeben, doch Herney steckte das Handy in die Hosentasche.

»Sie sind ab jetzt nicht mehr erreichbar. Ihre beruflichen Verpflichtungen werden von jemand anderem wahrgenommen. Ohne meine persönliche Erlaubnis oder die des Direktors der NASA werden Sie heute mit niemand mehr sprechen. Haben Sie verstanden?«

Rachel machte große Augen. *Hat der Präsident dir gerade eben dein Handy geklaut?*

»Sobald Sie vom Chef der NASA über die Entdeckung aufgeklärt worden sind, wird er eine abhörsichere Verbindung zu mir herstellen. Wir sprechen uns in Kürze. Viel Glück!«

Rachel betrachtete die Hangartür. Ihr Unbehagen wuchs.

Präsident Herney legte ihr väterlich die Hand auf die Schulter und wies mit dem Kinn zur Tür. »Rachel, ich versichere Ihnen, Sie werden es nicht bereuen, mir in dieser Angelegenheit geholfen zu haben.«

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ging zu dem PaveHawk-Hubschrauber, der Rachel hergebracht hatte. Ohne einen Blick zurück stieg er an Bord.

12

Rachel stand einsam und verlassen auf der Schwelle des abgelegenen Hangars auf Wallops Island und spähte in die Dunkelheit jenseits der Tür. Sie kam sich vor wie auf einem Sprungbrett in eine andere Welt. Ein dumpfer, kühler Lufthauch strömte ihr aus dem höhlengleichen Innenraum entgegen. Ihr war, als würde das Gebäude atmen.

»Hallo?«, rief sie. Ihre Stimme zitterte.

Stille.

Mit wachsender Unruhe trat sie über die Schwelle und sah überhaupt nichts mehr.

Ihre Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen.

»Miss Sexton, nehme ich an?«, sagte eine männliche Stimme ganz in der Nähe.

Rachel fuhr herum. »Ja…?«

Sie sah einen Mann auf sich zukommen. Als ihre Augen sich an das Zwielicht gewöhnt hatten, sah sie einen jungen Piloten mit kantigem Gesicht in einer NASA-Fliegerkombination vor sich stehen. Er war durchtrainiert und muskulös, und auf seiner Brust prangten zahllose Auszeichnungen.

»Commander Wayne Loosigan«, stellte der Mann sich vor. »Tut mir Leid, falls ich Sie erschreckt habe, Ma'am. Hier drin ist es ziemlich dunkel. Ich hatte noch keine Gelegenheit, die Rolltore zu öffnen.« Bevor Rachel etwas sagen konnte, fuhr er fort: »Ich werde heute Ihr Pilot sein.«

»Pilot?« Rachel schaute den Mann verblüfft an. *Einen Piloten hatte ich bereits.* »Ich soll hier Ihren Chef treffen.«

»Richtig, Ma'am. Ich habe Befehl, Sie unverzüglich zu ihm zu bringen.«

Rachel brauchte einen Moment, um diese Information zu verdauen. Sie fühlte sich verschaukelt. Die Flüge ins Ungewisse waren offensichtlich noch nicht vorüber. »Und wo befindet sich Ihr Chef?«

»Das kann ich Ihnen derzeit noch nicht sagen«, erklärte der Pilot. »Ich werde seine Zielkoordinaten erst in der Luft erhalten.«

Rachel spürte, dass der junge Mann die Wahrheit sagte. Augenscheinlich waren sie und Pickering nicht die Einzigen, die an diesem Vormittag im Ungewissen gelassen wurden. Der Präsident nahm es mit der Geheimhaltung sehr genau. Rachel war bestürzt, mit welcher Leichtigkeit und Geschwindigkeit er sie unerreichbar gemacht hatte. *Noch keine halbe Stunde im Revier, und schon bist du von sämtlicher Kommunikation abgeschnitten, und dein Chef hat keine Ahnung, wo du steckst.*

Während Rachel den athletischen NASA-Piloten betrachtete, hatte sie kaum noch Zweifel, dass der Ablauf dieses Vormittags schon längst in Stein gemeißelt war. Diese Exkursion würde stattfinden, ob es ihr gefiel oder nicht. Es blieb nur noch die Frage, wohin sie führte.

Der Pilot ging zur Wand des Hangars und drückte auf einen Knopf. Laut rumpelnd begann weit vorn eine Wand zur Seite zu fahren. Helles Licht flutete herein. In der

Mitte der Halle zeichneten sich die Umrisse eines großen Gegenstands ab.

Rachel fiel die Kinnlade herunter. *Lieber Gott, steh mir bei!*

Mitten im Hangar stand das stromlinienförmigste Flugzeug, das Rachel je gesehen hatte.

»Das ist doch nicht möglich!«, stieß sie hervor.

»Das sagt jeder, Ma'am. Die F-14 Tomcat ist aber eine sehr ausgereifte Maschine.«

Maschine? Das ist eine Rakete mit Flügeln.

Der Pilot führte sie zur F-14. Er deutete hinauf zur zweisitzigen Kanzel. »Sie sitzen hinten.«

»Tatsächlich?« Sie lächelte ihn grimmig an. »Ich dachte schon, ich sollte auch noch ans Steuer.«

Nachdem Rachel in eine Kälteschutz-Fliegerkombination geschlüpft war, kletterte sie mehr oder weniger freiwillig ins Cockpit und quetschte sich in den schmalen Sitz. »Die NASA hat offensichtlich keine Piloten mit einem dicken Hintern«, sagte sie.

Der Pilot grinste. Er half ihr beim Anlegen der Gurte und stülpte ihr den Helm auf den Kopf.

»Wir werden in ziemlicher Höhe fliegen«, sagte er. »Sie werden Sauerstoff brauchen.« Er zog eine Sauerstoffmaske aus der Seitenverkleidung und befestigte sie an Rachels Helm.

»Das kann ich auch alleine«, sagte Rachel unwirsch und griff nach der Maske.

»Natürlich, Ma'am.«

Rachel kämpfte mit dem anatomisch geformten Mundstück, bis sie es schließlich am Helm befestigt hatte. Die Sauerstoffmaske war erstaunlich sperrig und unbequem.

Der Pilot schaute sie eindringlich und ein bisschen amüsiert an.

»Stimmt etwas nicht?«, wollte Rachel wissen.

»Überhaupt nicht, Ma'am. Spucktüten sind unter Ihrem Sitz.

Den meisten Leuten wird schlecht, wenn sie zum ersten Mal in so einer Maschine fliegen.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, beruhigte sie ihn. Ihre Stimme klang hohl unter der eng anliegenden Sauerstoffmaske. »Ich werde nicht so schnell seekrank.«

Der Pilot zuckte mit den Schultern. »Viele Seebären von der Navy haben das auch gesagt, aber ich habe schon jede Menge Seebärenkotze aus meinem Cockpit putzen müssen.«

Rachel starrte ihn düster an. *Das kann ja heiter werden.*

»Noch Fragen, bevor es losgeht?«

Rachel zögerte einen Augenblick, dann tippte sie an das Mundstück, das ihr unangenehm den Hals abschnürte. »Das Ding behindert mich beim Atmen. Wie trägt man das auf langen Flügen?«

Der Pilot lächelte geduldig. »Wissen Sie, Ma'am, normalerweise benutzen wir das Mundstück andersherum.«

Rachel saß startbereit am Anfang der Rollbahn im Jet. Unter ihr surrten die Triebwerke. Sie kam sich vor wie ein Geschoss, das im Gewehrlauf darauf wartet, dass jemand abdrückt. Der Pilot schob die Gashebel nach vorn, und die beiden Lockheed-Triebwerke der Tomcat erwachten brüllend zum Leben. Die ganze Welt schien zu beben. Als der Pilot die Bremsen löste, presste es Rachel in den Sitz. Der Jäger schoss die Rollbahn hinunter. Binnen Sekunden war er in der Luft. Draußen versank die Welt mit Schwindel erregender Geschwindigkeit.

Rachel schloss die Augen, während die Maschine in den Himmel stieß. Sie überlegte, was am heutigen Morgen eigentlich schief gelaufen war. Sollte sie nicht an ihrem Schreibtisch sitzen und Geheimdienstkommuniques schreiben? Stattdessen war sie auf ein testosterongetriebenes Torpedo geschnallt und bezog die Atemluft durch eine Sauerstoffmaske. Als die Tomcat in dreizehntausendfünfhundert Metern Höhe in den Horizontalflug überging, spürte Rachel leichte Übelkeit. Mit aller Willenskraft zwang sie sich, an etwas anderes zu denken. Beim Blick kilometerweit hinunter auf den Ozean kam sie sich plötzlich elend vor.

Vor ihr sprach der Pilot mit jemand über Funk. Er schaltete das Gerät aus und zog die Tomcat unvermittelt in eine scharfe Linkskurve. Die Tragflächen standen beinahe senkrecht. Rachel spürte ihren Magen einen Purzelbaum schlagen. Endlich richtete die Maschine sich wieder auf.

»Vielen Dank für die Vorwarnung, Herr Todesflieger«, stöhnte Rachel.

»Oh, tut mir Leid, Ma'am, aber man hat mir soeben die geheimen Koordinaten für Ihr Treffen mit dem Direktor der NASA übermittelt.«

»Lassen Sie mich mal raten«, sagte Rachel. »Wir fliegen nach Norden.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte der Pilot überrascht.

Rachel seufzte. *Man muss diese computerabhängigen Piloten einfach lieben.* »Es ist jetzt neun Uhr, mein Freund, und die Sonne steht rechts. Also fliegen wir nach Norden. So einfach ist das.«

Einen Augenblick herrschte Stille im Cockpit. »Richtig, Ma'am.

Wir werden heute Vormittag nach Norden fliegen.«

»Und *wie weit* nach Norden?«

Der Pilot überprüfte seine Koordinaten. »Knapp fünftausend Kilometer.«

Rachel saß augenblicklich senkrecht in ihrem Sitz. »Was?« Sie versuchte sich den Globus vorzustellen, aber sie wusste nicht, ob es so weit nördlich überhaupt noch etwas gab. »Das sind ja über vier Stunden Flug!«

»Bei unserer gegenwärtigen Geschwindigkeit schon«, sagte der Pilot. »Halten Sie sich bitte fest.«

Bevor Rachel etwas sagen konnte, fuhr der Pilot die Schwenkflügel ein. Wieder wurde Rachel in den Sitz gepresst. Die Maschine machte einen Satz nach vorne, als hätten sie bislang bewegungslos in der Luft gestanden. Binnen einer Minute war eine Geschwindigkeit von über zweitausendvierhundert Kilometern pro Stunde erreicht.

Inzwischen war es Rachel richtig übel geworden. Während sie mit atemberaubender Geschwindigkeit durch den Himmel raste, spürte Rachel, wie die Seekrankheit mit eiserner Faust nach ihr griff. Sie hörte von fern das Echo der Stimme des Präsidenten.

Rachel, ich versichere Ihnen, Sie werden es nicht bereuen, mir in dieser Angelegenheit geholfen zu haben.

Stöhnend griff Rachel nach einer Spucktüte. *Traue niemals einem Politiker.*

13

Senator Sedgewick Sexton fand Taxis ordinär und schmutzig, hatte aber gelernt, auf seinem Weg zum Ruhm gelegentlich auch weniger erhebende Augenblicke hinzunehmen. Das klapprige Mayflower-Taxi, das ihn auf der untersten Ebene der Tiefgarage des Purdue Hotels abgesetzt hatte, bot etwas, das Sextons Luxuslimousine nicht bieten konnte – Anonymität.

Zufrieden konstatierte Sexton die völlige Menschenleere der unteren Parkebene. In dem Wald von Betonpfeilern sammelten lediglich einige verwaiste Autos langsam Staub auf ihren Dächern. Sexton machte sich quer übers Parkdeck auf den Weg. Er schaute auf die Uhr.

11.15. Perfekt.

Der Mann, mit dem Sexton sich verabredet hatte, war in punkto Pünktlichkeit sehr pingelig. Wenn man bedachte, wen dieser Mann repräsentierte, sagte sich Sexton, konnte er sich allerdings jede erdenkliche Pingeligkeit erlauben.

Sexton sah den weißen Ford Windstar Minivan. Er war an exakt der gleichen Stelle geparkt wie bei all den Zusammenkünften zuvor – hinter einer Reihe Müllcontainer in der Ostecke des Parkdecks. Sexton wäre mit dem Mann lieber oben in einer Suite zusammengetroffen, aber er hatte durchaus Verständnis für die Vorsichtsmaßnahme. Ohne die entsprechende Vorsicht wären die Freunde dieses Mannes nicht dorthin gelangt, wo sie jetzt saßen. Während Sexton auf den Wagen zuging, packte ihn jene Nervosität, die ihm regelmäßig vor diesen Treffen zusetzte. Er zwang sich, locker zu bleiben. Mit einem Winken, das gute Laune signalisierte, schwang er sich auf den Beifahrersitz des Minivans.

Der dunkelhaarige Herr am Steuer lächelte nicht. Er war fast siebzig Jahre alt. Die ledrige Gesichtshaut verriet eine Härte und Zähigkeit, die seiner Stellung als Galionsfigur einer Armee von rücksichtslosen Visionären und rabiaten Geschäftsleuten angemessen war.

»Machen Sie die Tür zu«, sagte er.

Sexton ließ sich die Schroffheit des Mannes anstandslos gefallen. Schließlich war er der Repräsentant von Leuten, die ein enormes Kapital kontrollierten. Viel Geld aus diesen Töpfen war unlängst dazu benutzt worden, Sedgewick Sexton zum aussichtsreichen Anwärter auf das machtvollste Amt der Welt zu machen.

Diese Zusammenkünfte, das hatte Sexton längst begriffen, waren nicht so sehr strategische Einweisungen, als vielmehr die monatliche Erinnerung daran, wie tief er inzwischen in der Schuld seiner Wohltäter stand. Diese Leute erwarteten eine ordentliche Verzinsung ihres eingesetzten Kapitals. Die »Verzinsung«, das musste Sexton zugeben, bestand aus einer erschreckend dreisten Forderung, die zu erfüllen allerdings durchaus im Bereich seiner Möglichkeiten lag, wenn er erst einmal im Oval Office am Schreibtisch saß.

Sexton hatte gelernt, dass der Alte es schätzte, wenn er sofort zur Sache kam. »Ich nehme an, dass wieder eine Rate gezahlt worden ist«, sagte er.

»Jawohl. Wie immer werden Sie die Gelder ausschließlich für Ihre Wahlkampagne verwenden. Wir stellen mit Befriedigung fest, dass sich die Meinungsumfragen durchgängig zu Ihren Gunsten entwickeln. Wir haben den Eindruck, dass unser Geld von Ihren Wahlkampfmanagern vernünftig angelegt wird.«

»Wir legen in der Wählergunst kräftig zu.«

»Wie ich Ihnen bereits am Telefon sagte, ist es mir gelungen, für heute Abend sechs weitere Interessenten zu einem Treffen mit Ihnen zu überreden.«

»Ausgezeichnet.« Sexton hatte sich den Termin bereits vorgemerkt.

Der alte Herr gab Sexton einen Ordner. »Hier sind Ihre Informationen. Studieren Sie das Material. Die Interessenten erwarten volles Verständnis für ihre Belange. Sie möchten Ihre Gewogenheit spüren. Ich schlage vor, Sie treffen die Leute in Ihrer Privatwohnung.«

»Bei mir zu Hause? Aber meine Treffen finden gewöhnlich nicht…«

»Senator, das Firmenvermögen dieser sechs Männer übersteigt das der anderen Interessenten bei weitem. Diese Männer sind der große Fang, aber sie sind ein scheues Wild. Als Leute, die viel zu gewinnen haben, haben sie auch viel zu verlieren. Sie wollen von Ihnen überzeugt werden, dass Sie auf ihrer Seite stehen. Ich empfehle nachdrücklich, die Zusammenkunft in Ihren privaten Räumlichkeiten abzuhalten. Diese Leute brauchen eine Sonderbehandlung mit persönlicher Note.«

Sexton nickte beflissen. »Selbstverständlich lässt sich die Zusammenkunft auch im privaten Rahmen abhalten.« »Die Herren setzen absolute Diskretion voraus.« »Da sind sie bei mir an der richtigen Adresse.« »Viel Glück«, sagte der Alte. »Wenn es heute Abend gut läuft, könnte das unser letztes Treffen gewesen sein.

Diese Männer haben genügend Finanzkraft, um die Sexton-Kampagne allein zu finanzieren.«

Das hörte Sexton gern. Er lächelte dem Alten aufmunternd zu.

»Mit ein bisschen Glück, mein Freund, wird der Wahltag uns allen einen schönen Sieg bescheren.«

»Einen Sieg?« Der Alte runzelte die Stirn und beugte sich mit einem viel sagenden Blick zu Sexton herüber. »Wenn Sie ins Weiße Haus einziehen, Senator, ist das lediglich der erste Schritt.

Ich darf doch annehmen, dass Sie das nicht vergessen haben.«

14

Auch nach dreieinhalb Jahren im Amt fühlte sich Präsident Zach Herney im Weißen Haus mit seinem Kronleuchterdickicht, den Antiquitäten und den überall postierten bewaffneten Marinesoldaten immer noch nicht richtig zu Hause. Dennoch schritt er an diesem Tag energiegeladen durch den Flur zum Westflügel. Er hatte das Gefühl, über die üppigen Teppiche zu schweben.

Einige Mitglieder seines Stabes im Weißen Haus schauten von ihren Papieren auf, als der Präsident eintrat. Herney winkte ihnen zu und begrüßte jeden mit Namen. Die Reaktionen waren höflich, allerdings wenig enthusiastisch und vielfach von einem gezwungenen Lächeln begleitet.

»Guten Morgen, Mr President.«

»Mr President, ich freue mich, Sie zu sehen.«

»Guten Tag, Sir.«

Auf dem Weg zu seinem Büro spürte er, dass hinter ihm getuschelt wurde. Im Weißen Haus bahnte sich eine Revolte an. In den vergangenen Wochen war der Motivationsverlust in der Pennsylvania Avenue Nummer 1600 so weit gediehen, dass sich Präsident Herney allmählich vorkam wie Kapitän Bligh auf seiner Bounty. Er musste sein Schiff durch den Sturm steuern, während die Mannschaft eine Meuterei vorbereitete.

Der Präsident konnte es niemand verübeln. Sein Stab hatte für die bevorstehenden Wahlen bis zum Umfallen gearbeitet, und jetzt schien der Präsident die Party plötzlich eigenhändig zu vermasseln.

Sie werden es bald verstehen, sagte sich Herney. *Bald bin ich wieder der Held.*

Es tat ihm Leid, dass er seinen Stab solange im Dunkeln hatte lassen müssen, aber die Geheimhaltung hatte absoluten Vorrang.

Und was Geheimhaltung betraf, war das Weiße Haus als das löchrigste Schiff in ganz Washington bekannt.

Als Herney das Vorzimmer des Oval Office betrat, winkte er seiner Sekretärin aufgeräumt zu. »Dolores, Sie sehen heute wieder mal fantastisch aus!«

»Sie auch«, gab sie zurück, während sie Herneys legere Kleidung missbilligend beäugte.

Herney senkte die Stimme. »Wären Sie so nett, eine Konferenz für mich zu organisieren?«

»Mit wem, Sir?«

»Mit dem gesamten Stab des Weißen Hauses.«

Die Sekretärin hob den Blick. »Mit Ihrem *gesamten* Stab? Mit allen einhundertfünfundvierzig Personen?«

»So ist es. Um sechzehn Uhr.«

Die Sekretärin nickte, als hätte sie es mit einem Geistesgestörten zu tun. »Wie Sie wünschen, Sir. Und dabei geht es um…?«

»Ich werde heute Abend mit einer wichtigen Erklärung vor das amerikanische Volk treten, aber ich möchte, dass meine Mitarbeiter vorher schon im Bilde sind.«

Ein mutloses Lächeln huschte über das Gesicht der Sekretärin, beinahe so, als hätte sie diesen Augenblick insgeheim längst befürchtet. Sie senkte die Stimme. »Sir, Sie wollen aus dem Rennen aussteigen?«

Herney lachte schallend. »Zum Teufel, nein, Dolores. Jetzt geht’s erst richtig los!«

Sie schaute ihn zweifelnd an. In sämtlichen Medienberichten hatte es geheißen, dass Präsident Herney das Handtuch werfen wolle.

Herney blinzelte ihr aufmunternd zu. »Dolores, Sie haben in den vergangenen Jahren fantastische Arbeit für mich geleistet, und Sie werden die nächsten vier Jahre genauso fantastisch für mich arbeiten. Wir behalten das Weiße Haus, das schwöre ich Ihnen.«

Die Sekretärin schaute ihn an, als würde sie es gerne glauben.

»Gut, Sir. Konferenz um sechzehn Uhr.«

Als Zach Herney das Oval Office betrat, musste er unwillkürlich über das Gedränge seiner Mitarbeiter lächeln, die sich allesamt in sein enges Amtsbüro gequetscht hatten.

Dieses großartige Büro hatte im Lauf der Jahre manche scherzhafte Bezeichnungen getragen – das Klo, Dicks Mördergrube, Clintons Schlafzimmer –, doch Herney gefiel »Hummerfalle« am besten. Die Bezeichnung passte wie die Faust aufs Auge. Jeder, der das Büro zum ersten Mal betrat, hatte mit sofortiger Orientierungslosigkeit zu kämpfen. Die Symmetrie des Raumes, die sanft geschwungenen Wände, die diskret verborgenen Ein- und Ausgänge erzeugten beim Besucher das Gefühl, wie beim Blindekuhspiel mit verbundenen Augen ein paar Mal um die eigene Achse gedreht worden zu sein. Würdenträger, die zu Besuch gekommen waren, standen nach einem Gespräch oft auf, schüttelten dem Präsidenten die Hand und marschierten schnurstracks in eine Abstellkammer. Je nach Verlauf des Gesprächs pflegte Herney den Gast entweder rechtzeitig auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen, oder amüsiert zuzuschauen, wie er sich blamierte.

Herney hatte den farbenfrohen amerikanischen Wappenadler, der in den ovalen Teppich des Raumes eingewebt war, stets für das eindrucksvollste Stück des Oval Office gehalten. Die rechte Klaue des Adlers hielt einen Olivenzweig, in der linken steckte ein Bündel Pfeile. Nur wenigen im Weißen Haus war bekannt, dass der Adler in Friedenszeiten nach rechts blickte – zum Ölzweig, in Kriegszeiten jedoch nach links zu den Pfeilen. Der Mechanismus, der dies bewirkte, war bei den Mitarbeitern und Angestellten des Weißen Hauses Gegenstand vieler Spekulationen, denn traditionell wurden nur der Präsident und der Chef der Hausverwaltung in das Geheimnis eingeweiht. Die Wahrheit über den rätselhaften Adler war enttäuschend prosaisch, wie Herney feststellen musste. Im Bedarfsfall wurde der Teppich einfach nachts vom Personal gegen einen zweiten ausgetauscht, der im Keller lagerte.

Herney betrachtete den friedlich nach rechts blickenden Adler und lächelte. Vielleicht sollte er angesichts des kleinen Krieges, den er Senator Sedgewick Sexton zu erklären im Begriff war, die Teppiche austauschen.

15

Die U.S. Delta Force ist eine Einzelkämpfereinheit, deren Einsätze eine vom

Präsidenten garantierte absolute Immunität vor dem Gesetz genießen.

Die »Presidential Decision Direktive 25«, eine Ausführungsdirektive des Präsidenten, garantiert den Kämpfern der Delta Force »Freiheit vor jeglicher Verfolgung durch das Gesetz«. Sie sind handverlesene Mitglieder der Sondereinheit »Combat Applications Group« (CAG), einer geheimen Organisation innerhalb des Kommandos für Spezialoperationen, das in Fort Bragg in North Carolina stationiert ist. Die Kämpfer der Delta Force sind ausgebildete Killer, Experten für verdeckte Operationen, Geiselbefreiungen, Überraschungsschläge und die Ausschaltung geheimer gegnerischer Kräfte.

Da die Einsätze der Delta Force gewöhnlich unter strengster Geheimhaltung stattfinden, wird die übliche aufgefächerte Kommandostruktur meist zu Gunsten einer »Mannführung« umgangen, bei der ein einzelner Kommandoführer – in der Regel ranghohe militärische oder regierungsamtliche Persönlichkeiten – die Operation der Einheit nach eigenem Ermessen leitet. Unabhängig von der Identität des Einsatzleiters unterliegen die Operationen der Delta Force der strengsten Geheimhaltung.

Nach ihrer Beendigung wird der Delta-Force-Einsatz von keinem der beteiligten Kämpfer je wieder erwähnt – weder gegenüber einem Kameraden noch gegenüber einem Vorgesetzten des Kommandos für Spezialoperationen.

Einfliegen, zuschlagen, vergessen.

Für das Delta-Force-Team, das zurzeit oberhalb des zweiundachtzigsten Breitengrades stationiert war, gab es nichts zu fliegen oder zuzuschlagen. Es befand sich schlicht auf Beobachtungsposten.

Delta-1 musste zugeben, dass es sein bislang ungewöhnlichster Einsatz war, aber er hatte schon vor langer Zeit gelernt, sich nie darüber zu wundern, was von ihm verlangt wurde. In den letzten fünf Jahren hatte er bei Geiselbefreiungen im Mittleren Osten mitgewirkt, in den USA tätige terroristische Zellen aufgespürt und eliminiert, und sogar an der diskreten Beseitigung einiger besonders gefährlicher Männer und Frauen auf dem gesamten Erdball teilgenommen.

Erst letzten Monat hatte sein Delta-Team einen fliegenden Mikroboter dazu benutzt, bei einem südamerikanischen Drogenbaron einen Herzinfarkt auszulösen. Delta-2 hatte den mit einer Titanhohlnadel und einem hochwirksamen gefäßverengenden Gift ausgerüsteten Mikroboter durch ein offenes Fenster im zweiten Stock des Hauses dieses Mannes manövriert und den Schlafenden in die bloße Schulter stechen

lassen. Als der Mann mit Schmerzen in der Brust aufwachte, war der Mikroboter längst wieder zum Fenster hinausgeflogen und jede Spur verwischt. Als die Frau des Opfers den Notarzt rief, saß das Delta-Team schon im Flugzeug auf dem Weg nach Hause.

Kein Einbruch, keine Gewaltanwendung.

Natürliche Todesursache.

Ein schöner Einsatz.

Delta-1 war inzwischen schon zehn Tage auf seinem Beobachtungsposten in diesem Zelt gefangen. Wäre es nach ihm gegangen, hätte der Einsatz allmählich zu Ende sein können.

Verlassen Sie nicht das Versteck.

Überwachen Sie das Gebäude – innerhalb und außerhalb.

Melden Sie Ihrem Einsatzleiter sämtliche außergewöhnlichen Vorkommnisse.

Delta-1 hatte in seiner Ausbildung gelernt, die Einsätze völlig emotionslos abzuwickeln. Diesmal allerdings hatte seine Pulsfrequenz sich bei der ersten Einsatzbesprechung beträchtlich beschleunigt. Die Besprechung und die Einweisung in die einzelnen Phasen hatten anonym und abhörsicher über elektronische Kanäle stattgefunden. Delta-1 hatte keine Ahnung, wer sein Einsatzleiter bei diesem Auftrag war.

Er war mit der Zubereitung einer Mahlzeit aus Astronautenkost beschäftigt, als die Chronometer der drei Männer gleichzeitig zu piepsen anfingen. Fast im selben Moment begann auch das neben ihm abgestellte Gerät zur verschlüsselten Kommunikationsübermittlung, das CrypTalk, zu blinken. Delta-1 nahm das telefonhörergroße Gerät. Stumm schauten die beiden anderen Männer ihm zu.

»Hier Delta-1«, meldete er sich.

Die drei Worte wurden augenblicklich von der im Gerät eingebauten Stimmerkennungs-Software analysiert, das nach der Freigabe jedem Wort eine Ziffer zuordnete, die verschlüsselt via Satellit an den Anrufer weitergeleitet wurde. Der Anrufer benutzte seinerseits das entsprechende Gerät, das die übermittelten Ziffern dechiffrierte und in einem vorab abgespeicherten Lexikon wieder die zugehörigen Worte aufsuchte, die von der synthetischen Stimme eines

Sprachcomputers in gesprochene Worte zurückübersetzt wurden. Der gesamte Vorgang dauerte acht Millisekunden.

»Hier spricht der Einsatzleiter.« Die synthetische Stimme aus dem CrypTalk hatte etwas gespenstisch Körperloses und Androgynes. »Wie ist Ihr Status?«

»Alles läuft nach Plan«, antwortete Delta-1.

»Ausgezeichnet. Ich habe ein Update für den Zeitrahmen. Die Information wird heute Abend zwanzig Uhr New Yorker Ortszeit an die Öffentlichkeit gegeben.«

Delta-1 blickte auf seinen Chronometer. Nur *noch acht Stunden.*

Sein Job hier würde bald vorbei sein. Eine ermutigende Aussicht.

»Es gibt eine neue Entwicklung«, sagte der Einsatzleiter. »Ein neuer Spieler ist ins Einsatzgebiet gekommen.«

»Was für ein neuer Spieler?«

Delta-1 lauschte aufmerksam der Antwort. Ein *interessantes Spiel*.

»Glauben Sie, man kann ihr vertrauen?«, fragte er schließlich.

»Man muss ihr genauestens auf die Finger sehen.«

»Und wenn es Schwierigkeiten gibt?«

Die Antwort kam postwendend. »Sie kennen Ihre Befehle.«

16

Rachel Sexton war nun schon eine Stunde lang nach Norden geflogen. Außer einem Zipfel Neufundlands hatte sie auf der ganzen Reise nur das Meer gesehen.

Wieso muss es ausgerechnet diese Wasserwüste sein?, dachte sie und verzog das Gesicht. Als Siebenjährige war Rachel beim Schlittschuhlaufen ins Eis eines zugefrorenen Teichs eingebrochen.

Unter dem Eis gefangen, sah sie dem sicheren Tod entgegen, doch ihre Mutter hatte

sie im letzten Moment aus der Falle befreit. Seit diesem schrecklichen Erlebnis hatte Rachel sich mit Hydrophobie herumgeschlagen, einer unüberwindbaren Angst vor offenen Gewässern. Heute kamen Rachels alte Ängste wieder hervor. Erst als der Pilot seine Position mit dem Luftstützpunkt Thule in Nordgrönland abglich, wurde Rachel klar, wie weit nach Norden sie inzwischen geflogen waren. *Wir sind schon jenseits des Polarkreises?* Ihr Unbehagen verstärkte sich. *Wo bringen die mich hin? Was hat die NASA entdeckt?*

Bald überzog sich die graue Weite unter ihr mit Tausenden strahlend weißer Punkte. *Treibeis.*

Rachel hatte erst ein einziges Mal in ihrem Leben Treibeis gesehen, vor sechs Jahren, als ihre Mutter sie zu einer gemeinsamen Kreuzfahrt nach Alaska überredet hatte. Rachel hatte zahllose Urlaubsalternativen auf dem Festland vorgeschlagen, doch ihre Mutter wollte nichts davon wissen. »Rachel, Liebes«, hatte sie gesagt, »zwei Drittel unseres Planeten sind von Wasser bedeckt.

Früher oder später wirst du dich deinen Ängsten stellen müssen.«

Mrs Sexton war eine drahtige Neuengländerin, die sich vorgenommen hatte, ihrer Tochter Stärke zu vermitteln.

Die Kreuzfahrt war Rachels letzte gemeinsame Reise mit ihrer Mutter gewesen.

Katherine Wenworth Sexton. Rachel spürte, wie die Einsamkeit an ihr nagte. Die Erinnerungen waren zurückgekommen wie der Wind, der heulend draußen am Flugzeug vorbeijagte. Das letzte Gespräch mit der Mutter war ein Telefonat am Morgen des Thanksgiving Day gewesen.

»Es tut mir Leid, Mom«, hatte Rachel gesagt. Sie rief aus Chicago an, vom Flughafen O'Hare, der wegen Schneesturms geschlossen worden war. »Ich weiß, es ist noch nie vorgekommen, dass unsere Familie an Thanksgiving nicht zusammen war, aber wie es aussieht, wird es heute wohl zum ersten Mal der Fall sein.«

»O nein, dann bin ich ganz allein. Dein Vater hat so viel zu tun, dass er es dieses Jahr auch nicht schafft, zu kommen. Er bleibt über das verlängerte Wochenende in seiner Suite in Washington.«

»Was?« Rachels Überraschung schlug augenblicklich in Zorn um. »Aber an Thanksgiving gibt es keine Senatssitzungen. Es sind nur zwei Stunden Fahrt!«

»Ich weiß. Er sagt, er sei völlig erschöpft und viel zu müde zum Fahren. Er will sich

mit seinen liegen gebliebenen Akten ein ruhiges Wochenende machen.«

Liegen gebliebene Akten? Rachel war skeptisch. Viel eher dürfte es sich um ein liegen gebliebenes Frauenzimmer handeln. Senator Sexton hatte seine Seitensprünge zwar diskret, aber schon jahrelang betrieben. Mrs Sexton war keine Närrin, doch sobald sie ihrem Gatten gegenüber eine Affäre auch nur andeutete, erging er sich in beleidigtem Unmut und plausiblen Alibis. Schließlich wusste Mrs Sexton keinen anderen Ausweg, als ihren Ärger herunterzuschlucken.

Während Rachel nun im Flughafengebäude stand, kochte der Zorn in ihr hoch. »Du an Thanksgiving ganz allein?«

»Nun ja…«, sagte Mrs Sexton. Ihre Stimme klang enttäuscht, aber unverdrossen. »Ich kann nicht das ganze Essen schlecht werden lassen. Ich werde zu Tante Ann fahren. Sie hat uns schon oft zu Thanksgiving eingeladen. Ich rufe sie gleich an.«

Für Rachel war das nur ein schwacher Trost. »Okay, ich komme, so schnell es geht. Ich liebe dich, Mom.«

Erst um halb elf Uhr abends fuhr Rachels Taxi die gewundene Zufahrt zum Anwesen der Sextons hinauf. Sie merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. In der Einfahrt standen drei Streifenwagen und mehrere Übertragungswagen vom Fernsehen. Im Haus brannten sämtliche Lichter. Plötzlich schlug Rachel das Herz bis zum Hals.

An der Tür trat ihr ein Polizeibeamter mit ernstem Gesicht entgegen. Er brauchte kein Wort zu sagen. Rachel wusste sofort, dass es einen Unfall gegeben hatte.

»Überfrierende Nässe«, sagte der Polizist. »Es war spiegelglatt. Der Wagen Ihrer Mutter ist von der Straße abgekommen und in eine bewaldete Schlucht gestürzt. Sie war sofort tot. Mein Beileid.«

Rachels Körper wurde gefühllos. Ihr Vater, der sofort herbeigeeilt war, nachdem man ihn verständigt hatte, stand im Wohnzimmer und hielt eine kleine Pressekonferenz ab. Stoisch verkündete er der Welt, seine Frau sei auf dem Rückweg vom Thanksgiving-Dinner im Familienkreis bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Rachel stand im Hintergrund und weinte sich während der makabren Darbietung die Augen aus.

»Ich wünschte nur, ich hätte an diesem Wochenende zu Hause bei meiner Frau sein können, dann wäre das nicht passiert«, sagte der Senator mit Tränen in den Augen in die Kameras.

Wenn du nur schon vor ein paar Jahren so klug gewesen wärst!, dachte Rachel zornbebend.

Von diesem Abend an zog Rachel sich immer mehr von ihrem Vater zurück. Der Senator schien es kaum zu bemerken. Stattdessen benutzte er das Vermögen seiner verstorbenen Frau dazu, von seiner Partei als Präsidentschaftskandidat nominiert zu werden. Der Sympathiegewinn durch den Todesfall kam ihm dabei zugute.

Grausamerweise trieb der Senator dadurch Rachel in die Vereinsamung, denn sein Ansturm auf das Weiße Haus hatte Rachels Traum von einer eigenen Familie in unabsehbare Ferne gerückt. Für Rachel war es einfacher, den vollständigen Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben anzutreten, als sich des endlosen Stroms machthungriger junger Washingtoner Bewerber zu erwehren, die sich Hoffnungen machten, eine trauernde potenzielle Präsidententochter zu erobern.

Vor der F-14 schwand das Tageslicht. In der Arktis herrschte Spätwinter – die Zeit der arktischen Nacht. Rachel wurde klar, dass ihr Flug sie in ein Gebiet konstanter Dunkelheit führte. Als die Minuten verstrichen, schwand das letzte Tageslicht. Die Sonne war hinter dem Horizont versunken. Sie flogen weiter nach Norden. Ein heller Dreiviertelmond ging auf und hing weiß in der kristallklaren arktischen Luft. Tief unten schimmerten die Wellenkämme des Ozeans. Die Eisschollen blinkten wie Brillanten auf einem dunklen Paillettengewebe. Endlich erspähte Rachel den dunklen Umriss von Land. Aber es entsprach keineswegs dem, was sie erwartet hatte. Vor dem Flugzeug ragte eine riesige, schneebedeckte Gebirgskette aus dem Wasser.

»Berge?«, fragte Rachel. »Nördlich von Grönland gibt es Berge?«

»Offensichtlich«, sagte der Pilot. Er schien selbst überrascht zu sein.

Als die F-14 mit der Nase nach unten ging, empfand Rachel eine unheimliche Schwerelosigkeit. Ein wiederkehrendes elektronisches »Ping« drang durch das Klingeln in ihren Ohren. Der Pilot hatte die Maschine offenbar auf einen Leitstrahl gesetzt.

Sie waren nun unter neunhundert Meter gesunken. Rachel schaute auf das mondbeschienene Terrain hinunter. Vom Fuß der Berge fiel eine riesige, schneebedeckte Ebene ungefähr fünfzehn Kilometer weit bis zur Küste sanft ab, wo sie mit einem senkrechten Gletscherabbruch ins Meer abrupt endete.

Dann sah Rachel etwas, das sie noch nirgendwo auf Erden erblickt hatte. Anfangs dachte sie, das Mondlicht würde ihren Augen einen Streich spielen, doch je tiefer das Flugzeug ging, desto klarer konnte sie es erkennen.

Was ist das?

Die Ebene unter ihnen sah aus, als hätte jemand mit Silberfarbe drei riesige breite Streifen in den Schnee gemalt. Die glänzenden Streifen verliefen parallel zum Gletscherabbruch. Erst als die Maschine nur noch hundertfünfzig Meter hoch war, hatte das optische Verwirrspiel ein Ende. Die drei Silberstreifen waren Mulden von über dreißig Metern Breite. Sie hatten sich mit Wasser gefüllt, das gefroren war, sodass sich jetzt drei parallele silbrige Eisbahnen quer übers Plateau erstreckten. Hohe weiße Schneewälle füllten den Zwischenraum.

Starke Turbulenzen schüttelten die Maschine bei ihrem Anflug aufs Plateau. Rachel hörte, wie das Fahrwerk ausfuhr und mit einem dumpfen Knacken einrastete, doch sie konnte immer noch keine Landebahn entdecken. Während der Pilot die bockende Maschine unter Kontrolle zu halten versuchte, sah Rachel an den Rändern der mittleren Eismulde zwei Reihen von Blinklichtern aufblitzen. Zu ihrem Entsetzen erkannte sie das Vorhaben des Piloten.

»Wir landen doch nicht etwa auf dieser Bobbahn?«

Der Pilot gab keine Antwort. Mit äußerster Konzentration manövrierte er die Turbulenzen aus. Rachel spürte ein Ziehen in den Eingeweiden, als er Fahrt wegnahm und in den Eiskanal hineinsteuerte. Rechts und links schossen dem Flugzeug die hohen Schneewälle entgegen. Rachel hielt den Atem an. In diesem Eiskanal würde der kleinste Steuerungsfehler den sicheren Tod bedeuten. Die bockende Maschine tauchte tiefer zwischen die Wälle. Die Turbulenzen endeten schlagartig. Im Windschutz der Wälle legte der Pilot mit seiner Tomcat eine Bilderbuchlandung auf dem Eis hin.

Die Schubumkehr der Triebwerke brüllte auf. Das Flugzeug wurde rapide langsamer. Ein paar hundert Meter weiter rollte die Maschine an einer breiten roten Linie aus, die mit Sprühfarbe quer über das Eis gezogen war.

Rechts war nur eine mondbeschienene Schneewand zu sehen, links sah es ähnlich aus. Lediglich der Ausblick nach vorne war frei… auf ein endloses Eisfeld. Rachel kam sich nach der Landung wie auf einem toten Planeten vor. Von der roten Linie auf dem Eis abgesehen, fehlte jedes Anzeichen von Leben.

Dann hörte sie ein fernes Motorgeräusch näher kommen.

Der hohe Heulton wurde lauter, und schließlich schwenkte das Gefährt ins Blickfeld. Es war ein großer Schneetraktor auf Raupen, der ihnen langsam durch den Eiskanal

entgegengekrochen kam. Das hohe und staksige Fahrzeug sah aus wie ein futuristisches Insekt, das sich gefräßig auf emsigen Beinen näherte. Hoch über dem Fahrwerk schwebte eine kunststoffverglaste Kabine mit einem Scheinwerferrack, das den Weg ausleuchtete.

Wippend kam das Gerät direkt neben der F-14 zum Stehen.

Die Tür der Plexiglaskabine schwang auf, und eine vermummte Gestalt kletterte eine Leiter aufs Eis hinunter. Der Mann steckte von Kopf bis Fuß in einem dicken weißen Overall, der aussah, als hätte man ihn aufgepumpt.

Mad Max und das Michelinmännchen, dachte Rachel. Sie war erleichtert, dass dieser merkwürdige Planet anscheinend doch gewisse Lebensformen hervorgebracht hatte.

Der Mann signalisierte dem Piloten, das Kabinendach zu öffnen.

Der Pilot folgte der Weisung. Ein eiskalter Lufthauch fuhr ins Cockpit. Rachel fror augenblicklich bis ins Mark.

Mach den verdammten Deckel wieder zu!

»Miss Sexton?«, rief die vermummte Gestalt mit amerikanischem Akzent zu ihr herauf. »Im Namen der NASA heiße ich Sie willkommen!«

Rachel zitterte. *Allerherzlichsten Dank.*

»Bitte lösen Sie die Gurte, legen Sie Ihren Helm ins Cockpit und steigen Sie aus. Benutzen Sie die Fußrasten in der Außenhaut der Maschine. Haben Sie noch Fragen?«

»Ja«, rief Rachel hinunter. »Wo bin ich?«

17

Marjorie Tench, Chefberaterin des Präsidenten, sah aus wie eine Magersüchtige. Sie war eins achtzig groß, mit gelblichem Gesicht, aus dem wie eingestanzte Löcher zwei gefühllose Augen blickten. Sie war einundfünfzig, sah aber zwanzig Jahre älter aus.

Doch Marjorie Tench wurde in Washington als Göttin der politischen Arena verehrt. Ihre Fähigkeit zur politischen Analyse grenzte angeblich ans Seherische. Die zehn Jahre, die sie im Außenministerium als Leiterin des Büros für Nachrichtenbeschaffung und Forschung verbracht hatte, hatten das ihre dazu beigetragen, einen geschliffenen Verstand von tödlicher Schärfe und Kritikfähigkeit hervorzubringen. Unglücklicherweise wurde Marjorie Tenchs politische Brillanz von einem eisigen Charakter begleitet, dem die wenigsten länger als ein paar Minuten gewachsen waren. Marjorie Tench war mit dem Geist eines Supercomputers gesegnet – leider auch mit dessen menschlicher Wärme. Dessen ungeachtet hatte Präsident Zach Herney keine Schwierigkeiten, die Eigenheiten seiner Mitarbeiterin zu ertragen, hatte er sein Amt doch in erster Linie ihrem Intellekt und Arbeitseinsatz zu verdanken.

»Marjorie!«, rief er aus und stand auf, um sie im Oval Office zu begrüßen. »Was führt Sie zu mir?« Er unterließ es, ihr einen Stuhl anzubieten. Die üblichen gesellschaftlichen Umgangsformen waren in Marjories Fall nicht angebracht. Wenn sie einen Stuhl wollte, nahm sie sich einen.

»Wie ich sehe, haben Sie für sechzehn Uhr eine Mitarbeiterversammlung angesetzt«, sagte sie mit ihrer Raucherstimme. »Sehr gut.« Sie ging ein paar Schritte auf und ab. Herney spürte das komplizierte Räderwerk ihres Geistes auf Hochtouren laufen. Er war froh, dass Marjorie Tench als eine der wenigen auserwählten Eingeweihten aus seinem Stab über die Entdeckung der NASA in allen Einzelheiten im Bilde war. Sie hatte dem Präsidenten bei der Planung seiner Strategie wertvolle Hilfe geleistet.

»Dieses Streitgespräch auf CNN heute Mittag um eins…«, sagte sie und hustete. »Wen werden wir gegen Sexton in den Ring schicken?«

Herney lächelte. »Irgendein untergeordneter Sprecher aus dem Wahlkampfteam soll sich gegen Sexton ein paar Sporen verdienen.« Die politische Taktik, den Herausforderer bei politischen Streitgesprächen herabzusetzen, indem man ihm keinen ernst zu nehmenden Gegner gönnte, war so alt wie das politische Streitgespräch selbst.

»Ich habe einen besseren Vorschlag«, sagte Marjorie Tench. Ihre leeren Augen suchten Herneys Blick. »Lassen sie mich die Sache übernehmen.«

Zach Herneys Kopf schoss in die Höhe. »Sie?« *Was denkt die sich?* »Marjorie, Sie sind nicht unsere Frau für die Medien. Außerdem ist es eine Mittagsshow im Kabelnetz. Wie sieht es denn aus, wenn ich meine Chefberaterin schicke!? Jeder

wird denken, bei uns herrscht Untergangsstimmung.«

»Eben.«

Herney musterte sie. Was immer in Marjorie Tenchs brillantem Kopf vorgegangen sein mochte, Herney würde sie nur über seine Leiche bei CNN auftreten lassen. Man brauchte Marjorie nur einmal gesehen zu haben, um sofort zu begreifen, warum sie *hinter* den Kulissen arbeitete. Diese Frau sah zum Fürchten aus. Als Präsident stellte man sich ein anderes Gesicht vor, wenn es galt, eine Botschaft des Weißen Hauses unter die Leute zu bringen.

»Die CNN-Debatte übernehme ich«, sagte sie. Es klang nach einer Feststellung.

Dem Präsidenten wurde mulmig zumute. »Marjorie«, sagte er,

»Ihr Auftreten bei CNN würde von Sextons Mannschaft doch umgehend als Beleg dafür genommen, dass das Weiße Haus Schiss bekommen hat. Wenn wir zu früh schweres Geschütz auffahren, werden alle glauben, dass wir verzweifeln.«

Marjorie Tench nickte und zündete sich eine Zigarette an. »Je verzweifelter wir nach außen wirken, desto besser.«

In den folgenden sechzig Sekunden machte Marjorie Tench dem Präsidenten begreiflich, weshalb er sie und nicht einen untergeordneten Mitarbeiter aus dem Wahlkampfstab in die CNN-Debatte schicken sollte. Als sie geendet hatte, konnte Zach Herney wieder einmal nur staunen.

Marjorie Tench hatte sich abermals als politisches Genie erwiesen.

18

Der Milne-Eisschelf ist der größte Eisstrom auf der nördlichen Halbkugel. Er liegt hoch in der Arktis oberhalb des zweiundachtzigsten Breitengrades am nördlichsten Küstenrand von Ellesmere Island, ist sechseinhalb Kilometer breit und stellenweise über neunzig Meter dick.

Als Rachel in die Plexiglaskabine des Schneetraktors kletterte, war sie dankbar für den Parka und die Handschuhe, die auf dem Sitz auf sie warteten, und ganz besonders für die Warmluft, die aus den Heizungsschlitzen strömte. Draußen auf der

Landebahn aus Eis brüllten die Triebwerke der Tomcat auf, während der Pilot die Maschine schon wieder an die Startmarkierung rollte.

Erschreckt blickte Rachel auf. »Er fliegt wieder ab?«

Rachels neuer Gastgeber kam in die Kabine geklettert. Er nickte. »Hier vor Ort dürfen sich nur wissenschaftliches Personal und die unmittelbar am Projekt beteiligten Techniker der NASA aufhalten.«

Die F-14 jagte donnernd in den Nachthimmel. Rachel fühlte sich wie auf einer einsamen Insel ausgesetzt.

»Wir fahren jetzt mit dem IceRover zurück«, sagte Rachels Begleiter. »Der Direktor der NASA erwartet Sie bereits.«

Rachel schaute hinaus auf die silbrige Eisbahn, die sich vor ihnen erstreckte, und versuchte sich vorzustellen, was der NASA-Chef hier zu suchen hatte.

»Festhalten«, rief der NASA-Techniker und betätigte mehrere Hebel.

Wie ein Panzer drehte sich das Fahrzeug mit einem wütenden, mahlenden Geräusch um neunzig Grad auf der Stelle, bis es genau vor dem hohen steilen Schneewall stand.

Er wird doch nicht…?, dachte Rachel mit einem mulmigen Gefühl.

»Auf geht's!«, rief der Fahrer und ließ die Kupplung los. Das Fahrzeug rollte auf den Schneewall los. Mit einem unterdrückten Aufschrei klammerte Rachel sich fest. Die mit Spikes versehenen Raupen krallten sich in den Schnee. Das Gefährt begann seinen Aufstieg. Rachel war sicher, sie würden hintenüberfallen, doch die Kabine blieb überraschenderweise in der Waagerechten. Als sich das große Gerät oben über den Grat schwang, hielt der Fahrer und strahlte seine blass gewordene Beifahrerin an. »Versuchen Sie das mal mit einem normalen Motorschlitten! Wir haben die Aufhängung von unserem Marsmobil genommen und in diese Kiste eingebaut. Hat prima geklappt.«

Rachel nickte matt. »Ganz prima.«

Aus der Höhe bot sich Rachel eine unbeschreibliche Aussicht.

Ein weiterer großer Schneewall lag noch vor ihnen, dann wurde das Terrain abrupt vollkommen eben. Das Eis bildete eine glitzernde, fast unmerklich zur Küste hin

abfallende Fläche. Die mondbeschienene Eisebene erstreckte sich weit hin zum Gebirgsrand, wo sie allmählich schmaler wurde und sich schließlich zwischen den Bergen emporwand.

»Das ist der Milne-Gletscher«, sagte der Fahrer. »Er fängt dort oben an und kommt in das weite Delta heruntergeströmt, in dem wir uns jetzt befinden.«

Der Fahrer gab wieder Gas. Während Rachel sich festhielt, fuhr der IceRover die steile Flanke hinunter, überquerte die nächste Eisbahn und erkletterte behände den zweiten Wall.

Nachdem auch dieser Grat und die anschließende Schneeflanke überwunden war, glitten sie hinaus auf die glatte Fläche und begannen die Fahrt über den Gletscher.

»Wie weit noch?« Rachel konnte voraus nichts als Eis erkennen.

»Noch knapp vier Kilometer.«

Der Wind drosch gnadenlos auf den IceRover ein und rüttelte an der Plexiglaskabine, als wollte er sie zum Meer zurückschleudern. »Das ist der Gletscherfallwind«, rief der Fahrer in den Lärm, »daran müssen Sie sich gewöhnen.« Er erklärte, dass hier ein beständiger ablandiger Luftstrom wehte, ein so genannter katabatischer Wind – nach dem griechischen Wort für »herunterfließen«: Kaltluft strömte auf dem eisigen Rücken des Gletschers nach unten wie ein zu Tal rauschender Fluss.

Einige Minuten darauf sah Rachel in der Ferne eine verschwommene Struktur auftauchen – die Silhouette einer gewaltigen Kuppel wuchs wie ein riesiger Iglu aus dem Eis. Rachel rieb sich die Augen. *Was, in aller Welt…?*

»Hier wohnen *große* Eskimos, was?«, witzelte der Mann.

Rachel versuchte sich vorzustellen, welchem Zweck das Gebilde dienen mochte. Es sah aus wie eine etwas kleinere Ausgabe des Astrodoms in Houston.

»Die NASA hat es vor anderthalb Wochen aufgestellt«, erklärte der Fahrer. »Mehrstufiges Plexipolysorbat. Man bläst die Segmente auf, verbindet sie miteinander, und dann wird das Ganze mit Klammern und Seilen im Eis verankert. Es sieht aus wie ein großes Jurtenzelt, aber es ist eigentlich ein NASA-Prototyp für ein transportables Habitat, das eines Tages auf dem Mars eingesetzt werden soll. Wir nennen es Habisphäre.«

Rachel betrachtete das bizarre Bauwerk, das aus der eisigen Wüste aufragte. »Und weil die NASA noch nicht bis zum Mars gekommen ist, macht ihr inzwischen mit dem Ding hier ein Ferienlager?«

Der Fahrer lachte. »Tahiti wäre mir eigentlich lieber gewesen, aber der Lagerplatz war mehr oder weniger eine Entscheidung des Schicksals.«

Rachels Blick glitt das Bauwerk hinauf. Die eierschalenfarbene Außenhaut bildete einen gespenstischen Kontrast zum dunklen Himmel. Der IceRover hielt vor einem kleinen Tor an der Seite der Kuppel, das sich nun öffnete. Licht fiel von drinnen heraus auf den Schnee. Eine hünenhafte Gestalt trat durchs Tor. Der Mann trug einen schwarzen Langflorpullover, der ihn noch wuchtiger erscheinen ließ. Er sah aus wie ein Bär. Er kam auf den IceRover zu.

Für Rachel bestand kein Zweifel, wer dieser Riese war: Lawrence Ekstrom, Direktor der NASA.

Der Fahrer schaute sie aufmunternd an. »Lassen Sie sich von seiner Größe nicht beeindrucken. Der Mann ist eine Miezekatze.«

Eher ein Tiger, dachte Rachel, die sehr wohl wusste, dass Ekstrom dafür bekannt war, jedem den Kopf abzureißen, der sich der Verwirklichung seiner Träume in den Weg stellte.

Rachel kletterte vom IceRover hinunter. Der Wind blies sie beinahe um. Sie schlang den Parka fest um sich und ging mit wankenden Schritten auf die Kuppel zu.

Der NASA-Direktor kam ihr auf halbem Weg entgegen und streckte zu Begrüßung eine große, behandschuhte Pranke aus.

»Miss Sexton, vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

Rachel nickte zögerlich. »Ehrlich gesagt, Sir, ich glaube nicht, dass ich eine andere Wahl hatte.«

Tausend Meter weiter den Gletscher hinauf spähte Delta-1 durch seinen Infrarotfeldstecher. Er beobachtete, wie der Direktor der NASA Rachel Sexton in die Kuppel führte.

19

NASA-Chef Lawrence Ekstrom war ein Riese von einem Mann, rotwangig und rau wie ein norwegischer Waldgott. Sein borstiges blondes Haar war militärisch kurz geschnitten, seine Brauen gerunzelt, die Knollennase von einem Netz rötlicher Äderchen durchzogen. Seine eisblauen Augen waren von zahllosen Nächten ohne Schlaf blutunterlaufen. Bevor er zur NASA kam, war Ekstrom ein einflussreicher Luft- und Raumfahrtstratege und operativer Berater im Pentagon gewesen. Seine Bärbeißigkeit war legendär und wurde nur von dem Engagement für seine jeweilige Aufgabe übertroffen.

Rachel Sexton folgte Ekstrom durch ein gespenstisches, halb transparentes Netz von Gängen und Fluren durch die Habisphäre. Das Gängelabyrinth bestand offensichtlich aus Bahnen aus opakem Kunststoff, der an kreuz und quer verspannten Drahtseilen aufgehängt war. Einen eigentlichen Fußboden gab es nicht. Man bewegte sich auf schierem Eis, auf dem lange Gummiläufer ausgerollt waren. Sie kamen an einem primitiven Wohnbereich mit Reihen von Feldbetten und chemischen Toiletten vorbei. Dankenswerterweise war es in der Kuppel warm, auch wenn die Luft von jenem undefinierbaren Geruchspotpourri erfüllt war, das jedes Mal entsteht, wenn sich viele Menschen auf engem Raum zusammendrängen. Irgendwo brummte ein Generator, offensichtlich die Energiequelle der nackten Birnen, die an langen Strippen über den Gängen baumelten.

Ekstrom führte Rachel im Eiltempo einem ihr unbekannten Ziel entgegen. »Miss Sexton«, brummte er, »ich möchte, dass zwischen uns von Anfang an Klarheit herrscht.« Sein Tonfall ließ vermuten, dass er alles andere als erfreut darüber war, für Rachel den Gastgeber spielen zu müssen. »Sie sind hier, weil der Präsident es so will. Zach Herney ist ein guter Freund und ein treuer Gefolgsmann der NASA. Ich respektiere ihn, bin ihm verpflichtet, und vertraue ihm. Ich erlaube mir keine Kritik an seinen persönlichen Anordnungen, auch wenn ich sie missbillige. Ich möchte nur klarstellen, dass ich im Gegensatz zum Präsidenten nicht begeistert bin, dass Sie auf einmal mitmischen.«

Rachel machte große Augen. *Und für diese Begrüßung bist du über fünftausend Kilometer gereist?*

»Bei allem Respekt«, sagte sie giftig, »auch ich unterstehe dem Befehl des Präsidenten. Bis jetzt hat niemand mir den Zweck meiner Anwesenheit erklärt. Ich habe mich bei dieser Reise darauf verlassen, dass mit offenen Karten gespielt wird.«

»Na schön«, sagte Ekstrom, »dann will ich kein Blatt vor den Mund nehmen.«

»Das ist Ihnen bereits hervorragend gelungen!«

Rachels Retourkutsche schien Wirkung zu zeigen. Der Direktor mäßigte seinen Schritt, um Rachel zu mustern. Sein Blick wurde weicher.

»Verstehen Sie bitte«, erklärte er, »Sie erhalten hier Kenntnis von einem geheimen NASA-Projekt, trotz meiner ausdrücklichen Missbilligung. Sie sind nicht nur Repräsentantin des NRO, dessen Direktor sich darin gefällt, meine NASA-Mitarbeiter als kindische Plappermäuler zu diskreditieren – Sie sind auch noch die Tochter ausgerechnet jenes Mannes, der es sich zur persönlichen Aufgabe gemacht hat, meine Behörde zu zerschlagen. Die NASA sollte die jetzige Situation eigentlich als ihre Sternstunde feiern dürfen. Meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben in der letzten Zeit viel Kritik über sich ergehen lassen müssen. Sie haben sich diesen Augenblick des Triumphs sauer verdient. Aber im Sturmwind einer Kritik, deren erklärter Exponent Ihr Vater ist, sind meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gezwungen, sich das Rampenlicht mit einem Haufen Eierköpfen und der Tochter jenes Mannes zu teilen, der uns niedermachen will.«

Ich bin nicht mein Vater! hätte Rachel am liebsten geschrien, aber es war wohl kaum der geeignete Moment, mit Ekstrom über Politik zu diskutieren. »Sir, ich bin nicht hergekommen, um mich ins Rampenlicht zu stellen.«

Ekstrom schaute sie scharf an. »Es könnte dazu kommen, dass Sie es müssen.«

Rachel war überrascht. Präsident Herney hatte zwar nichts davon erwähnt, dass Rachel ihm auf irgendeine »öffentliche« Weise zur Hand gehen sollte, doch Pickering hatte kein Geheimnis aus der Befürchtung gemacht, Rachel könnte als politisches Faustpfand missbraucht werden.

»Ich würde gerne wissen, was ich hier eigentlich soll!«

»Da geht es Ihnen genauso wie mir. Ich habe keine entsprechenden Informationen.«

»Wie bitte?«

»Der Präsident hat mich aufgefordert, Sie sofort nach Ihrer Ankunft in unsere Entdeckung einzuweihen. Welche Rolle er Ihnen in diesem Zirkus zugedacht hat, müssten Sie selbst wissen.«

»Er hat mir gesagt, Ihr Erd-Observations-System hätte etwas entdeckt.«

»Sind Sie über das EOS-Projekt im Bilde?«, erkundigte sich Ekstrom mit einem Seitenblick auf Rachel.

»EOS besteht aus fünf vernetzten NASA-Satelliten, die eine Reihe von Erdbeobachtungen vornehmen – für die Ozeankartografie, für die Analyse geologischer Abweichungen, für die Beobachtung des Abschmelzens der Polareiskappen, für das Auffinden fossiler Brennstoffreserven…«

»Gut«, sagte Ekstrom unbeeindruckt. »Dann wissen Sie wohl auch über die jüngste Erweiterung der EOS-Satellitenkonstellation Bescheid?«

Rachel nickte. »PODS. Der Polar-Orbit-Dichtescanner. Er soll einen Beitrag zur Messung der globalen Erwärmung leisten.

PODS misst die Dichte und Härte der polaren Eiskappen, nicht wahr?«

»Letzten Endes, ja. PODS macht mithilfe einer Spektralband-Technologie überlappende Dichtemessungen großer Gebiete und kann Härteabweichungen im Eis feststellen – tauende Stellen, innere Schmelzregionen, Spaltenbildungen –, alles Indikatoren einer globalen Erwärmung.«

Für Rachel war diese Technologie nicht neu. Man konnte sie mit einer unterirdischen Ultraschallmessung vergleichen. Satelliten des NRO hatten mit einer ähnlichen Technologie in Osteuropa Dichteabweichungen unmittelbar unter der Erdoberfläche gesucht, um auf diese Weise Massengräber aufzuspüren, die eine Bestätigung der vermuteten »ethnischen Säuberungen« lieferten.

»Vor zwei Wochen registrierte PODS hier in diesem Eisstrom eine Dichteanomalie, die in keiner Weise in unseren Erwartungsraster passte. Sechzig Meter unter der Oberfläche, ringsum in massives Eis eingebettet, entdeckte PODS einen nichtkristallinen Klumpen von ungefähr drei Metern Durchmesser.«

»Einen Wassereinschluss?«

»Nein, der Klumpen war nicht flüssig. Die Dichteanomalie war seltsamerweise *härter* als das umgebende Eis.«

»Dann ist es ein Felsbrocken oder etwas Ähnliches?«

Ekstrom nickte. »Im Prinzip, ja.«

Rachel wartete auf die Pointe, aber sie kam nicht. *Man hat dich hierher geschafft, weil die NASA einen Felsbrocken im Eis gefunden hat?*

»Wir waren über die Entdeckung nicht besonders verwundert, bis PODS die Dichte

genauer berechnet hatte. Wir haben sofort ein Team eingeflogen, das den Brocken analysieren sollte. Wie sich herausgestellt hat, ist der Findling wesentlich dichter als jedes andere Gestein auf Ellesmere Island. Dichter sogar als irgendein Gestein im Umkreis von sechshundertfünfzig Kilometern.«

Rachel betrachtete das Eis zu ihren Füßen. Sie stellte sich den Felsbrocken bildlich vor, der irgendwo da unten steckte. »Wollen Sie damit sagen, dass jemand ihn dorthin geschafft hat?«

Ekstrom schaute sie belustigt an. »Der Stein wiegt mehr als acht Tonnen und steckt über *sechzig* Meter tief im Eis. Das bedeutet, dass er seit mindestens dreihundert Jahren unberührt dort unten liegen muss.«

Rachel folgte Ekstrom in einen langen und engen Gang. Sie war müde. Zwei bewaffnete Sicherheitskräfte der NASA standen zu beiden Seiten Wache. »Ich darf wohl annehmen, dass es für das Vorhandensein des Felsbrockens und für diese Geheimnistuerei eine logische Erklärung gibt«, sagte sie und schaute Ekstrom an.

»Selbstverständlich«, antwortete Ekstrom mit ausdruckslosem Gesicht. »PODS hat einen Meteoriten entdeckt.«

Rachel blieb abrupt stehen und starrte Ekstrom an. *»Einen Meteoriten!«* Eine Welle der Enttäuschung rollte über sie hinweg.

Nach dem Wirbel, den der Präsident um die Entdeckung veranstaltet hatte, hätte sie etwas Aufregenderes erwartet. *Diese Entdeckung rechtfertigt angeblich alles, was die NASA in der Vergangenheit verschleudert und verbockt hat?* Was ging in Herneys Kopf eigentlich vor? Zugegeben, Meteoriten waren sehr selten, doch die NASA entdeckte dauernd neue.

»Dieser Meteorit ist einer der größten, die je gefunden wurden«, sagte Ekstrom. »Wir halten ihn für das Bruchstück eines Riesenmeteoriten, der nach Berichten des achtzehnten Jahrhunderts im Eismeer niedergegangen ist. Es handelt sich mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Bruchstück, das beim Einschlag davongeschleudert wurde und auf dem Milne-Gletscher gelandet ist, wo es in den vergangenen dreihundert Jahren allmählich immer tiefer im Schnee begraben wurde.« Rachel runzelte die Stirn. Diese Eröffnung änderte wenig. Sie bekam immer mehr den Eindruck, Zeugin eines überzogenen Manövers einer verzweifelten NASA und eines hoffnungslosen Präsidenten geworden zu sein, die in ihrem Kampf ums Überleben einen Fund der NASA zu einem weltbewegenden Ereignis aufzubauschen versuchten.

»Sie sehen nicht besonders beeindruckt aus«, bemerkte Ekstrom.

»Ich glaube, ich habe etwas… anderes erwartet.«

Ekstroms Augen wurden schmal. »Ein Meteorit von dieser Größe ist ein ausnehmend seltener Fund, Miss Sexton. Auf der ganzen Welt gibt es nur sehr wenige größere Exemplare.«

»Aber ich…«

»Für uns liegt das Aufregende nicht in der Größe des Meteoriten.«

Rachel schaute Ekstrom überrascht an.

»Dieser Meteorit, Miss Sexton, weist Eigenschaften auf, die bisher noch bei keinem Meteoriten, ob groß oder klein, gefunden worden sind.« Er wies den Gang hinunter. »Wenn Sie mir jetzt bitte folgen würden. Ich möchte Sie jemand vorstellen, der qualifizierter ist als ich, um diesen Fund mit Ihnen zu diskutieren.«

»Qualifizierter als der Direktor der NASA?«, wunderte sich Rachel.

»Qualifizierter als ich, Miss Sexton, insofern dieser Mann kein Angestellter des Staates ist. Ich dachte mir, Sie als professionelle Datenanalystin würden es vorziehen, Ihre Informationen aus neutraler Quelle zu beziehen.«

Touche. Rachel folgte dem NASA-Direktor durch den engen Gang, der vor einem schweren schwarzen Vorhang endete. Auf der anderen Seite war vielstimmiges Gemurmel zu hören, das aus einem hallenden großen Raum zu kommen schien.

Ohne ein weiteres Wort zog Ekstrom den Vorhang beiseite.

Rachel stand in blendender Helligkeit. Blinzelnd machte sie ein paar zögernde Schritte voran. Nachdem ihre Augen sich an die Helligkeit gewöhnt hatten, blickte sie in ein riesiges Rund.

Beeindruckt hielt sie den Atem an.

»Mein Gott, wo bin ich?«, flüsterte sie.

20

Das CNN-Fernsehstudio außerhalb von Washington, D.C. ist eines der weltweit zweihundertzwölf Studios, die via Satellit mit dem globalen Hauptquartier des Senders Turner Broadcasting System in Atlanta verbunden sind.

Es war dreizehn Uhr fünfundvierzig, als Senator Sedgewick Sexton in seiner Limousine auf den Parkplatz des Senders rollte.

Zufrieden stieg er aus und schritt mit Gabrielle auf den Eingang zu. Drinnen wurden sie von einem übertrieben lächelnden Produzenten mit Schmerbauch begrüßt.

»Senator Sexton«, sagte der Produzent. »Herzlich willkommen.

Fantastische Neuigkeiten! Wir haben soeben erfahren, wen das Weiße Haus gegen Sie in den Ring schickt.« Der Produzent grinste wie ein Hausierer. »Ich hoffe, Sie sind zu jeder Schandtat bereit!« Er deutete durch die Glasscheibe des Regieraums hinaus ins Studio.

Von der anderen Seite der Glasscheibe starrte Sexton durch eine Wolke aus Zigarettenqualm das hässlichste Gesicht der US-Politik entgegen.

»Marjorie Tench!«, platzte Gabrielle heraus. »Warum ist *die* hier angetanzt?«

Sexton hatte keine Ahnung, doch was immer der Grund sein mochte, Marjorie Tenchs Anwesenheit war eine fantastische Neuigkeit und setzte ein klares Zeichen, dass der Präsident allmählich kalte Füße bekam. Weshalb sonst hätte er seine Chefberaterin ins Feuer schicken sollen? Zach Herney fuhr sein schwerstes Kaliber auf. Sexton konnte es nur recht sein.

Je stärker der Feind, desto süßer der Sieg.

Dem Senator war klar, dass Marjorie Tench eine gerissene Gegnerin war, doch wenn er sich diese Frau betrachtete, fragte er sich unwillkürlich, ob der Präsident sich nicht gewaltig geirrt hatte. Die gute Marjorie war wirklich kein angenehmer Anblick. Im Moment saß sie zusammengekrümmt auf einem Stuhl, wobei sich der rechte Arm mit der Zigarette in einem trägen Auf und Ab zu ihren Lippen bewegte wie die Klaue einer fressenden Gottesanbeterin.

Mann o Mann, dachte Sexton, *wenn es je ein Gesicht gegeben hat, das besser beim Radio geblieben wäre…*

Bei den wenigen Gelegenheiten, da Sexton die gelbsüchtige Visage der Chefberaterin des Präsidenten in den Printmedien gesehen hatte, war es ihm jedes

Mal unbegreiflich gewesen, dass er in eines der mächtigsten Gesichter Washingtons blickte.

»Das gefällt mir nicht«, flüsterte Gabrielle.

Sexton erwiderte nichts. Ihm gefiel die Situation umso besser.

Nicht nur, dass Marjorie Tench kein mediengängiges Gesicht hatte – noch willkommener war Sexton ihre bekannte Einstellung zu einem der Hauptstreitpunkte. Sie war eine der lautstärksten Verfechterinnen der These, dass die zukünftige Führungsrolle der USA in der Welt nur durch ihre Überlegenheit auf technologischem Gebiet garantiert werden könne. Marjorie war eine eifrige Advokatin von staatlichen Forschungs- und Entwicklungsprogrammen auf dem Gebiet der Hochtechnologie – und vor allem eine rückhaltlose Befürworterin der NASA. Viele waren der Ansicht, dass der Präsident sich nur aufgrund des hinter den Kulissen von Marjorie Tench ausgeübten Drucks so unverdrossen hinter die angeschlagene Weltraumbehörde stellte.

Sexton fragte sich, ob der Präsident vielleicht Marjorie Tench für all ihre schlechten Ratschläge bezüglich der NASA opfern wollte. *Will er seine Chefberaterin den Wölfen zum Fraß vorwerfen!*

Gabrielle Ashe musterte Marjorie Tench durch die Trennscheibe.

Sie empfand ein wachsendes Unbehagen. Diese Frau war schlau wie ein Fuchs; außerdem war ihr Erscheinen ein unerwarteter Schachzug. Das Zusammentreffen dieser beiden Faktoren ließ bei Gabrielle sämtliche Warnlichter aufflammen.

Sie spürte, dass dem Senator vor Vorfreude über den leichten Sieg bereits der Mund wässrig wurde, was keineswegs dazu beitrug, ihre Besorgnis zu mindern. Sexton hatte die ungute Angewohnheit, zu sehr auf die Tube zu drücken, wenn er Oberwasser bekam. Die NASA hatte sich bei den Umfragen als willkommener Stimmenfänger erwiesen, doch für Gabrielles Geschmack war Sexton ein bisschen zu viel auf diesem Thema herumgeritten. Viele Kandidaten hatten ihre Kampagne in den Sand gesetzt, weil sie unbedingt einen K.-o.-Sieg einheimsen wollten, wo es gereicht hätte, nach Punkten zu bestehen.

Sexton strebte zur Studiotür. Gabrielle packte ihn am Ärmel.

»Ich weiß, was in Ihnen vorgeht«, flüsterte sie, »aber behalten Sie einen klaren Kopf. Werden Sie nicht übermütig.«

»Übermütig? Ich?« Er grinste.

»Denken Sie daran – diese Frau weiß, was sie tut.«

»Das weiß ich auch«, sagte Sexton und lächelte überlegen.

21

Der hochgewölbte Innenraum der Habisphäre wäre überall auf der Welt ein überraschender Anblick gewesen, doch die Tatsache, dass die Konstruktion ausgerechnet auf einem arktischen Gletscher errichtet worden war, machte es für Rachel besonders schwer, den Eindruck zu verdauen.

Als sie in die aus weißen, ineinander greifenden Dreiecken zusammengesetzte futuristische Kuppel hinaufschaute, kam sie sich wie in einem überdimensionalen Sanatorium vor. Die sanft gekrümmte Wandung ruhte auf einem Boden aus massivem Eis.

Ringsum waren wie die Soldaten zahllose nach oben gerichtete Halogenstrahler aufgestellt, deren blendendes Licht dem gewaltigen Innenraum eine geradezu überirdische Helligkeit verlieh.

Durch ein Dickicht mobiler wissenschaftlicher Arbeitsplätze schlängelten sich Wege aus schwarzen Schaumgummiläufern über den Eisboden. Dreißig oder vierzig NASA-Mitarbeiter waren inmitten der elektronischen Gerätschaften emsig bei der Arbeit. Aufgeregt schwatzend steckten sie immer wieder die Köpfe zusammen. Rachel spürte die elektrisierende Spannung in diesem Raum.

Es war die pure Entdeckerfreude.

Während Rachel mit dem NASA-Direktor am äußeren Rand der Kuppel entlangging, wurde sie von einigen Leuten erkannt und mit überraschten Blicken bedacht. Das Getuschel war wegen der Akustik in der Halle deutlich zu vernehmen.

Ist das nicht die Tochter von Senator Sexton?

Was hat die hier zu suchen?

Unbegreiflich, dass der Chef mit ihr redet!

Rachel hätte es nicht gewundert, hätten überall Voodoo-Puppen ihres Vaters mit Nadeln im Leib gehangen. Sie spürte außer Feindseligkeit aber noch etwas anderes – eine heimliche Selbstgefälligkeit, als wüsste die NASA genau, wer zuletzt lachte.

Ekstrom führte Rachel zu einer Reihe zusammengestellter Tische, wo ein einzelner Mann mit dem Rücken zu ihr vor einem Computer saß. Im Unterschied zu allen anderen, die den einheitlichen Klimaschutzanzug der NASA trugen, war er in einen schwarzen Rollkragenpullover, Cordhose und Moonboots gekleidet.

Ekstrom bat Rachel um einen Moment Geduld, ging zu dem Mann und wechselte ein paar Worte mit ihm. Der Angesprochene nickte und fuhr seinen Computer herunter. Ekstrom trat wieder zu Rachel.

»Mr Tolland wird Sie jetzt übernehmen«, sagte er. »Er ist auch einer der Rekruten des Präsidenten – Sie dürften also gut miteinander auskommen. Ich stoße später wieder zu Ihnen«, verabschiedete sich Ekstrom.

»Gut. Danke.«

»Ich darf wohl annehmen, Sie haben schon von Mr Tolland gehört?«

Rachel schüttelte den Kopf. »Der Name sagt mir nichts.«

»Der Name sagt Ihnen nichts?«, sagte der Mann mit dem Rollkragenpullover, der inzwischen zu ihnen getreten war. Seine freundliche Stimme klang voll und angenehm. »Das ist die beste Neuigkeit des heutigen Tages. Unvorbelastet jemand entgegenzutreten, war mir schon lange nicht mehr vergönnt.«

Als Rachel den Neuankömmling anblickte, wäre sie am liebsten im eisigen Boden versunken. Sie hatte das attraktive Gesicht augenblicklich erkannt. Jeder Amerikaner kannte es.

Ihre Wangen glühten. »Oh«, sagte sie, während sie einander die Hand gaben, »Sie sind *Michael Tolland*.«

Als Rachel vom Präsidenten eröffnet worden war, er habe zur Bestätigung der NASA-Entdeckung angesehene unabhängige Wissenschaftler beauftragt, hatte sie sich ein paar verhutzelte Greise mit Rechenschiebern vorgestellt. Michael Tolland verkörperte das völlige Gegenteil. Er war einer der prominentesten Wissenschaftler Amerikas und präsentierte im Fernsehen eine wöchentliche Dokumentarfilmserie mit dem Titel »Wunderbare Welt der Meere«, in der er dem Zuschauer aus nächster Nähe atemberaubende Meeresphänomene vor Augen führte – Unterwasservulkane,

drei Meter lange Meerwürmer, haushohe Killer-Flutwellen. Die Medien feierten ihn als Mischung aus Jacques Cousteau und Carl Sagan und priesen sein umfassendes Wissen, die mitreißenden Präsentationen und seine Abenteuerlust als jene Formel, mit der er die Einschaltquoten seiner Sendung in ungeahnte Höhen getrieben hatte. Es gab natürlich auch Kritiker, die anmerkten, dass Michael Tollands attraktives Äußeres und sein Charisma seiner Popularität speziell bei der weiblichen Zuschauerschaft keineswegs abträglich seien.

»Mr Tolland…«, Rachel rang ein bisschen nach Worten, »… ich bin Rachel Sexton.«

Tolland lächelte verbindlich. »Hi, Rachel. Sagen Sie doch Mike zu mir.«

Rachel suchte nach Worten. Es war alles ein bisschen viel auf einmal – die Habisphäre, der Meteorit, die Geheimnistuerei, und jetzt auch noch die unvermutete Begegnung mit dem Fernsehstar. »Es überrascht mich, Sie hier zu sehen«, sagte sie schließlich und versuchte, sich wieder zu fassen. »Als der Präsident mir sagte, er hätte unabhängige Wissenschaftler als Gutachter des Fundes der NASA hinzugebeten, dachte ich an…« Sie verstummte.

»… an *richtige* Wissenschaftler?« Tolland lächelte entwaffnend.

Rachel wurde wieder rot. »Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint.«

»Seien Sie unbesorgt«, meinte Tolland, »seit ich hier bin, habe ich mir das ständig anhören müssen.« Er musterte Rachel neugierig. »Ekstrom hat mir gesagt, Ihr Vater sei Senator Sexton?«

Rachel nickte. *Leider.*

»Eine Sexton-Spionin hinter den Linien?«

»Frontlinien verlaufen nicht immer da, wo man sie vermutet.«

Eine unbehagliche Pause entstand.

»Was macht ein weltbekannter Ozeanograph mit einem Haufen Raketenbauer von der NASA auf einem Gletscher?«, fragte Rachel.

Tolland lachte leise. »Jemand, der aussah wie der Präsident, hat mich gebeten, ihm einen Gefallen zu tun. Ich habe den Mund aufgemacht, um zu sagen ›Hauen Sie ab!‹, aber was herauskam, klang wie ›Jawohl, Sir‹.«

Rachel musste das erste Mal an diesem Vormittag lachen.

»Willkommen im Club!«

Die meisten Prominenten wirken unscheinbarer, wenn man sie persönlich trifft, dachte Rachel, doch bei Michael Tolland war es umgekehrt. Seine braunen Augen waren so wach und leidenschaftlich wie im Fernsehen, und in seiner Stimme schwang die gleiche Bescheidenheit, Wärme und unaufdringliche Begeisterung mit. Er wirkte wie ein sportlicher Fünfundvierzigjähriger.

Sein dichtes schwarzes Haar wirkte stets wie vom Wind zerzaust und fiel ihm mit einer widerspenstigen Tolle in die Stirn. Das kräftige Kinn und sein ungekünsteltes Benehmen flößten Vertrauen ein. Seine raue und schwielige Hand hatte Rachel bei der Begrüßung daran erinnert, dass sie nicht eine typische glatte Fernsehpersönlichkeit vor sich hatte, sondern einen erfahrenen Seemann und Forscher.

»Offen gesagt«, meinte Tolland etwas verlegen, »ich glaube, dass ich mehr wegen meines Bekanntheitsgrads rekrutiert worden bin, als wegen meiner wissenschaftlichen Qualifikation. Der Präsident hat mich hergebeten, um einen Dokumentarfilm für ihn zu drehen.«

»Einen Dokumentarfilm? Über einen Meteoriten? Aber Sie sind doch Ozeanograph.«

»Genau das habe ich dem Präsidenten auch gesagt. Aber er meinte, er würde keinen Dokumentarfilmer kennen, der sich mit Meteoriten befasst. Außerdem würde meine Beteiligung die Glaubwürdigkeit seiner Entdeckung für das Publikum erhöhen.

Er hat offensichtlich vor, meinen Film heute Abend im Rahmen der großen Pressekonferenz vorzuführen, bei der er die Entdeckung bekannt geben wird.«

Ein Prominenter als Zeuge. Rachel bewunderte wieder einmal Zach Herneys politisches Fingerspitzengefühl. Der NASA war oft vorgeworfen worden, Entdeckungen nicht allgemein verständlich zu präsentieren. Diesmal sollte es anders sein. Man hatte den Meister der Vermittlung wissenschaftlicher Fakten höchstpersönlich bemüht – ein Gesicht, das den meisten Amerikanern bekannt war; einen Mann, der in wissenschaftlichen Dingen ihr Vertrauen genoss.

Tolland deutete verstohlen auf die andere Seite der Kuppel, wo ein Medienbereich aufgebaut wurde. Ein blauer Teppich war auf dem Eis ausgerollt worden, Fernsehkameras und Scheinwerfer standen vor einem langen Tisch mit Mikrofonen.

Im Hintergrund wurde gerade eine große amerikanische Flagge aufgehängt.

»Das ist für heute Abend«, erklärte Tolland. »Der NASA-Chef und einige seiner wichtigsten Wissenschaftler werden über eine Liveschaltung per Satellit mit dem Weißen Haus in Verbindung stehen, wenn der Präsident um zwanzig Uhr auf Sendung geht.«

Das ist anständig, dachte Rachel und nahm beifällig zur Kenntnis, dass Zach Herney nicht vorhatte, die NASA bei seiner Erklärung außen vor zu lassen.

Rachel seufzte. »Würde mir vielleicht endlich mal jemand erklären, was an diesem Meteoriten so besonders ist?«

Tolland hob die Brauen und lächelte sie geheimnisvoll an. »Das Besondere an diesem Meteoriten lässt sich viel besser zeigen als erklären.« Er gab Rachel ein Zeichen, ihm in den benachbarten Arbeitsbereich zu folgen. »Mein Kollege hat jede Menge Proben, die er Ihnen vorführen kann.«

»Proben? Sie haben Proben von dem Meteoriten?«

»Ja, sicher. Wir haben ein paar Kernbohrungen vorgenommen.

Schon die allerersten Proben, die zutage kamen, haben die NASA von der Bedeutung des Fundes überzeugt.«

Unsicher, was sie erwartete, folgte Rachel Tolland an den Experimentiertisch. Er war verlassen. Ein Becher Kaffee stand auf dem mit Gesteinsproben, Schieblehren und anderen Messgeräten übersäten Tisch und dampfte vor sich hin.

»Marlinson!«, rief Tolland und schaute sich um. Keine Antwort.

Er seufzte. »Vermutlich wollte er sich Sahne für seinen Kaffee holen und hat sich verlaufen. Ich kann Ihnen sagen, als ich in Princeton mit diesem Typen die ersten Semester studiert habe, ging er regelmäßig in seinem eigenen Wohnheim auf Nimmerwiedersehen verschütt. Jetzt hat er einen der begehrtesten Preise im Bereich der Astrophysik bekommen. Da soll einer draus schlau werden.«

Rachel schluckte. »Marlinson? Sie meinen doch nicht etwa den berühmten Corky Marlinson?«

Tolland lachte. »Genau den.«

Rachel war baff. »Corky Marlinson ist hier?« Marlinsons Theorien zum Verständnis von Gravitationsfeldern waren bei den Satelliteningenieuren des NRO legendär. »Dann ist auch Marlinson einer der vom Präsidenten gerufenen unabhängigen Wissenschaftler?«

»Ja, diesmal ein richtiger.« Tolland grinste.

Richtig ist richtig, dachte Rachel. Marlinson war so angesehen wie kaum ein anderer Forscher.

»Das unglaublich Paradoxe an Corky ist, dass er einem auf den Millimeter genau den Abstand zu Alpha Centauri sagen kann, aber den Schlips umbinden kann er sich nicht«, sagte Tolland genüsslich.

»Ich trage Betonschlipse«, näselte jemand gutmütig hinter ihnen. »Funktionstüchtigkeit vor Eleganz. Ihr Hollywoodtypen werdet das nie begreifen!«

Rachel und Tolland fuhren herum. Hinter einem hohen Turm aus aufeinander gestapelten elektronischen Geräten trat ein kleiner rundlicher Mann hervor. Mit seinen hervorquellenden Augen und dem spärlichen, penibel gekämmten Haar besaß er eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Mops. Als er Tolland mit Rachel sprechen sah, blieb er wie angewurzelt stehen.

»Mann Gottes, Mike!«, rief er aus. »Da friert man sich am Nordpol den Arsch ab, und du reißt immer noch tolle Frauen auf! Ich hab's doch gewusst, ich hätte zum Fernsehen gehen sollen.«

Michael Tolland fühlte sich sichtlich unwohl in seiner Haut.

»Miss Sexton, bitte sehen Sie Dr. Marlinson sein Betragen nach.

Was ihm an guten Manieren fehlt, macht er mit unzähligen, völlig nutzlosen und zufällig zusammengeklaubten Wissenskrümeln über unser Universum mehr als wett.«

Corky trat ein paar Schritt näher. »Es ist mir ein Vergnügen, Ma'am. Wie war doch bitte Ihr Name?«

»Rachel. Rachel Sexton.«

»Sexton?« Corky schniefte hörbar durch die Nase. »Sie sind doch hoffentlich nicht mit diesem kurzsichtigen, hirnamputierten Senator verwandt?«

Tolland zuckte zusammen. »Corky, Senator Sexton ist Rachels Vater.«

Corkys Lachen endete abrupt, und er ließ sich verzweifelt auf seinen Stuhl sinken. »Siehst du, Mike? Ist es da noch ein Wunder, dass ich bei Frauen kein Glück habe?«

22

Corky Marlinson führte Rachel und Tolland tiefer in seinen Arbeitsbereich. Mit den Bewegungen einer überspannten Spiralfeder, die jeden Augenblick auseinander zu fliegen droht, kramte er in seinen Gesteinsproben und Geräten.

»Also dann«, sagte er aufgeregt, »Miss Sexton, Sie stehen im Begriff, Corky Marlinsons dreißigsekündigen Crashkurs in Meteoritenkunde zu absolvieren.«

Tolland zwinkerte Rachel zu. »Haben Sie Geduld mit ihm. Er wollte eigentlich Schauspieler werden.«

»Ja, und Mike ein angesehener Wissenschaftler.« Corky suchte in einem Schuhkarton herum und brachte schließlich drei kleine Gesteinsbrocken zum Vorschein, die er nebeneinander auf seinen Arbeitstisch legte. »Hier sehen Sie die drei hauptsächlichen Arten von Meteoriten, die wir auf der Erde finden.«

Rachel betrachtete die drei Proben, die alle wie misslungene Kugeln von der Größe eines Golfballs aussahen. Sie waren in der Mitte durchgeschnitten, sodass man die polierten Querschnittflächen sehen konnte.

»Alle Meteoriten bestehen aus Nickeleisenlegierungen, Silikaten und Sulfiden in variierenden Anteilen. Sie werden anhand ihres Verhältnisses von Metall und Silikaten in Gruppen eingeteilt.«

Rachel hatte schon jetzt den Eindruck, dass Corkys Crashkurs in Meteoritenkunde in dreißig Sekunden kaum abgehandelt sein würde.

»Diese erste Probe hier«, sagte Corky, wobei er auf einen kohlschwarzen glänzenden Stein zeigte, »ist ein Eisenmeteorit. Sehr schwer. Der kleine Kerl ist vor einigen Jahren in der Antarktis heruntergekommen.«

Rachel studierte den Meteoriten. Er sah in der Tat unirdisch aus – ein schwerer, gräulicher Eisenklumpen mit einer verkohlten und geschwärzten Kruste.

»Man nennt die verkohlte äußere Schicht Schmelzrinde«, sagte Corky. »Sie entsteht durch die extreme Erhitzung beim Sturz des Meteoriten durch die Erdatmosphäre. Meteoriten haben stets diese verkohlte Kruste.« Corky griff rasch eine andere Probe.

»Hier haben wir einen so genannten Stein-Eisen-Meteoriten.«

Rachel betrachtete das Stück, das ebenfalls außen angekohlt war; allerdings hatte die Rinde einen leichten Stich ins Grüne.

Der Querschnittschliff sah wie eine Collage aus bunten kantigen Bruchstücken aus und glich dem Bild in einem Kaleidoskop.

»Hübsch«, bemerkte Rachel.

»Machen Sie Witze? Das ist hinreißend!« Corky ließ sich eine Minute lang über den hohen Olivinanteil aus, der den grünen Glanz hervorrief, um dann mit dramatischer Geste die dritte und letzte Probe zu ergreifen und sie Rachel zu reichen.

Rachel legte sich den Meteoriten auf die Handfläche. Er war graubraun, wie Granit etwa, und fühlte sich ein bisschen schwerer als irdisches Gestein an. Der einzige Hinweis, dass es sich um keinen irdischen Stein handelte, war auch hier die Schmelzrinde – die versengte Außenschicht.

»Das ist ein so genannter Steinmeteorit, die häufigste Klasse unserer Meteoriten«, erklärte Corky. »Mehr als neunzig Prozent der auf der Erde aufgefundenen Meteoriten gehören zu dieser Kategorie.«

Rachel war überrascht. Sie hatte sich Meteoriten stets wie die erste Probe vorgestellt – als metallische, fremdartig aussehende Klumpen. Der Meteorit in ihrer Hand sah alles andere als außerirdisch aus. Vom versengten Äußeren abgesehen sah er aus wie ein Stein, über den man an jedem beliebigen Strand stolpern konnte.

Corkys Augen quollen jetzt vor Aufregung fast aus den Höhlen. »Der Meteorit, der hier im Eis des Milnegletschers begraben ist, gehört zu den Steinmeteoriten, genau wie der, den Sie in der Hand halten. Steinmeteoriten haben große Ähnlichkeit mit unserem indigenen irdischen Gestein – das macht sie so schwer auffindbar. Meist bestehen sie aus einer Mischung leichter Silikate: Feldspat, Olivin, Pyroxen. Nichts Aufregendes.«

Rachel gab Corky die Probe zurück. »Der hier sieht aus wie ein Stein, den jemand in einen Kamin geworfen und liegen gelassen hat.«

Corky lachte auf. »Das müsste schon ein höllisch heißer Kamin sein! Der heißeste Hochofen erreicht bei weitem nicht die Temperaturen, denen ein Meteorit ausgesetzt ist, wenn er auf unsere Atmosphäre trifft!«

Tolland lächelte Rachel aufmunternd zu. »Und darauf kommt es an.«

»Stellen Sie sich einmal vor«, sagte Corky, während er Rachel den Meteoriten aus der Hand nahm, »dieser kleine Bursche wäre so groß wie ein Haus.« Er hielt sich den Meteoriten hoch über den Kopf. »Jetzt fliegt er durch den Weltraum… jagt durch unser Sonnensystem… starr von der Weltraumkälte knapp über dem absoluten Nullpunkt.«

Tolland lachte leise in sich hinein. Anscheinend hatte er Corkys Inszenierung von der Ankunft des Kometen auf Ellesmere Island schon einmal miterleben dürfen.

Corky hielt die Probe etwas niedriger. »Unser Meteorit nähert sich der Erde… kommt immer näher… wird von der Schwerkraft eingefangen und beschleunigt… beschleunigt weiter…«

Rachel schaute gebannt zu, wie Corky die Geschwindigkeit der Probe auf ihrer Bahn erhöhte, um die Beschleunigung durch die Erdanziehung darzustellen.

»Inzwischen bewegt er sich sehr schnell, mit über sechzehn Kilometern pro Sekunde – knapp zehntausend Kilometer pro Stunde. Hundertfünfunddreißig Kilometer über der Erde beginnt der Komet die Reibung der Erdatmosphäre zu spüren.« Mit heftigem Schütteln führte Corky die Probe etwas näher an den eisigen Grund. »Wenn er auf einhundert Kilometer Höhe gefallen ist, beginnt er zu glühen. Die Atmosphäre wird immer dichter, die Reibung erreicht unglaubliche Werte! An der Oberfläche des Meteoriten schmelzen Materiepartikel, und die Luft beginnt zu leuchten… zu *brennen*.« Corky ließ brutzelnde und zischende Klangeffekte ertönen. »Jetzt ist er an der Achtzig-Kilometer-Marke vorbeigestürzt. Das Äußere hat sich auf über achtzehnhundert Grad Celsius aufgeheizt.«

Staunend beobachtete Rachel den Astrophysiker.

»Sechzig Kilometer!« Corkys Stimme überschlug sich.

»Unser Meteorit trifft auf dichtere Luftschichten. Die Luft ist zu dick! Er wird brutal abgebremst – mit einer Verzögerungskraft von mehr als dem Dreihundertfachen der Erdanziehung!«

Corky verzögerte dramatisch das Niedergehen der Probe in seiner Hand. »Der

Meteorit kühlt ab und hört schlagartig zu glühen auf. Er ist jetzt in der dunklen Flugphase. Seine Oberfläche verlässt den flüssigen Zustand und erhärtet zur verkohlten Schmelzrinde.«

Corky kniete sich aufs Eis, um den Einschlag auf der Erde darzubieten, den Gnadenstoß. Rachel hörte Tolland aufstöhnen.

»Und jetzt rast unser großer Meteorit durch die untere Atmosphäre…« Auf den Knien führte Corky den Meteoriten auf einer schwach gekrümmten Bahn weiter nach unten. »Er fliegt auf das Eismeer zu… auf einer flachen Bahn… verliert an Höhe… fast sieht es so aus, als würde er vom Eismeer wieder abprallen… er stürzt weiter… und…«

Corky setzte die Probe aufs Eis.

»Rumms!«

Rachel sprang auf.

»Der Einschlag ist verheerend. Der Meteorit explodiert!

Bruchstücke fliegen davon, schleudern und hüpfen übers Meer.«

Corky ließ die Probe in Zeitlupe über einen imaginären Ozean Rachels Füßen entgegenpoltern. »Ein Bruchstück trudelt Ellesmere Island entgegen…« Er schob die Probe vor Rachels Zehen.

»Es springt aus dem Meer und pflügt aufs Land.« Corky schob die Probe über die Kappe von Rachels Schuh die Schnürung hinauf und ließ sie am Rist zur Ruhe kommen. »Zu guter Letzt bleibt der Meteorit hoch oben auf dem Milnegletscher liegen, wo er rasch von Schnee und Eis bedeckt und vor der Erosion durch Witterungseinflüsse geschützt wird.« Corky erhob sich und lächelte.

Rachel war der Mund offen stehen geblieben. »Ich muss schon sagen, Dr. Marlinson, diese Erklärung war ganz außerordentlich…«

»Erhellend?«, erkundigte sich Corky.

Rachel lächelte. »Genau das richtige Wort.«

Corky gab Rachel den Meteoriten zurück. »Sehen Sie sich einmal den Querschnitt an.«

Rachel betrachtete das Schnittbild, konnte aber nichts Auffälliges erkennen.

»Sie müssen den Schliff schräg ins Licht halten«, sagte Tolland.

Seine Stimme war warm und einfühlsam. »Schauen Sie ganz genau hin.«

Rachel hielt sich den Brocken ganz nah vor die Augen und neigte ihn gegen das aus der Kuppel reflektierte helle Halogenlicht. Jetzt sah sie es – kleine metallische Kügelchen glitzerten auf der angeschliffenen Steinoberfläche. Wie winzige Quecksilbertröpfchen von ungefähr einem Millimeter Durchmesser waren sie zu Dutzenden über den Querschnitt verteilt.

»Diese kleinen Einschlüsse nennt man ›Chondren‹«, sagte Corky. »Sie kommen ausschließlich in Meteoriten vor.«

Rachel beäugte die Körnchen. »So etwas habe ich noch nie in einem irdischen Stein gesehen.«

»Das werden Sie auch nicht«, erklärte Corky. »Chondren sind eine geologische Erscheinung, die auf der Erde nicht vorkommt.

Manche Chondren sind ungeheuer alt und bestehen möglicherweise aus der allerersten Materie, die sich in unserem Universum gebildet hat. Andere – wie die, die Sie in der Hand halten – sind wesentlich jünger. Die Chondren in diesem Meteoriten sind höchstens hundertneunzig Millionen Jahre alt.«

»Hundertneunzig Millionen Jahre ist jung?«

»O ja. Nach kosmologischem Maßstab ist das erst gestern gewesen. Worauf es hier aber ankommt, ist die Tatsache, dass diese Probe Chondren enthält – der schlüssige Beweis, dass es sich um meteoritisches Material handelt.«

»Verstehe«, sagte Rachel. »Chondren sind also das Gütezeichen.«

»Und falls Ihnen«, sagte Corky und stieß einen gewaltigen Seufzer aus, »Schmelzrinde und Chondren noch nicht als Beweis genügen, haben wir Astronomen noch eine dritte Methode, den meteoritischen Ursprung von Gestein zweifelsfrei nachzuweisen.«

»Nämlich?«

Corky zuckte lässig mit den Schultern. »Wir benutzen ein petrographisches

Polarisationsmikroskop, ein Röntgenfluoreszenzspektrometer, einen Neutronenaktivierungsanalysator oder ein induktionsgekoppeltes Plasmaspektrometer und messen das ferromagnetische Verhältnis.«

Tolland stöhnte auf. »Alles nur Angeberei! Corky möchte bloß die schlichte Mitteilung machen, dass man Meteoriten auch durch eine Messung der chemischen Bestandteile nachweisen kann.«

»Nur mal sachte, mein Seepferdchen!«, protestierte Corky. »Wir wollen doch die Wissenschaft den Wissenschaftlern überlassen!«

Er wandte sich wieder Rachel zu. »In irdischem Gestein findet sich mineralischer Nickel immer nur in entweder sehr hohen oder in sehr niedrigen Prozentsätzen. Bei Meteoriten jedoch liegt der Nickelanteil stets im mittleren Bereich. Wenn wir also eine Probe untersuchen und feststellen, der Nickelanteil liegt innerhalb einer mittleren Bandbreite, haben wir damit einen über jeden Zweifel erhabenen Beweis, dass es sich um einen Meteoriten handelt.«

Rachel verzweifelte allmählich. »Wunderbar, meine Herren, da haben wir also mit Schmelzrinde, Chondren und mittlerem Nickelgehalt den unwiderleglichen Nachweis, dass unsere Probe aus dem All stammt.«

Sie legte das Stück auf Corkys Arbeitsplatte. »Aber wo komme ich ins Bild?«

Corky ließ wieder einen gewaltigen Seufzer hören. »Möchten Sie eine Probe von dem Meteoriten sehen, den die NASA im Eis unter unseren Füßen gefunden hat?«

Wenn es sein muss – bitte.

Corky griff in seine Brusttasche und zog eine kleine, gut einen Zentimeter dicke Steinscheibe von der Größe einer CD hervor.

Das Material schien von ähnlicher Zusammensetzung zu sein wie der Steinmeteorit, den Rachel in der Hand gehalten hatte. »Diese Scheibe stammt aus einer Kernbohrung, die wir gestern vorgenommen haben«, erläuterte Corky und reichte Rachel die Probe.

Das Stück sah gewiss nicht weltbewegend aus. Ähnlich wie bei der Probe zuvor handelte es sich um leicht ins Orange spielendes weißes, schweres Gestein. Ein Teil des Randbereichs war schwarz verkohlt, offenbar ein Segment der Außenhaut des Meteoriten. »Hier kann man ein Stück der Schmelzrinde erkennen«, sagte Rachel.

Corky nickte. »Richtig, diese Probe wurde im Randbereich des Meteoriten erbohrt, deshalb enthält sie ein bisschen Rinde.«

Rachel hielt die Scheibe schräg gegen das Licht. »Ich kann auch die Chondren sehen.«

»Sehr gut«, sagte Corky. Die Erregung färbte seine Stimme.

»Und auch ohne das gute Stück in mein petrographisches Polarisationsmikroskop gesteckt zu haben, kann ich Ihnen jetzt schon sagen, dass der Nickelgehalt im mittleren Bereich liegt. Wir haben es demnach nicht mit irdischem Gestein zu tun. Herzlichen Glückwunsch! Sie konnten uns also bestätigen, dass der Stein in Ihrer Hand aus dem Weltraum stammt.«

Rachel blickte verwirrt hoch. »Nun, Dr. Marlinson, es ist ein Meteorit und stammt aus dem Weltall. Ist mir darüber hinaus vielleicht etwas entgangen?«

Corky und Tolland tauschten einen wissenden Blick. Tolland legte Rachel vertraulich die Hand auf die Schulter. »Drehen Sie das Ding mal um.«

Rachel drehte die Scheibe um und betrachtete die andere Seite.

Ihr Hirn brauchte einen winzigen Augenblick, um zu verarbeiten, was sie sah.

Die Erkenntnis traf sie wie ein Donnerschlag.

Unmöglich! Sie schnappte nach Luft. Während sie auf das Stück Stein starrte, merkte sie, dass ihre Definition für »unmöglich« sich radikal geändert hatte. In den Stein war eine Form eingebettet, die in einer irdischen Probe nicht unbedingt etwas Außergewöhnliches sein musste, in einem Meteoriten jedoch war sie schlichtweg unvorstellbar.

»Das… das ist ja…«, sagte Rachel stockend. Das Wort wollte ihr kaum über die Lippen kommen. »Das ist ja ein Käfer! Dieser Meteorit enthält ein fossiles Insekt!«

Tolland und Corky strahlten. »Willkommen an Bord!«, sagte Corky.

Von einem Sturm der Emotionen geschüttelt, war Rachel einen Moment nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen, aber selbst in diesem Zustand war unübersehbar, dass das Fossil vormals ein lebender biologischer Organismus gewesen war. Der versteinerte Abdruck war ungefähr viereinhalb Zentimeter lang und sah aus wie die Bauchseite eines großen Käfers oder kriechenden Insekts. Sieben Beinpaare waren

unter einen äußeren schützenden Panzer eingeklappt, der wie bei einem Gürteltier in eine Reihe beweglicher Segmente aufgegliedert zu sein schien.

Rachel war schwindelig geworden. »Ein Insekt aus dem All…«

»Es handelt sich um eine Assel«, verbesserte Corky. »Insekten haben drei Beinpaare und nicht sieben.« Rachel hörte ihn gar nicht. Sie war in die Betrachtung des Fossils vertieft. Die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf.

»Man kann deutlich die Segmentierung des Rückenpanzers erkennen, wie bei unseren irdischen Asseln«, sagte Corky, »aber die beiden vorstehenden schwanzartigen Anhängsel legen eine nähere Verwandtschaft zu den Läusen nahe.«

Corkys Worte drangen schon gar nicht mehr bis zu Rachel vor.

Welcher Art das versteinerte Wesen angehörte, war völlig gleichgültig. Die einzelnen Stücke des Puzzles fügten sich schlagartig zu einem Bild – die Geheimnistuerei des Präsidenten, die Entdeckerfreude der NASA…

In diesem Meteoriten steckt ein Fossil! Nicht nur ein kleiner Klecks Bakterien oder Mikroben, sondern eine höher entwickelte Lebensform! Der definitive Beweis, dass es im Universum auch anderswo Leben gibt!

23

Als das Streitgespräch zehn Minuten währte, fragte sich Senator Sexton, weshalb er sich überhaupt wegen Marjorie Tench Sorgen gemacht hatte. Sie wurde als Gegnerin gewaltig überschätzt. Obwohl der Chefberaterin der Ruf gnadenlosen Scharfsinns vorauseilte, hatte sie sich eher als Opferlamm denn als ernst zu nehmende Gegnerin erwiesen.

Zugegeben, anfangs hatte sie kurzzeitig die Oberhand gewonnen, indem sie auf dem Vorleben des Senators herumgeritten war und ihn als frauenfeindlich dargestellt hatte, doch just in dem Moment, als sie unverkennbar Oberwasser bekam, beging sie einen völlig unnötigen Fehler. Als sie vom Senator wissen wollte, wie er Verbesserungen des Erziehungssystems zu finanzieren gedächte, ohne gleichzeitig die Steuern zu erhöhen, machte Marjorie eine hämische Anspielung auf Sextons dauernde Seitenhiebe auf die NASA. Sexton hatte vorgehabt, das Thema NASA erst gegen Ende der Sendung aufs Tapet zu bringen, doch Marjorie Tench hatte ihm den

Gefallen jetzt schon getan. *Dumme Kuh!*

»Da wir gerade von der NASA sprechen«, schaltete Sexton sich wie nebenbei ein, »würde ich von Ihnen gern etwas zu den Gerüchten hören, dass bei der NASA unlängst wieder etwas schief gegangen sein soll.«

Marjorie Tench erwiderte ohne mit der Wimper zu zucken:

»Ich fürchte, dieses Gerücht ist noch nicht zu mir durchgedrungen.« Ihre Zigarettenstimme raspelte wie Sandpapier.

»Also kein Kommentar?«

»Kein Kommentar.«

Sexton frohlockte. Im Klartext hieß »kein Kommentar« in der Welt der Mediensprache »schuldig im Sinne der Anklage«.

»Ich verstehe«, sagte Sexton. »Und was ist an den Gerüchten, dass zwischen dem Präsidenten und dem Direktor der NASA ein geheimes Dringlichkeitsgespräch stattgefunden hat?«

Marjorie Tench blickte erstaunt in die Kamera. »Ich weiß nicht, auf welches Gespräch des Präsidenten Sie sich beziehen. Der Präsident führt viele Gespräche.«

»Selbstverständlich.« Sexton entschloss sich zum direkten Angriff. »Mrs Tench, Sie sind doch eine große Fürsprecherin der Weltraumbehörde, oder irre ich mich?«

Marjorie seufzte. Sextons Lieblingsthema schien sie zu langweilen. »Ich bin überzeugt, dass Amerika unbedingt seinen technologischen Vorsprung wahren muss, sei es auf dem Gebiet des Militärs, der Nachrichtendienste oder der Telekommunikation.

Die NASA gehört selbstverständlich mit in dieses Bild.«

Bei einem Blick in den Regieraum sah Sexton in Gabrielles Augen das Signal, das Thema fallen zu lassen. Aber er hatte Blut geleckt. »Aus reiner Neugierde würde mich interessieren, Ma’am, ob wir hinter der unablässigen Unterstützung, die der Präsident dieser doch offenbar kränkelnden Behörde angedeihen lässt, Ihren Einfluss vermuten dürfen?«

Marjorie Tench schüttelte den Kopf. »Nein. Der Präsident ist aus eigenem Antrieb

ein Verfechter der NASA. Er trifft seine Entscheidungen nach eigenem Ermessen.«

Sexton wollte seinen Ohren nicht trauen. Da hatte er Marjorie Tench doch soeben eine Vorlage zugespielt, den Präsidenten wenigstens zum Teil herauszuhauen, indem sie für die NASA-Finanzierung selbst den Buckel hinhielt. Stattdessen hatte sie den Ball gleich wieder in die Hälfte des Präsidenten gehauen. *Der Präsident trifft seine Entscheidungen nach eigenem Ermessen.* Das hörte sich an, als würde sich Marjorie Tench bereits von einer in Schieflage geratenen Wahlkampagne distanzieren. Eigentlich keine große Überraschung. Wenn der Staub sich gelegt hatte, würde Marjorie sich einen neuen Arbeitgeber suchen müssen.

In den nächsten paar Minuten ging der Schlagabtausch unentschieden weiter. Marjorie Tench machte ein paar lauwarme Versuche, das Thema zu wechseln, während Sexton ihr weiterhin mit dem NASA-Budget zu Leibe rückte.

»Senator«, setzte sie sich zur Wehr, »Sie wollen das Budget der NASA radikal kürzen, aber machen Sie sich überhaupt eine Vorstellung, wie viele Jobs im Bereich der Hochtechnologie in diesem Fall verloren gingen?«

Es hätte nicht viel gefehlt, und Sexton hätte ihr ins Gesicht gelacht. *Diese Ziege soll der klügste Kopf von Washington sein?* Marjorie hatte offensichtlich Nachhilfe über die demographische Struktur des Landes nötig. Die paar Hightech-Jobs fielen überhaupt nicht ins Gewicht im Vergleich zu der riesigen Zahl der schwer arbeitenden Arbeiterschaft Amerikas.

Sexton schlug zu. »Hier geht es um Einsparungen in Millionenhöhe, Marjorie, und wenn das zur Folge haben sollte, dass ein paar NASA-Wissenschaftler sich in ihre BMWs setzen müssen, um ihre gut zu vermarktenden Fähigkeiten anderswo an den Mann zu bringen – meinetwegen. Das kann mich nicht von meinem Kurs der Ausgabenkürzungen abbringen.«

Marjorie Tench verstummte, als müsste sie den letzten Schlag erst verdauen.

Der CNN-Moderator schaltete sich ein. »Miss Tench, wollen Sie dazu etwas sagen?«

Sie räusperte sich. »Ich bin einfach sehr überrascht«, sagte sie schließlich, »dass Mr Sexton so großen Wert darauf zu legen scheint, sich als strikter Gegner der NASA zu profilieren.«

Sextons Augen wurden schmal. *Ein wackerer Versuch, meine Dame.* »Ich bin kein Gegner der NASA. Gegen diesen Vorwurf möchte ich mich verwahren. Ich sage nur, dass das Budget der NASA ein gutes Beispiel für das Ausufern der Staatsausgaben

ist, das Ihr Präsident auf seine Fahne geschrieben zu haben scheint.

Die NASA hat behauptet, sie könnte für fünf Milliarden Dollar das Spaceshuttle bauen. Gekostet hat es zwölf Milliarden. Die NASA hat erklärt, sie könnte die Weltraumstation für acht Milliarden Dollar bauen, inzwischen rechnet man schon mit mehr als einhundert Milliarden.«

»Amerika ist die führende Nation der Welt geworden«, hielt Marjorie Tench dagegen, »weil wir uns hohe Ziele gesetzt haben und uns auch in schwierigen Zeiten nicht davon haben abbringen lassen.«

»Mit diesem phrasenhaften Gerede von Nationalstolz können Sie bei mir keinen Eindruck schinden, Marjorie. Die NASA hat in den letzten zwei Jahren ihren Haushalt dreimal hoffnungslos überzogen. Jedes Mal kam sie mit eingezogenem Schwanz zum Präsidenten gekrochen und hat um noch mehr Geld gebettelt, um ihre Fehler auszubügeln. Nennen Sie das Nationalstolz?

Wenn Sie dieses Wort schon in den Mund nehmen, sollten Sie von guten und leistungsfähigen Schulen reden, von einem allgemeinen und erschwinglichen Gesundheitssystem, von Kindern, die etwas gelernt haben und in einem Land aufwachsen, in dem sie etwas werden können. Das ist Nationalstolz!«

Marjorie Tench schaute ihn ungerührt an. »Senator, ich möchte Sie ganz direkt etwas fragen.«

Sexton gab keine Antwort, wartete ab.

»Wenn ich Ihnen sage, dass wir die Raumforschung leider nicht für weniger Geld bekommen können, als die NASA derzeit ausgibt, würden Sie sich dann dafür einsetzen, dass die NASA überhaupt abgeschafft wird?« Der Satz kam überlegt und mit Entschiedenheit.

Die Frage knallte wie ein Steinbrocken vor Sexton auf den Tisch. Vielleicht war Marjorie Tench doch nicht so dumm. Sie hatte ihn mit einer Fangfrage vor eine hypothetische Alternative gestellt, die keine war, um den taktierenden Gegner zu zwingen, mit einem klaren Ja oder Nein ein für alle Mal Farbe zu bekennen.

Instinktiv versuchte Sexton auszuweichen. »Für mich steht fest, dass die NASA bei einem verantwortungsbewussten Management für erheblich weniger Geld Weltraumforschung betreiben könnte, als wir derzeit…«

»Senator Sexton, beantworten Sie bitte meine Frage. Die Erforschung des Alls ist

ein gefährliches und kostspieliges Geschäft.

Es ist ungefähr so, wie ein Passagierflugzeug zu bauen. Das muss man entweder *richtig* machen – oder man soll die Finger davon lassen. Das Risiko ist zu groß. Ich bleibe bei meiner Frage: Wenn Sie Präsident werden sollten, und Sie stünden vor der Entscheidung, die Finanzierung der NASA auf dem bisherigen Niveau weiterzuführen, oder das Weltraumprogramm Amerikas ersatzlos zu streichen, was würden Sie tun?«

Mist. Sexton schielte durch die Studioscheibe zu Gabrielle hinein. Ihr Gesichtsausdruck spiegelte wider, was Sexton ohnehin wusste. *Du hast eine Botschaft zu verkünden. Nimm den Stier bei den Hörnern. Keine Ausflüchte.* Sexton setzte eine entschlossene Miene auf. »Wenn ich mich zu entscheiden hätte, würde ich die derzeitigen Haushaltsmittel der NASA unserem Schulsystem zugute kommen lassen. Unsere Kinder liegen mir mehr am Herzen als der Weltraum.«

Auf Marjorie Tenchs Gesicht zeichnete sich unverhohlenes Entsetzen ab. »Ich bin fassungslos. Habe ich richtig gehört? Als Präsident würden Sie das Weltraumprogramm unserer Nation *abschaffen*?«

Sexton wurde allmählich ungehalten. Er spürte, wie er von seiner Gegnerin Worte in den Mund gelegt bekam. Er wollte dagegenhalten, doch Marjorie hatte schon wieder das Wort ergriffen.

»Sie sagen also, Senator, nur um das einmal festzuhalten, Sie wollen die Weltraumagentur abschaffen, der wir unsere Mondlandung verdanken?«

»Ich sage nur, dass der Wettlauf ins All vorüber ist. Die Zeiten haben sich geändert. Im Alltagsleben des Mannes auf der Straße spielt die NASA keine Rolle mehr. Gleichwohl schieben wir der NASA immer noch Milliarden zu, als wäre sie Thema Nummer eins.«

»Dann glauben Sie also nicht, dass unsere Zukunft im All liegt?«

»Selbstverständlich liegt unsere Zukunft im All, aber die NASA ist ein überlebter Dinosaurier! Warum lassen wir den Weltraum nicht von der Privatwirtschaft erforschen? Kann es denn richtig sein, dass jedes Mal, wenn ein ehrgeiziger NASA-Ingenieur für Milliarden Dollar einen Schnappschuss von Jupiter machen will, der amerikanische Steuerzahler noch tiefer in die Tasche greifen muss? Die Amerikaner sind den Ausverkauf der Zukunft ihrer Kinder leid, nur damit eine schrottreife Behörde weiterhin Geld zum Fenster hinauswerfen darf, wobei sie für ihre gigantischen Ausgaben viel zu wenig auf die Beine bekommt!«

Marjorie Tench seufzte dramatisch. »Die NASA bekommt also kaum etwas auf die Beine? Wenn man einmal vom SETI-Programm absieht, hat die NASA enorme Erfolge verbuchen können.«

Sexton zuckte bei der Erwähnung des Wortes SETI durch seine Opponentin zusammen. Wie konnte sie nur so ungeschickt sein? *Danke für die Erinnerung!* Die Suche nach extraterrestrischer Intelligenz war das schlimmste Fass ohne Boden in der ganzen Geschichte der NASA gewesen. Die NASA hatte zwar versucht, das Image des Programms durch Umbenennung in »Origins« und gewisse Veränderungen der Zielsetzung ein bisschen aufzupolieren, aber die Lage war so trostlos wie eh und je.

Sexton nahm die Steilvorlage an. »Marjorie, nur weil Sie selbst davon angefangen haben, will ich kurz darauf eingehen.«

Die Präsidentenberaterin schien seltsamerweise begierig zu sein, seine Einlassung zu hören.

Sexton räusperte sich. »Die meisten Leute wissen gar nicht, dass sich die NASA seit nunmehr fünfunddreißig Jahren auf der Suche nach außerirdischem Leben befindet. Ein teueres Unternehmen, diese Schatzsuche – riesige, mit Antennenschüsseln voll gestellte Areale, Millionen an Gehältern für Wissenschaftler, die im Dunkeln sitzen und sich leere Tonbänder anhören! Das ist eine beschämende Vergeudung von Ressourcen!«

»Sie behaupten also, über unseren Köpfen gibt es nichts?«

»Ich sage nur, wenn irgendeine andere staatliche Behörde über einen Zeitraum von fünfunddreißig Jahren fünfundvierzig Millionen Dollar verpulvert hätte, ohne auch nur das bescheidenste Resultat zu präsentieren, hätte man ihr schon längst den Laden dichtgemacht.« Sexton machte eine Pause, um seine Worte einwirken zu lassen. »Nach fünfunddreißig Jahren vergeblicher Suche liegt es für mich auf der Hand, dass wir niemals außerirdisches Leben finden werden.«

»Und wenn doch?«

Sexton verdrehte die Augen. »Du lieber Himmel! Verehrte Mrs Tench, wenn ich mich irren sollte, fresse ich einen Besen!«

Der bohrende Blick der Präsidentenberaterin war auf den Senator gerichtet. »Ich werde Ihre Worte nicht vergessen, Senator.«

Marjorie lächelte zum ersten Mal in der ganzen Sendung. »Ich glaube, das werden wir alle nicht.«

Präsident Zach Herney stellte zehn Kilometer entfernt im Oval Office den Fernseher ab und schenkte sich einen Drink ein. Senator Sexton hatte den Köder geschluckt, wie von Marjorie versprochen – mit Haut und Haaren.

24

Michael Tolland strahlte, als Rachel sprachlos die Meteoritenscheibe mit dem Fossil in ihrer Hand betrachtete. Ein Ausdruck unschuldigen Erstaunens legte sich auf ihr schönes und zartes Gesicht – wie bei einem kleinen Mädchen, das zum ersten Mal das Christkind sieht.

Ich weiß, wie dir zumute ist, dachte er.

Tolland hatte das gleiche Erlebnis vor achtundvierzig Stunden gehabt. Auch er hatte keine Worte finden können.

Selbst jetzt noch machten ihn die wissenschaftlichen und philosophischen Implikationen des Meteoritenfunds sprachlos, durch den er sich gezwungen sah, seine Einstellung zur Natur von Grund auf neu zu überdenken. Als Ozeanograph hatte Tolland einige bislang unbekannte Arten von Tiefseelebewesen entdeckt, doch die Entdeckung dieses »Weltraumkäfers« bedeutete einen Durchbruch ganz eigener Art. Im Gegensatz zu Hollywood, das Außerirdische vielfach als kleine grüne Männchen darstellte, waren sich sämtliche Astrobiologen und bedeutenden Wissenschaftler einig, dass extraterrestrisches Leben, sofern man es überhaupt jemals entdeckte, allein schon wegen der schieren Anzahl und Anpassungsfähigkeit der irdischen Insektenarten höchstwahrscheinlich etwas Insektenartiges haben würde.

Insekten gehören zur Ordnung der Arthropoden – Lebewesen mit einem harten Außenskelett und Gliederfüßen. Bei über eineinviertel Millionen bekannten und schätzungsweise fünfhunderttausend noch zu klassifizierenden Arten sind die »Käfer« auf der Erde zahlreicher als sämtliche anderen Tierarten zusammen.

Sie machen fünfundneunzig Prozent der Arten unseres Planeten aus – und erstaunliche vierzig Prozent seiner Biomasse.

Dennoch ist das Beeindruckendste weniger das Zahlenpotenzial der Insekten, als ihre Widerstandskraft. Vom antarktischen Eiskäfer bis zum Sonnenskorpion im Tal des Todes gedeihen Insekten unter für alle anderen Arten tödlichen Temperatur-, Trockenheits- und Druckverhältnissen. Zudem werden sie mit der tödlichsten Kraft sämtlicher im Universum bekannten Kräfte fertig – mit der radioaktiven Strahlung. Nach einem Atombombentest im Jahr 1945 hatten Offiziere der Air Force einige Zeit später in Strahlenschutzanzügen das Explosionszentrum untersucht und fassungslos festgestellt, dass sich dort Schaben und Ameisen tummelten, als wäre nichts geschehen. Astronomen sind der Ansicht, dass die Arthropoden aufgrund ihres schützenden Außenskeletts die wahrscheinlichsten Kandidaten für die Besiedelung der vielen strahlungsgesättigten Planeten im All sind, auf denen ansonsten nichts gedeihen kann.

Die Astrobiologen haben offenbar Recht behalten, dachte Tolland. *E. T. ist ein Käfer.*

Rachel drehte das Fossil noch immer in den Händen. Sie hatte weiche Knie bekommen. »Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte sie. »Ich hätte niemals gedacht…«

Tolland lächelte. »Lassen Sie sich ruhig Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen«, sagte er. »Ich habe vierundzwanzig Stunden gebraucht, bis ich wieder wusste, wo mir der Kopf steht.«

Ein ungewöhnlich großer Asiate gesellte sich zu der Gruppe.

»Wie ich sehe, haben wir einen Neuzugang«, sagte er. Bei der Ankunft des Mannes schien Corky und Tolland augenblicklich die gute Laune zu vergehen. Der magische Augenblick war vorüber. »Dr. Wailee Ming«, stellte der Mann sich vor. »Leiter des Instituts für Paläontologie an der Universität von Kalifornien in Los Angeles.«

Der Mann besaß die blasierte Steifheit eines barocken Aristokraten und zupfte unentwegt an der deplatzierten Fliege, die er unter seinem knielangen Kamelhaarmantel trug. Wailee Ming gehörte offenbar nicht zu den Leuten, die sich von der Abgelegenheit eines Ortes in der Eleganz ihres Auftretens beirren ließen.

»Ich bin Rachel Sexton.« Rachel bebte immer noch, als sie Mings manikürte Hand schüttelte. Er war zweifellos ebenfalls einer der vom Präsidenten einberufenen unabhängigen Gutachter.

»Miss Sexton, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen alle Fragen zu beantworten, die Sie zu diesen Fossilien haben«, sagte Ming und zupfte an seiner Fliege. »Mein paläontologisches Spezialgebiet sind die Arthropoden und die Mygalomorphen.

Augenscheinlich liegt das hervorstechendste Merkmal dieses Organismus darin, dass er…«

»… von einem anderen Planeten stammt«, ergänzte Corky.

Stirnrunzelnd räusperte sich Ming. »Das hervorstechendste Merkmal dieses Organismus liegt darin, dass er sich perfekt in unser irdisches Darwinsches Ordnungs- und Klassifikationssystem einfügt.«

Rachel blickte auf. *Die können dieses Ding klassifizieren?* »Sie meinen nach Stamm, Gattung, Art und so weiter?«

»Genau«, bestätigte Ming. »Hätte man diese Spezies auf unserer Erde gefunden, würde man sie den Isopoden zuordnen, und sie würde sich zusammen mit etwa zweitausend Arten von Asseln in einer Gattung befinden.«

»Asseln?«, staunte Rachel. »So groß?«

»Für die Systematik ist nicht die Größe ausschlaggebend.

Hauskatzen und Tiger sind ja auch verwandt. Die Systematik bezieht sich auf Merkmale des Körperbaus. Diese Spezies ist eindeutig eine Assel. Sie hat den abgeplatteten Körper, sieben Beinpaare sowie die Bruttasche, die wir auch im Körperbau von Holzasseln, Kugelasseln, Strandflöhen und Kellerasseln finden.

Die anderen Fossilien zeigen spezialisiertere…«

»Die *anderen* Fossilien?«

Ming schaute Corky und Tolland an. »Sie weiß es noch nicht?«

Seine Züge hellten sich auf. »Miss Sexton, dann haben Sie den guten Teil der Nachricht ja noch gar nicht gehört!«

»Es gibt noch mehr Fossilien«, platzte Corky heraus, eindeutig in der Absicht, Ming die Tour zu vermasseln. »Viel mehr!« Corky kramte hastig einen großen braunen Umschlag hervor, aus dem er einen vielfach gefalteten großformatigen Papierbogen zog, den er vor Rachel auf seinem Tisch ausbreitete. »Nachdem wir einige Kernbohrungen vorgenommen hatten, haben wir eine Röntgenkamera hinuntergelassen. Das hier ist die Wiedergabe eines Querschnitts durch den Meteoriten.«

Beim Blick auf den Ausdruck der Röntgenaufnahme musste Rachel sich setzen. In dem dreidimensional wiedergegebenen Querschnitt drängten sich Dutzende dieser »Asseln«.

»Bei paläolithischen Befunden beobachten wir oft starke Konzentrationen. Vielfach sind Organismen en masse in Schlammlawinen geraten, die Nester und manchmal ganze Populationen unter sich begraben haben.«

Corky grinste. »Wir glauben, dass dieser Meteorit ein ganzes Nest repräsentiert.« Er deutete auf eines der Geschöpfe auf dem Röntgenbild. »Das da ist Mami!«

Rachel betrachtete das fragliche Geschöpf und riss die Augen auf. Die Assel musste an die sechzig Zentimeter lang sein.

»Ganz schön groß für eine Assel«, sagte Corky.

Rachel nickte fassungslos. Vor ihrem inneren Auge sah sie auf einem fernen Planeten Asseln im Brotlaibformat herumkrabbeln.

»Bei uns auf der Erde bleiben die Insekten relativ klein, weil die Schwerkraft ihrem Wachstum Grenzen setzt«, erklärte Ming. »Sie können nicht größer werden, als die Tragfähigkeit ihres Außenskeletts erlaubt. Auf Planeten mit einer geringeren Schwerkraft jedoch könnten sich Insekten ganz anderer Größenordnungen entwickeln.«

»Stellen Sie sich vor, Sie müssten Mücken von der Größe eines Kondors mit der Fliegenklatsche erledigen«, witzelte Corky. Er nahm Rachel die Probe aus der Kernbohrung aus der Hand und steckte sie in die Brusttasche.

Ming bedachte ihn mit einem finsteren Blick. »Das sollten Sie nicht einfach so mitgehen lassen!«

»Beruhigen Sie sich«, sagte Corky. »Wo das hier herkam, liegen noch acht Tonnen davon.«

Rachel betrachtete das vor ihr liegende Material eingehend.

»Aber wie kann es sein, dass Leben aus dem Weltall unserem irdischen Leben so ähnlich ist? Sie haben doch gesagt, dass dieses Krabbeltier in unser Darwinsches Klassifikationssystem passt.«

»Exakt«, erwiderte Corky. »Und ob Sie’s glauben oder nicht, viele Astronomen

haben sogar vorhergesagt, dass extraterrestrisches Leben dem Leben auf unserer Erde sehr ähnlich sein würde.«

»Aber warum?«, wollte Rachel wissen. »Diese Art kommt doch aus einer völlig anderen Umwelt.«

»Die Panspermien-Hypothese.« Corky grinste breit.

»Wie bitte?«

»Die Panspermien-Hypothese besagt, dass das Leben von anderswo auf die Erde eingeschleppt wurde.«

Rachel stand auf. »Jetzt kann ich nicht mehr folgen.«

Corky wandte sich Hilfe suchend an Tolland. »Mike, für Urmeere und dergleichen bist du zuständig.«

Tolland war froh, endlich auch einmal etwas sagen zu können.

»Die Erde, Rachel, war vor Jahrmilliarden ein lebloser Planet.

Dann explodierte das Leben quasi über Nacht. Viele Biologen glauben, dass dieser explosionsartige Beginn des Lebens das geheimnisvolle Ergebnis einer begünstigenden Mischung von Elementen in den Urmeeren gewesen ist. Aber es ist uns nie gelungen, diesen Vorgang im Laboratorium nachzuvollziehen. Gläubige Wissenschaftler haben dieses Misslingen als Gottesbeweis ausgelegt und argumentiert, es könne kein Leben geben, es sei denn, Gott hätte die Urmeere mit seinem Finger berührt und das Leben in sie gesenkt.«

»Aber wir Astronomen sind auf eine andere Erklärung für dieses über Nacht auf der Erde explodierende Leben gekommen«, erklärte Corky.

»Die Panspermien-Hypothese«, sagte Rachel, die nun verstanden hatte, wovon die Rede war. Sie hatte schon einmal von dieser Theorie gehört, ohne ihren Namen zu kennen. »Die Theorie, in die Ursuppe stürzende Meteoriten hätten die ersten Keime von mikrobenartigem Leben auf die Erde transportiert.«

»Volltreffer«, sagte Corky. »Die Keime wanderten ins Urmeer ein und brachten das Leben hervor.«

»Und wenn *das* stimmt«, folgerte Rachel, »haben die irdischen und außerirdischen

Lebensformen ein und dieselbe Abstammung.«

»Wieder ein Volltreffer.«

Panspermismus, dachte Rachel. Sie war kaum in der Lage, die gesamte Tragweite der Implikationen zu begreifen. »Dann ist dieses Fossil also nicht nur der Beweis dafür, dass es auch anderswo im Universum Leben gibt, es ist zugleich der Beweis für die Panspermien-Theorie… dass der Keim des Lebens auf der Erde von irgendwo anders im Universum zu uns gekommen ist.«

»Dritter Volltreffer!« Corky nickte Rachel begeistert zu. »Letzten Endes könnten wir alle Außerirdische sein.« Corky streckte hinter dem Kopf zwei Finger wie Antennen aus; dann fing er an, wie ein seltsames Insekt zu schielen und gefräßig mit der Zunge zu wackeln.

Tolland schaute Rachel in gespielt fassungslosem Entsetzen an.

»Und so was ist nun die Krone der Schöpfung.«

25

Als Rachel zwischen Michael Tolland, Corky und Dr. Ming durch die Habisphäre ging, kam sie sich vor, als würde sie auf Traumwolken schreiten.

»Geht es Ihnen gut?«, erkundigte sich Tolland, der sie beobachtet hatte.

Rachel schenkte ihm ein zaghaftes Lächeln. »Danke. Es ist nur ein bisschen viel auf einmal.«

Ihre Gedanken eilten zurück zu jener berüchtigten NASA-Entdeckung ALH840001 von 1997 – einem Marsmeteoriten, der nach Angaben der NASA fossile Spuren außerirdischen Lebens enthielt. Dummerweise hatten sich ein paar Wochen nach der triumphalen Pressekonferenz der NASA mehrere unabhängige Wissenschaftler gemeldet und den Nachweis erbracht, dass die »Lebensspuren« im Meteoriten lediglich durch irdische Verunreinigung entstandenes Kerogen waren. Die Pleite hatte der Glaubwürdigkeit der NASA einen gewaltigen Schlag versetzt.

Die »New York Times« hatte bei dieser Gelegenheit in einer ihrer Ausgaben eine neue Lesart der Abkürzung NASA vorgeschlagen – »Nicht Absolut Saubere Arbeit«.

In der gleichen Ausgabe hatte der Paläontologe Stephen Jay Gould die Problematik von ALH840001 dahingehend zusammengefasst, dass der »Beweis« eine auf chemische Sachverhalte gestützte Schlussfolgerung war, und nicht ein »harter« Tatbestand, wie ein unzweideutiger Fund eines Panzers oder Knochens.

Diesmal jedoch konnte die NASA mit unwiderlegbarem Beweismaterial aufwarten. Diesmal konnte unmöglich ein skeptischer Wissenschaftler daherkommen und *diese* Fossilien in Frage stellen. Diesmal musste die NASA nicht mit ins Aschgraue vergrößerten Fotos von angeblichen mikroskopisch kleinen Bakterien hausieren gehen, sondern konnte authentische Meteoritenproben mit darin eingebetteten, deutlich sichtbaren Organismen vorweisen. *Einen halben Meter große Asseln!*

Rachel musste unwillkürlich lächeln, als ihr einfiel, dass sie sich als Kind für einen Song von David Bowie begeistert hatte, in dem von »Spiders from Mars« die Rede war – Spinnentiere vom Mars. Wer hätte damals gedacht, dass der britische Popstar gar nicht so weit davon entfernt gewesen war, eine der großartigsten Entdeckungen der Astrobiologie vorherzusagen!

Der Refrain des Songs klang in Rachel nach, als Corky sie ansprach. »Hat Mike sich vor Ihnen schon mit seiner Dokumentation aufgespielt?«

»Nein«, sagte Rachel, »aber ich würde gerne mehr darüber hören.«

Corky gab Tolland einen Klaps auf den Rücken. »Leg los, mein Junge. Sag ihr, warum der Präsident will, dass der wichtigste Moment in der Geschichte der Wissenschaft von einem schnorchelnden Fernsehstar eingeläutet wird.«

»Aber nur, wenn es dir wirklich nichts ausmacht, Corky«, entgegnete Mike.

»Gut, dann erkläre ich es eben«, sagte Corky und quetschte sich zwischen Rachel und Tolland. »Miss Sexton, wie Sie vielleicht schon wissen, wird der Präsident heute Abend auf einer Pressekonferenz die Weltöffentlichkeit von dem Meteoriten unterrichten. Da ein großer Teil der Menschheit bekanntlich aus Dummköpfen besteht, hat der Präsident Mike ins Boot geholt und ihm aufgetragen, alles auf das trostlose Niveau dieser Leute herunterzublödeln.«

»Danke, Corky«, sagte Tolland, »das hast du sehr schön erklärt«. Er schaute Rachel an. »Corky möchte eigentlich sagen, weil den Leuten so viele wissenschaftliche Daten vermittelt werden müssen, hatte der Präsident die Idee, dass vielleicht ein kurzes Fernsehfeature über den Meteoriten dazu beitragen könnte, dem Durchschnittsamerikaner die Informationen leichter verständlich zu machen, da die Leute – man glaubt es kaum –, nur in den seltensten Fällen ein Diplom in

Astrophysik haben.«

»Wussten Sie schon, Rachel, dass unser Präsident ein heimlicher Fan von ›Wunderbare Welt der Meere‹ ist?«, sagte Corky und schüttelte in gespielter Empörung den Kopf. »Zach Herney lässt sich von seiner Sekretärin Mikes Sendungen auf Video aufnehmen, um am Ende eines langen Tages bei diesen Bildern seine Seele baumeln zu lassen.«

Tolland zuckte die Schultern. »Der Mann hat eben Geschmack.«

Rachel begriff erst jetzt, wie raffiniert der Plan des Präsidenten war. Politik war ein Spiel mit den Medien. Rachel konnte sich ausmalen, welche Begeisterung und wissenschaftliche Glaubwürdigkeit das Gesicht Michael Tollands im Fernsehen verbreiten würde. Zach Herney hatte sich der Schützenhilfe des idealen Mannes für seinen NASA-Coup versichert. Skeptiker würden es schwer haben, das Datenmaterial des Präsidenten anzuzweifeln, wenn es vom angesehensten wissenschaftlichen Fernsehmann der Nation präsentiert und obendrein von angesehenen Forschern aus dem Bereich der zivilen Wissenschaft gestützt wurde.

»Mike hat bereits eine Stellungnahme von uns unabhängigen Wissenschaftlern und von den meisten NASA-Spezialisten auf Video aufgenommen. Und ich möchte wetten, dass Sie als Nächste auf seiner Darstellerliste stehen.«

Rachel drehte sich um und schaute Corky an. »Ich? Wovon reden Sie? Ich habe keinerlei Referenzen. Ich bin Geheimdienstreferentin.«

»Warum sind Sie dann vom Präsidenten hierher geschickt worden?«

»Wenn ich das wüsste! Er hat es mir noch nicht gesagt.«

Ein amüsiertes Grinsen huschte über Corkys Gesicht. »Sie sind Geheimdienstreferentin für das Weiße Haus und befassen sich mit der Kondensation und Authentifikation von Daten, richtig?«

»Ja, aber nichts Wissenschaftliches.«

»Und sind Sie nicht die Tochter des Mannes, der seine Wahlkampagne auf die Kritik der angeblichen Geldverschwendung der NASA im Weltraum aufgebaut hat?«

Rachel wusste, was jetzt kam.

Ming meldete sich zu Wort. »Miss Sexton, Sie müssen doch zugeben, dass eine

Stellungnahme aus Ihrem Munde dieser Dokumentation eine ganz andere Glaubwürdigkeit verleihen würde.

Wenn der Präsident Sie schon hierher geschickt hat, Hegt es doch auf der Hand, dass er von Ihnen einen entsprechenden Beitrag erwartet.«

Wieder schoss Rachel William Pickerings besorgte Bemerkung durch den Kopf, dass sie vor irgendeinen Karren gespannt werden sollte. Tolland schaute auf die Uhr. »Wir sollten langsam dort hinüber gehen«, sagte er mit einer Kopfbewegung zur Mitte der Habisphäre. »Es dürfte so weit sein.«

»Was denn?«, wollte Rachel wissen.

»Das Hinaufziehen des Meteoriten. Die NASA holt ihn an die Oberfläche. Er dürfte jeden Moment auftauchen.«

Rachel war fassungslos. »Heißt das, dass ihr einen acht Tonnen schweren Stein aus sechzig Meter massivem Eis herausbuddeln wollt?«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, dass die NASA eine Entdeckung dieses Kalibers im Eis stecken lässt?«, entgegnete Corky gut gelaunt.

»Das nicht, aber…« Rachel hatte bislang nirgendwo in der Habisphäre schweres Räumgerät entdeckt. »Wie will die NASA den Meteoriten denn nach oben bekommen?«

Corky schwellte die Brust. »Kein Problem. Sie befinden sich schließlich in einem Raum, in dem es von Raketenspezialisten nur so wimmelt.«

»Unsinn«, sagte Dr. Ming streng und schaute Rachel an. »Dr. Marlinson beliebt, sich mit fremden Federn zu schmücken. In Wirklichkeit waren alle hier ziemlich ratlos, wie man den Meteoriten aus dem Eis bekommen sollte. Erst Dr. Mangor hat einen vernünftigen Weg aufgezeigt.«

»Ich habe Dr. Mangor noch gar nicht kennen gelernt.«

»Er ist von der Universität New Hampshire, Fachgebiet Glaziologie«, sagte Tolland.

»Viertes und letztes Mitglied unseres vom Präsidenten engagierten unabhängigen Teams von Wissenschaftlern. Dr. Ming hat ganz richtig gesagt, dass Dr. Mangor eine Lösung gefunden hat.«

»Okay«, sagte Rachel. »Und was hat der Mann vorgeschlagen?«

»Die Frau«, sagte Dr. Ming verschmitzt. »Dr. Mangor ist eine Frau.«

»Darüber könnte man sich streiten«, meckerte Corky. Er schaute Rachel an. »Übrigens, Dr. Mangor wird Sie nicht ausstehen können.«

Tolland warf Corky einen verärgerten Blick zu.

»Nein, wird sie nicht«, verteidigte sich Corky. »Sie wird die Konkurrenz nicht mögen.«

Rachel wusste nicht, wovon die Rede war. »Entschuldigung, aber ich kann nicht ganz folgen.«

»Achten Sie einfach nicht auf ihn«, sagte Tolland. »Leider ist es dem Nationalen Komitee der Wissenschaften entgangen, dass Corky nicht ganz zurechnungsfähig ist. Sie und Dr. Mangor werden großartig miteinander auskommen. Sie ist eine ausgezeichnete Fachfrau und gilt als eine der besten Gletscherforscherinnen der Welt. Sie hat sogar ein paar Jahre in der Antarktis verbracht, um dort die Eisbewegungen zu studieren.«

»Seltsam«, bemerkte Corky. »Nach meinen Informationen wurde sie von ihrer Universität mit einem Stipendium ins Eis geschickt, damit auf dem Campus endlich wieder Ruhe und Ordnung einkehren.«

Ming schien die Bemerkung krumm zu nehmen. »Ist Ihnen bekannt, dass Dr. Mangor dort unten beinahe ums Leben gekommen wäre?«, stieß er zornig hervor. »Sie hat sich in einem Sturm verirrt und fünf Wochen lang von Seehundspeck gelebt, bis man sie endlich gefunden hat.«

»Wie ich die Geschichte kenne, hat kein Mensch nach ihr gesucht«, flüstere Corky Rachel zu.

26

Die Fahrt in der Limousine vom CNN-Studio zurück zu Sextons Büro kam Gabrielle Ashe sehr lang vor. Der Senator saß ihr gegenüber und schaute zum Fenster hinaus, tief in Gedanken.

»Da haben die Marjorie Tench für eine Nachmittagssendung im Kabelnetz aufgeboten!«, sagte er und wandte sich Gabrielle mit einem selbstgefälligen Lächeln zu. »Das Weiße Haus wird offenbar nervös.«

Gabrielle nickte unverbindlich. Der zufriedene Ausdruck, den sie im Gesicht von Marjorie Tench gesehen zu haben glaubte, als diese ins Auto stieg, verursachte ihr Kopfschmerzen.

Sextons Handy meldete sich. Wie die meisten Politiker verteilte er die Telefonnummern, unter denen er zu erreichen war, nach der Wichtigkeit der potenziellen Anrufer. Derjenige, der ihn gerade anrief, musste ganz oben auf der Liste stehen, denn der Anruf kam über den Privatanschluss des Senators, den selbst Gabrielle nur im äußersten Notfall zu benutzen wagte.

»Senator Sedgewick Sexton«, meldete er sich. Es klang wie eine Melodie.

Wegen der Fahrgeräusche konnte Gabrielle den Anrufer nicht hören. Sexton lauschte und sprach begeistert in das kleine Gerät hinein. »Fantastisch! Ich bin froh, dass Sie mich angerufen haben. Um achtzehn Uhr? Passt das? Ausgezeichnet. Ich habe hier in Washington eine kleine Wohnung, ganz privat, sehr gemütlich.

Sie haben doch die Adresse? Okay. Ich freue mich auf unser Treffen. Ich sehe Sie dann heute Abend.«

Sexton drückte auf den Knopf. Er sah sehr selbstzufrieden aus.

»Ein neuer Sexton-Fan?«, erkundigte sich Gabrielle.

»Es werden immer mehr«, sagte der Senator. »Der Mann ist ein Schwergewicht.«

»Anzunehmen. Sie treffen ihn schließlich in Ihrer Wohnung?«

Normalerweise verteidigte Sexton die geheiligte Intimität seiner vier Wände wie ein Löwe.

Sexton zuckte die Achseln. »Ja, ich dachte mir, ich sollte mich persönlich ein bisschen um ihn kümmern. Der Mann könnte uns auf der Zielgeraden Rückenwind geben. Ich muss mich um diese persönlichen Verbindungen kümmern, wissen Sie. Wie immer geht es nur um’s Vertrauen.«

Gabrielle nickte und holte Sextons Terminplaner hervor. »Soll ich den Termin in Ihren Kalender eintragen?«

»Nicht nötig. Ich wollte heute sowieso einen gemütlichen Abend zu Hause verbringen.«

Gabrielle blätterte das Datum auf. Zum fraglichen Termin war in Sextons Handschrift bereits ein großes »P. E.« eingetragen. Es war Sextons persönliches Kürzel für »privates Event« oder »private Einladung« – welche Lesart stimmte, wusste niemand so genau. Der Senator verordnete sich von Zeit zu Zeit selbst einen P.-E.-Abend, an dem er sich in seinem Apartment verkroch, die Telefone abhängte und das tat, was ihm am meisten Spaß machte – mit ein paar alten Kumpels einen heben und so tun, als gäbe es keine Politik. Gabrielle blickte ihn erstaunt an. »Sie lassen sich einen vorgemerkten P.-E.-Termin vom Geschäft wegfressen? Ich bin beeindruckt.«

»Der Mann hat mich eben zufällig an einem Tag angesprochen, an dem ich abends frei bin. Ich werde mich ein bisschen mit ihm unterhalten. Mal sehen, was er zu sagen hat.«

Gabrielle hätte gern gefragt, wer der geheimnisvolle Anrufer eigentlich war, doch Sexton hatte absichtlich vage geantwortet.

Gabrielle wusste inzwischen, wann sie sich mit einer Antwort zu bescheiden hatte.

Der Wagen bog von der Umgehungsstraße ab und fuhr zurück zu Sextons Büro. Gabrielle betrachtete das P. E. mit dem der Termin im Kalender reserviert war. Sie hatte das seltsame Gefühl, dass Sexton mit diesem Anruf gerechnet hatte.

27

Das Zentrum der NASA-Habisphäre wurde von einem fünfeinhalb Meter hohen dreibeinigen Gestell aus Montageteilen beherrscht, das wie eine Mischung aus einem Ölbohrturm und einem misslungenen Modell des Eiffelturms aussah. Rachel konnte sich nicht vorstellen, wie man damit einen gewaltigen Meteoriten aus dem Eis heben wollte. Unter dem Turm standen mehrere mit Stahlplatten verschraubte schwere Winden, die ihrerseits von starken Klammern auf dem Eis festgehalten wurden.

Stahltrossen liefen von den Winden zunächst zur Turmspitze hinauf und von dort über Rollen senkrecht nach unten, wo sie in schmalen Bohrlöchern im Eis verschwanden. Einige kräftig gebaute NASA-Männer hielten im wechselweisen

Einsatz an den Winden die Stahltrossen unter Spannung. Bei jedem Anziehen glitten die Trossen ein paar Zentimeter weiter aus den Bohrlö-

chern heraus. Es war, als würde ein großer Anker gelichtet.

Irgendetwas verstehe ich hier nicht, dachte Rachel, während sie mit den anderen näher an den Arbeitsbereich herantrat. Die Männer schienen den Meteoriten direkt durch das Eis hochzuhieven.

»Gleichmäßig anziehen, verdammt!«, rief ganz in der Nähe eine weibliche Stimme mit dem Charme einer Kettensäge.

Rachels suchender Blick fiel auf eine kleine Frau in einem gelben ölverschmierten Schneeanzug, die mit dem Rücken zu ihr stand. Es war unschwer zu erkennen, dass sie die Operation leitete. Sie stampfte auf und ab wie ein unzufriedener Feldwebel und machte sich gelegentlich Notizen auf einem Clipboard.

»Nun kommt mir bloß nicht damit, dass ihr nicht mehr könnt!«

»He, Norah!«, rief Corky, »nun hör schon auf, die armen Jungs von der NASA herumzukommandieren. Flirte lieber ein bisschen mit mir.«

Die Frau drehte sich noch nicht einmal um. »Das kann doch nur wieder dieser Marlinson mit seiner Piepsstimme sein! Junge, komm wieder, wenn du die Pubertät hinter dir hast!«

Corky wandte sich an Rachel. »Norah wärmt uns die Herzen mit ihren Scherzen.«

»Ich hab’s gehört, du Weltraumlümmel!«, kam die Retourkutsche, wobei Dr. Mangor kaum von ihren Notizen aufblickte.

»Und wenn dir mein Hintern zu dick ist, dann denk dran, dass die Schneehosen dreißig Pfund dazulügen.«

»Keine Bange«, rief Corky, »mich schafft weniger dein Hintern als dein gewinnender Charakter.«

»Zieh Leine!«

Corky lachte. »Norah, es gibt was Neues. Sieht so aus, als wärst du nicht die einzige Frau, die der Präsident engagiert hat.«

»Na klar, er hat ja dich als Waschweib engagiert.«

Tolland mischte sich ein. »Norah, hätten Sie vielleicht einen Augenblick Zeit, damit ich Sie mit jemand bekannt machen kann?«

Beim Klang von Tollands Stimme ließ Norah alles liegen und stehen und drehte sich um. Ihr ruppiges Benehmen fiel schlagartig von ihr ab. »Mike!« Strahlend kam sie herangelaufen. »Ich habe Sie seit Stunden nicht mehr gesehen.«

»Ich habe meinen Dokumentarfilm geschnitten.«

»Und wie mache ich mich?«

»Brillant. Sie sehen sehr gut aus.«

»Er hat mit Spezialeffekten gearbeitet«, sagte Corky.

Norah überging die Bemerkung. Sie betrachtete Rachel mit einem höflichen, aber distanzierten Lächeln. »Mike, ich hoffe, Sie werden mir nicht untreu!«, sagte sie und schaute Tolland an.

In Tollands wettergegerbtes Gesicht schlich sich eine leichte Röte, während er die Damen miteinander bekannt machte. »Norah, ich möchte Ihnen Rachel Sexton vorstellen, Miss Sexton arbeitet im Umfeld der Nachrichtendienste und ist auf Bitten des Präsidenten hergekommen. Senator Sedgewick Sexton ist ihr Vater.«

Norah quittierte die Vorstellung mit einem verwirrten Blick.

»Ich werde nicht einmal so tun, als würde ich das begreifen.«

Ohne den Handschuh abzulegen, gab sie Rachel einen halbherzigen Händedruck. »Willkommen auf dem Gipfel der Welt.«

Rachel lächelte. »Danke schön.« Überrascht bemerkte sie, dass Norah Mangor ungeachtet ihrer harten Stimme angenehme verschmitzte Züge hatte. Ihre braunen Haare waren von grauen Fäden durchzogen, ihre Augen blickten mutig und scharf wie zwei Eiskristalle. Sie hatte eine stählerne Selbstsicherheit, die Rachel auf Anhieb gefiel.

»Norah, haben Sie eine Minute Zeit, Rachel zu erklären, was Sie gerade tun?«, sagte Tolland.

Norah wölbte die Brauen. »Ihr beide nennt euch wohl schon beim Vornamen? Mein lieber Schwan.«

»Was hab ich dir gesagt, Mike?«, stöhnte Corky.

Norah Mangor führte Rachel zum Arbeitsgerüst, gefolgt vom Rest der Gruppe.

»Sehen Sie die Bohrlöcher im Eis unter dem dreibeinigen Gestell?«, fragte Norah und deutete auf mehrere runde Löcher. Ihr ursprünglicher aggressiver Tonfall war einer neuen Stimmlage gewichen, in der sich Begeisterung für ihre Arbeit ausdrückte.

Nickend betrachtete Rachel die etwa dreißig Zentimeter großen Löcher im Eis, in denen jeweils eine Stahltrosse verschwand.

»Diese Löcher stammen noch von den Kernbohrungen für die Proben und die Röntgenaufnahmen vom Meteoriten. Durch diese Löcher haben wir extrem belastbare Schrauben mit Ösen am Kopf eingeführt und unten in den Meteoriten eingedreht. Anschließend haben wir an langen Stahltauen Haken angebracht und uns damit die Ösen geangelt. Jetzt holen wir die Trossen wieder ein. Diese Milchgesichter werden zwar ein paar Stunden kurbeln müssen, bis der Meteorit oben ist, aber er kommt allmählich.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Rachel. »Der Meteorit steckt doch unter Tausenden von Tonnen Eis. Wie kriegen Sie ihn da durch?«

Norah zeigte hinauf zur Spitze des Gerüsts, von wo ein schmales rotes Lichtbündel senkrecht aufs Eis strahlte. Rachel hatte den Strahl zuvor schon bemerkt und ihn für eine Messmarke gehalten, die den Punkt anzeigt, unter dem das Objekt in der Tiefe begraben war.

»Das ist ein Galliumarsenid-Laser«, erklärte Norah.

Als Rachel den Strahl genauer betrachtete, sah sie, dass er durch ein winziges Schmelzloch im Eis weit in die Tiefe drang.

»Der Strahl ist äußerst energiereich und sehr heiß«, sagte Norah. »Wir heizen den Meteoriten zum Hochziehen auf.«

Rachel begriff sofort die geniale Einfachheit des Plans dieser Frau und war beeindruckt. Norah hatte den Strahl so ausgerichtet, dass er sich nach unten bis zum Meteoriten »durchfraß«. Der Meteorit war zu dicht, um ebenfalls zu schmelzen, und

heizte sich von der absorbierten Hitze so lange auf, bis das Eis um ihn herum zu schmelzen begann. Wenn die NASA-Mannschaft mit den Winden auf den Meteoriten Zug ausübte, schmolz der heiße Stein sich von selbst einen Kanal nach oben durch das Eis bis hinauf zur Oberfläche. Das Schmelzwasser sickerte einfach am Meteoriten vorbei und sammelte sich unter ihm im Schmelzschacht. *Als würde man mit einem heißen* Messer *durch tiefgefrorene Butter schneiden.*

Norah wies auf die an den Winden schuftenden Männer. »Die Generatoren würden diese Belastung nicht schaffen, deshalb muss ich Muskelkraft einsetzen.«

»Das ist doch Quatsch«, rief einer der schwer arbeitenden Männer dazwischen. »Sie hat ihren Spaß daran, uns schwitzen zu lassen. Das ist der Grund!«

»Nun mal langsam«, erwiderte Norah. »Ihr habt euch die ganze Zeit beschwert, dass ihr friert. Das ist jetzt wohl behoben. Und nun macht schön weiter.«

Die Windenmannschaft lachte.

»Wieso stehen hier überall diese Pylonen herum?«, fragte Rachel und deutete auf die rotweißen Absperrhüte, die scheinbar zufällig um das Hebegerüst verteilt waren. Ähnliche Markierungen hatte sie schon an anderen Stellen der Kuppel gesehen.

»Die gehören zur Ausrüstung jedes Glaziologen«, sagte Norah.

»Wir nennen sie RUBBS – ›reintreten und Bein brechen‹. Sie hob einen der Hüte hoch. Ein anscheinend bodenloses rundes Loch kam darunter zum Vorschein, das in die Tiefe des Gletschers führte. »Hier sollte man nicht hintreten.« Norah stellte den Pylon wieder an seinen Platz zurück. »Wir haben überall auf dem Gletscher Bohrungen vorgenommen, um seine innere Struktur zu überprüfen. Wie überall in der Archäologie ist die Tiefe, in der ein Objekt begraben liegt, ein Maßstab dafür, wie lange es dort gelegen hat. Je weiter unten es gefunden wird, desto länger hat es dort gelegen. Wenn wir ein Objekt unter dem Eis finden, können wir den Zeitraum seiner Ablagerung nach der Dicke der Eisschicht datieren, die sich darüber angesammelt hat. Zur Überprüfung der Genauigkeit unserer Messungen führen wir eine großräumige Untersuchung des Messgebiets durch, um sicherzustellen, dass das betreffende Gebiet ein einziges massives Eisstück ist und nicht etwa durch Erdbeben, Verwerfungen, Lawinen oder was sonst noch gestört wurde.«

»Und wie sieht es bei diesem Gletscher aus?«

»Absolut einwandfrei«, erklärte Norah. »Eine perfekte Tafel aus einem Stück. Keine Bruchlinien oder glazialen Verwerfungen.

Dieser Meteorit wurde in der Atmosphäre nahezu vollkommen abgebremst und hatte dann einen sehr steilen, so genannten ›statischen Fall‹. Er hat seit seinem Aufprall im Jahre 1716 unberührt im Eis geruht.«

Rachel glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Sie wissen genau, in welchem Jahr er heruntergekommen ist?«

Die Frage schien Norah zu überraschen. »Na klar, deshalb hat man mich doch gerufen. Ich kann im Eis lesen.« Sie deutete auf einen Stapel zylindrischer Eisstäbe. Sie sahen aus wie durchsichtige Fahnenstangen und waren jeder mit einem grellorangenen Anhänger markiert. Norah führte Rachel zu den Stäben. »Wenn Sie genau hinschauen, können Sie die einzelnen Schichten im Eis erkennen.«

Rachel bückte sich zu dem Stab hinunter. Aus der Nähe konnte sie sehen, dass er aus zahllosen Eisschichten mit ganz gering voneinander abweichender Durchsichtigkeit und Klarheit bestand. Die Dicke der Schichten variierte von papierdünn bis etwa sieben Millimeter.

»Jeden Winter gibt es massive Schneefälle auf den Eisschelf, die im Frühjahr antauen«, erklärte Norah. »Das erzeugt eine Kompressionsschicht pro Jahreszyklus, die man zählen kann. Wir fangen einfach ganz oben an – beim letzten Winter – und zählen rückwärts.«

»Wie das Zählen von Jahresringen bei einem Baum.«

»Ganz so einfach ist es nicht, Miss Sexton. Vergessen Sie nicht, dass wir uns durch viele Meter Eisschichten hindurchlesen müssen. Wir müssen uns an klimatologischen Gegebenheiten orientieren – Niederschlagsaufzeichnungen, Luftverschmutzungen und Ähnliches.«

Tolland und die anderen traten zu ihnen. Tolland lächelte Rachel an. »Sie weiß eine ganze Menge über Eis, nicht wahr?«

Rachel war seltsam erleichtert, Tolland zu sehen. »Ja, ich bin beeindruckt.«

Tolland nickte. »Übrigens, das von Dr. Mangor errechnete Datum 1716 stimmt genau. Die NASA hatte dieses Jahr schon errechnet, bevor wir herkamen. Dr. Mangor hat dann selbst Bohrkerne gezogen und eigene Tests angestellt. Sie konnte die Arbeit der NASA bestätigen.«

Rachel war beeindruckt.

»Zufällig kennen wir Berichte von frühen Forschungsreisenden«, ergänzte Norah, »die im nördlichen Kanada in eben diesem Jahr, 1716, einen hellen Feuerball am Nordhimmel gesichtet haben. Der Meteorabsturz wurde nach dem Namen des Expeditionsleiters als Jungersol-Meteor bekannt.«

Corky meldete sich wieder zu Wort. »Aus der Übereinstimmung der Bohrkerndaten und der historischen Aufzeichnungen ergibt sich also der eindeutige Beweis, dass wir es mit einem Bruchstück desselben Meteoriten zu tun haben, den Jungersol nach seinen Aufzeichnungen 1716 gesehen hat.«

»Dr. Mangor!«, rief einer der NASA-Männer an den Winden.

»Die Verspleißung der Trossenenden ist schon zu sehen!«

»Leute, die Führung ist vorbei«, sagte Norah. »Der Augenblick der Wahrheit ist gekommen.« Sie schnappte sich einen Klappstuhl und kletterte hinauf. »Alle mal herhören«, schrie sie so laut sie konnte, »in fünf Minuten ist es so weit!«

Wie die pawlowschen Hunde beim Futtersignal ließen die Wissenschaftler alles liegen und stehen und kamen nun überall aus der Kuppel zum Arbeitsbereich.

Die Fäuste in die Hüften gestemmt, nahm Norah Mangor ihre Domäne in Augenschein. »Okay, dann wollen wir die Titanic mal heben.«

28

»Platz da!«, rief Norah und drängte sich durch die anwachsende Menge. Die Windenmannschaft hielt inne. Norah kontrollierte die Spannung der Trossen und den festen Sitz der Verankerungen.

»Hau-ruck!«, rief einer der Männer. Die Mannschaft legte sich ins Zeug, und die Stahltrossen funkelten weitere fünfzehn Zentimeter aus den Bohrlöchern.

Wahrend die Trossen sich Stück um Stück höher bewegten, spürte Rachel die Leute erwartungsvoll immer weiter nach vorne drängen. Corky und Tolland standen ganz in der Nähe. Sie sahen aus wie zwei Jungen an Weihnachten. Auf der anderen Seite des Arbeitsbereichs war NASA-Direktor Lawrence Ekstrom eingetroffen und hatte Stellung bezogen, um den Extraktionsvorgang zu überwachen.

»Das Greifzeug kommt!«, rief einer der Männer an den Winden.

Den aus den Löchern austretenden silbrigen Stahltrossen folgte gelbes Kettengeschirr. »Noch zwei Meter! Langsam!«

Die unmittelbar um das Gerüst stehenden Zuschauer verfielen in gespanntes Schweigen, wie die Teilnehmer einer Seance, die auf die Klopfzeichen eines Geistes warten – keiner wollte etwas verpassen.

Dann sah Rachel ihn kommen.

Unter den dünner werdenden Eisschichten tauchte der Umriss des Meteoriten auf, anfangs nur ein dunkler, rechteckiger, verschwommener Schatten, der mit jedem Augenblick deutlicher wurde, während er durch das schmelzende Eis langsam nach oben stieg.

»Mehr Zug!«, rief ein Techniker. Die Männer hebelten an den Winden. Das Gerüst knarrte unter der gewaltigen Last.

»Noch anderthalb Meter! Gleichmäßig anziehen!«

Rachel sah, wie sich das Eis über dem Stein wie der Bauch eines schwangeren Tieres aufzuwölben begann. Um die Eintrittsöffnung des Laserstrahls herum gab an der Spitze der Wölbung eine Partie des Oberflächeneises nach, schmolz zusammen und versickerte in der größer werdenden Öffnung.

»Der Geburtskanal weitet sich«, rief jemand. »Noch neunzig Zentimeter!«

Nervöses Gelächter erklang.

»Okay, Laser ausschalten!«

Ein Schalter knackte, der Strahl verlosch.

Und dann geschah es.

Wie eine urtümliche Gottheit brach das Haupt des gewaltigen Steinbrockens dampfend und zischend durch das krachende Eis.

Von Nebelschwaden umwogt, stieg er höher. Die Männer an den Winden hebelten mit äußerster Anstrengung. Endlich löste sich der ganze Block aus der eisigen Umklammerung und hing heiß und tropfend über dem mit brodelndem Wasser

gefüllten offenen Schacht.

Rachel war wie betäubt. Wie eine riesige verschrumpelte Pflaume hing der tropfende Meteorit an den Stahlseilen. Die raue nasse Oberfläche glitzerte im Scheinwerferlicht. An einem Ende war er glatt und rund – augenscheinlich der Bereich, an dem die Reibungshitze beim Durchgang durch die Atmosphäre einen Teil seiner Materie weggebrannt hatte.

Beim Anblick der verkohlten Schmelzrinde sah Rachel vor ihrem inneren Auge den Meteoriten Jahrhunderte zuvor in einem wilden Feuerball zur Erde rasen. Jetzt baumelte er wie ein gefangenes Untier in seinen Schlingen vor ihr, während das Wasser von seinem Leib tropfte.

Die Jagd war vorbei.

In diesem Moment wurde Rachel vollends von der Dramatik der Geschehnisse gepackt. Das Objekt vor ihr war der Sendbote einer Millionen Kilometer entfernten anderen Welt. Und in diesem Stein gefangen wartete der Beleg – nein, der *absolute* Beweis – dass die Menschheit im Universum nicht allein war.

Von der Euphorie des Augenblicks erfasst, brachen alle in lautes Freudengeschrei und Beifall aus. Selbst Ekstrom schien sich dem nicht entziehen zu können. Er beglückwünschte seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und klopfte ihnen begeistert auf die Schulter. Rachel wurde von einem freudigen Mitgefühl für die NASA überkommen, die in der Vergangenheit vom Pech verfolgt gewesen war. Endlich wendete sich das Blatt. Die NASA hatten den Erfolg verdient.

Das gähnende Loch im Eis sah jetzt wie ein kleines Tauchbecken mitten in der Kuppel aus. Die Oberfläche des sechzig Meter tiefen Schmelzwasserpools schwappte noch eine Weile gegen die eisigen Wandungen des Schachts und beruhigte sich schließlich.

Die Wasserlinie lag gut einen Meter zwanzig unter dem Niveau der Gletscheroberfläche, hervorgerufen durch den fehlenden Rauminhalt des Meteoriten und das geschrumpfte Volumen des nun zu Wasser geschmolzenen Eises.

Norah Mangor stellte unverzüglich RUBB-Hüte um das Loch herum auf. Das Loch war zwar leicht zu erkennen, aber falls jemand aus Neugier zu nahe treten und hineinfallen sollte, sah es schlecht für ihn aus. Die Wände des Schachts bestanden aus massivem glattem Eis, das keine Möglichkeit bot, sich festzuhalten. Hier kam keiner ohne Hilfe heraus.

Lawrence Ekstrom kam quer übers Eis. Er ging direkt auf Norah Mangor zu und schüttelte ihr fest die Hand. »Gut gemacht, Dr. Mangor!«

»Ich möchte doch annehmen, dass ich viel gedrucktes Lob zu sehen bekomme«, meinte sie.

»Daran wird es nicht fehlen«, versicherte Ekstrom. Er wandte sich an Rachel. Er sah aus, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen. »Nun, Miss Sexton, ist die professionelle Skeptikerin jetzt überzeugt?«

Rachel konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. »Überwältigt wäre ein besseres Wort.«

»Gut. Kommen Sie bitte mit.«

Rachel folgte dem NASA-Direktor durch die Kuppel zu einem großen Blechkasten, der wie ein Frachtcontainer aussah. Er hatte Tarnbemalung und trug mit einer Schablone aufgespritzt die Buchstaben P-S-C.

»Von dort drinnen können Sie den Präsidenten anrufen«, sagte Ekstrom.

Ein abhörsicheres Kommunikationsmodul, dachte Rachel. Diese mobilen Kommunikationszellen gehörten auf dem Schlachtfeld zur Standardausrüstung, doch Rachel hatte nicht erwartet, bei einem friedlichen NASA-Einsatz darauf zu stoßen. Doch Ekstrom kam schließlich aus dem Pentagon und wusste zweifellos, wie man an solch ein Spielzeug herankam. Rachel konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ohne Einwilligung des Direktors der NASA kein Kontakt mit der Außenwelt möglich war.

Du bist wohl nicht die Einzige, die nicht mehr erreichbar ist.

Nachdem Ekstrom ein paar Worte mit einem der Wächter vor dem Modul gewechselt hatte, wandte er sich wieder an Rachel.

»Viel Glück«, sagte er und ging.

Der Wachposten pochte an die Tür des Containers. Sie wurde von innen geöffnet. Ein Techniker steckte den Kopf heraus und winkte Rachel zu sich herein.

Drinnen war es dunkel und stickig. Im bläulichen Lichtschimmer eines Computermonitors konnte Rachel Racks mit Telefoneinrichtungen, Funk- und Satellitenkommunikationsgeräten erkennen. Sie musste jetzt schon gegen die

Platzangst kämpfen.

Die kalte Luft in dem Gehäuse roch verbraucht und schal, wie ein Keller im Winter.

»Miss Sexton, bitte setzen Sie sich«, sagte der Techniker, der irgendwo einen Bürostuhl herbeigezaubert und vor den Monitor gerollt hatte. Er baute vor Rachel ein Mikrofon auf und stülpte ihr einen Kopfhörer über die Ohren. Aus einem Logbuch für Verschlüsselungspassworte tippte er eine lange Folge von Symbolen auf der Tastatur eines Geräts. Auf dem Monitor vor Rachels Augen erschien eine digitale Stoppuhr.

00:60 Sekunden.

Als die Uhr mit dem Countdown begann, nickte der Techniker zufrieden. »Eine Minute, bis die Verbindung hergestellt wird.« Er drehte sich um und verschwand. Die Tür schlug hinter ihm zu.

Rachel konnte hören, wie von außen abgeschlossen wurde.

Großartig.

Während sie im Dunkeln saß und die langsam rückwärts laufende Zeitanzeige verfolgte, wurde ihr bewusst, dass dies der erste Augenblick seit dem frühen Morgen war, der ihr allein gehörte. Als sie heute früh aufgewacht war, hatte sie keinen Schimmer davon gehabt, was sie an diesem Tag erwarten würde.

Außerirdisches Leben. Mit dem heutigen Tag war der größte aller Mythen kein Mythos mehr.

Erst nach und nach dämmerte es Rachel, dass dieser Meteoritenfund für die Wahlkampagne ihres Vaters eine absolute Katastrophe war. Die Finanzierung der NASA war zwar politisch längst nicht so umstritten wie die Sozialausgaben, die Ausgaben für ein öffentliches Gesundheitssystem und die Diskussion um die Freigabe der Abtreibung, doch ihr Vater hatte die NASA nun mal zu seinem Thema gemacht. Jetzt ging der Schuss gewaltig nach hinten los. In ein paar Stunden würden die Amerikaner wieder in einen Taumel der Begeisterung über einen Triumph der NASA fallen. Den Träumern würden die Tränen in die Augen steigen; Wissenschaftler würden den Mund aufsperren; Kinder würden ihrer Phantasie freien Lauf lassen. Die Frage von Dollars und Cents würde man im Hochgefühl dieses großartigen Augenblicks als kleinlich abtun. Der Präsident würde als Held wie der Phönix aus der Asche steigen, während der nüchterne Senator inmitten der Begeisterung als engstirniger Geizkragen ohne jeden Sinn fürs Abenteuer dastehen

würde.

Das Piepsen des Computers riss Rachel aus ihren Gedanken.

00:05 Sekunden.

Der Bildschirm begann plötzlich zu flackern. Ein verwaschenes Bild des Wappens vom Weißen Haus baute sich auf und zerfloss wieder. Das Gesicht des Präsidenten erschien auf dem Bildschirm.

»Hallo, Rachel«, sagte er. In seinen Augen funkelte es schalkhaft. »Ich darf wohl annehmen, dass Sie einen interessanten Nachmittag hatten.«

29

Senator Sedgewick Sextons Büro befand sich im Philip-A.-Hart-Bürogebäude des Senats an der C-Street nordöstlich vom Kapitol. Das Gebäude war ein neomoderner Gitterbau aus weißen Rechtecken, der nach Ansicht mancher Kritiker eher nach einem Gefängnis als nach einem Bürogebäude aussah. Viele der Menschen, die dort arbeiteten, sahen es genauso.

Im dritten Stock ging Gabrielle Ashe mit langen Schritten nervös vor ihrem Computerterminal auf und ab. Sie hatte eine E-Mail auf dem Bildschirm, aus der sie nicht schlau wurde.

Die ersten beiden Zeilen lauteten:

SEDGEWICK HAT AUF CNN EINEN GUTEN EINDRUCK GEMACHT.

ICH HABE WEITERE INFORMATIONEN FÜR SIE.

Gabrielle hatte in den letzten Wochen wiederholt Botschaften wie diese erhalten. Der Absender bediente sich einer Scheinadresse, die Gabrielle allerdings bis in eine »whitehouse.gov.«-

Domäne zurückverfolgen konnte. Anscheinend war ihr geheimnisvoller Informant ein Insider des Weißen Hauses. Wer immer es war, er hatte sich in letzter Zeit als Quelle wertvoller politischer Informationen erwiesen, einschließlich des Tipps über die geheime Dringlichkeitssitzung des Präsidenten mit dem Chef der NASA.

Anfangs hatte Gabrielle nichts von den E-Mails gehalten, doch bei Überprüfung der Tipps hatte sich zu ihrer Überraschung herausgestellt, dass die Informationen durch die Bank stimmig und hilfreich waren – geheime Informationen über Budgetüberschreitungen der NASA, Planungen kostspieliger Missionen, Daten, die bewiesen, dass die Suche der NASA nach extraterrestrischem Leben unverantwortlich überfinanziert und zugleich erschütternd unergiebig war, wobei selbst behördeninterne Meinungsumfragen warnend darauf hinwiesen, dass dieses Thema den Präsidenten Wählerstimmen kosten würde.

Da der Senator Gabrielles Fähigkeiten außerordentlich schätzte, hatte sie ihn nicht darüber informiert, dass sie per E-Mail inoffizielle Schützenhilfe aus dem Weißen Haus bekam, sondern die Informationen mit dem Bemerk an ihn weitergegeben, sie stammten aus »einer ihrer Quellen«. Sexton war stets hocherfreut gewesen und hatte nicht gefragt, wer diese Quelle sei. Vermutlich nahm er an, dass Gabrielle sich die Informationen mittels sexueller Gefälligkeiten verschaffte, was ihn merkwürdigerweise nicht im Geringsten anzufechten schien.

Gabrielle hielt inne und betrachtete die neu eingetroffene Botschaft. Was dahinter steckte, war klar: Es gab jemanden im Weißen Haus, dem daran lag, dass Senator Sexton diese Wahl gewann und der sein Scherflein dazu beitrug, indem er Sexton Munition für die Angriffe auf die NASA zur Verfügung stellte.

Aber wer? Und warum?

Eine Ratte, die das sinkende Schiff verlassen will, dachte Gabrielle. In Washington war es keineswegs ungewöhnlich, dass ein Angestellter des Weißen Hauses, der einen Machtwechsel kommen sah, dem mutmaßlichen Amtsnachfolger heimliche Gefälligkeiten erwies in der Hoffnung, sich dem neuen Mann für die bisherige oder eine andere gleichwertige Position zu empfehlen. Es sah so aus, als wollte jemand, der mit Sextons Sieg rechnete, sich rechtzeitig gute Karten sichern.

Die Botschaft auf dem Bildschirm machte Gabrielle nervös, denn sie wich von allen bisher empfangenen ab. Die erste Zeile war nicht das Problem, wohl aber die zweite: EINGANG EASTAPPOINTMENT GATE, 16:30.

KOMMEN SIE ALLEIN.

Noch nie hatte der Informant ein persönliches Treffen vorgeschlagen. Außerdem hätte Gabrielle sich für ein Treffen unter vier Augen einen weitaus geeigneteren Ort vorstellen können.

East Appointment Gate? Soweit ihr bekannt war, gab es in Washington nur ein East

Appointment Gate, nämlich den Eingang zum Weißen Haus. *Ein Treffen vor dem Weißen Haus? Das sollte wohl ein Witz sein!*

Wie Gabrielle bereits wusste, war eine Antwort per E-Mail nicht möglich. Ihre Botschaften waren stets als unzustellbar zurückgekommen. Der Absender war anonym, was kaum überraschen konnte.

Wäre es besser, Sexton zu fragen? Sie verwarf den Gedanken schnell wieder. Er war in einer Besprechung. Außerdem würde sie ihm dann auch über all die anderen E-Mails reinen Wein einschenken müssen. Sie sagte sich, dass der Vorschlag zu einem Treffen in aller Öffentlichkeit wohl den Zweck hatte, ihr ein Gefühl der Sicherheit zu geben. Schließlich hatte der Informant ihr in den letzten paar Wochen immer nur geholfen. Er oder sie war offensichtlich ein Freund.

Gabrielle las die E-Mail ein letztes Mal und schaute auf die Uhr. Sie hatte noch eine Stunde Zeit.

30

Nachdem der Meteorit erfolgreich aus dem Eis geborgen war, hatte sich die Nervosität von NASA-Direktor Ekstrom ein wenig gelegt, *jetzt nimmt alles von selbst seinen Lauf,* sagte er sich, während er durch die Kuppel zum Arbeitsbereich von Michael Tolland hinüberging. *Jetzt kann uns nichts mehr aufhalten.*

»Wie läuft's?«, erkundigte sich Ekstrom, während er hinter Tolland trat.

Tolland sah von seinem Monitor auf. Er wirkte müde, aber begeistert. »Ich bin fast durch. Ich habe nur noch ein paar Sequenzen von der Bergungsaktion hineingeschnitten, die Ihre Leute aufgenommen haben. Ich bin jeden Moment fertig.«

»Sehr gut«. Der Präsident hatte Ekstrom ans Herz gelegt, Tollands Dokumentation so schnell wie möglich ins Weiße Haus zu überspielen.

Ekstrom war anfangs überhaupt nicht von der Idee des Präsidenten begeistert gewesen, Michael Tolland für dieses Projekt einzusetzen, hatte seine Meinung aber geändert, nachdem er den Rohschnitt der Dokumentation gesehen hatte. Die lebendige Schilderung des erfahrenen Fernsehmannes und die Interviews mit den unabhängigen Wissenschaftlern fügten sich zu einer spannenden und informativen

viertelstündigen wissenschaftlichen Sendung zusammen. Tolland hatte mühelos etwas erreicht, was der NASA oft misslungen war – eine wissenschaftliche Entdeckung für das Verständnis des amerikanischen Durchschnittsbürgers aufzubereiten, ohne dabei herablassend zu wirken.

»Wenn Sie fertig sind, können Sie den Filmbeitrag jemandem vom Medienbereich überlassen«, sagte Ekstrom. »Er wird ihn dann dem Weißen Haus übermitteln.«

»Wird gemacht«, sagte Tolland und widmete sich wieder seiner Arbeit.

Ekstrom begab sich zum nördlichen Teil der Kuppel, wo der Aufbau des »Medienbereichs« inzwischen beendet war. Erleichtert stellte er fest, dass sich das Ergebnis sehen lassen konnte.

Auf dem Eis war ein großer blauer Teppich ausgerollt worden, in dessen Mitte vor Stellwänden mit dem NASA-Symbol ein großer Tisch mit Mikrofonen stand. Als Hintergrunddekoration hing von der Kuppelwölbung eine riesige amerikanische Flagge herab.

Als Blickfang und zur Vervollständigung des optischen Geschehens war der Meteorit auf einem Palettenschlitten an den Ehrenplatz unmittelbar vor dem Pressetisch transportiert worden.

Der NASA-Direktor freute sich, dass im Medienbereich bereits festliche Stimmung herrschte. Ein Großteil seiner Mitarbeiter hatte sich um den Meteoriten versammelt und wärmte sich die Hände an dem immer noch aufgeheizten Steinklotz wie Camper an einem Lagerfeuer.

Ekstrom sah den richtigen Augenblick gekommen, um die Kartons hervorzuholen, die im Hintergrund des Medienbereichs auf dem Eis gestanden hatten. Er hatte sie am Vormittag aus Grönland einfliegen lassen.

»Ich gebe einen aus!«, rief er, riss einen Karton auf und verteilte Bierdosen an seine Leute.

»Danke, Boss«, rief einer, »das Zeug ist sogar kalt!«

»Ich hab’s auch auf Eis gelegt.« Ekstrom lachte, was selten genug vorkam.

»Moment mal!«, rief ein anderer, der seine Bierdose mit gespielter Entrüstung betrachtete. »Das Zeug kommt ja aus Kanada.

Wo bleibt da Ihr Patriotismus?«

»Leute, wir müssen unser Budget einhalten. Ich musste den billigsten Stoff kaufen, der zu kriegen war.«

Allgemeines Gelächter.

»Alle Souvenirjäger herhören!«, rief ein Mann vom NASA-Fernsehteam in sein Megaphon. »Wir schalten jetzt um auf Studiobeleuchtung. Vor vorübergehender Blindheit wird gewarnt!«

»Und keine Knutscherei im Dunkeln!«, rief einer dazwischen.

»Das ist ein Familienprogramm!«

Ekstrom lachte in sich hinein. Er freute sich über die Flachserei seiner Leute, während an den Scheinwerfern letzte Einstellungen vorgenommen wurden.

»Umschalten auf Studiolicht in fünf, vier, drei, zwei…«

Die Halogenlichter verloschen. Es wurde schlagartig dunkel.

Eine mit Händen greifbare Schwärze erfüllte die Kuppel.

Jemand schrie theatralisch auf.

»Wer zwickt mich da in den Hintern?«, kreischte eine schrille Stimme und lachte.

Die Dunkelheit dauerte nur einen Augenblick. Alles blinzelte, als die intensive Helligkeit der Scheinwerfer die Finsternis zerriss.

Der Nordsektor der NASA-Kuppel hatte sich in ein Fernsehstudio verwandelt. Der Rest der Habisphäre wirkte wie eine Scheune bei Nacht. Das einzige Licht war das schwache Streulicht der Scheinwerfer vom Kuppeldach. Lange Schatten griffen in die verlassenen Arbeitsbereiche.

Ekstrom trat zurück ins Halbdunkel. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, wie seine Leute um den angestrahlten Meteoriten herum feierten. Er kam sich vor wie ein Vater, der seine Kinder um den Weihnachtsbaum herumhüpfen sieht.

Bei Gott, das haben sie sich verdient, dachte er, ohne zu ahnen, was für eine Katastrophe ihm bevorstand.

31

Das Wetter schlug um.

Wie ein Unglücksbote warf sich der Gletscherwind mit klagendem Geheul gegen das Zelt der Delta-Force-Mannschaft. Delta-1 hatte die Sturmsicherungen des Zelts dicht gezogen. Er ging wieder hinein zu seinen Kameraden. Sie erlebten diese Wetterlage nicht zum ersten Mal. Es würde nicht lange anhalten.

Delta-2 betrachtete die Liveübertragung, die ihnen der Mikroboter zuspielte. »Schau dir das mal an«, sagte er zu Delta-1.

Delta-1 kam zum Bildschirm. Das Innere der Kuppel lag in vollkommener Dunkelheit, bis auf die hell erleuchtete Zone um den Medienbereich im Nordsektor. Der restliche Raum zeichnete sich nur als schwache Kontur ab. »Das braucht uns nicht zu stören«, sagte er. »Sie testen nur die Beleuchtung für den Fernsehspot heute Abend.«

»Die Beleuchtung stört mich nicht.« Delta-2 deutete auf den schwarzen Klecks mitten im Eis – das wassergefüllte Loch, aus dem der Meteorit herausgezogen worden war. »Das stört mich.«

Delta-1 betrachtete das Loch. Drumherum standen immer noch die Pylonen. Die Wasseroberfläche sah ruhig aus. »Ich kann nichts Ungewöhnliches erkennen.«

»Dann schau mal genau hin.« Mit feinen Bewegungen seines Joysticks ließ Delta-2 den Mikroboter in Spiralen zum Loch hinuntersteigen.

Als Delta-1 den dunklen Schmelzwasserpool aus der Nähe betrachtete, sah er etwas, das ihn erschrocken zurückfahren ließ.

»Was, zum Teufel…«

Delta-3 kam dazu und besah sich das Bild. Auch er riss die Augen auf. »Verflucht, ist das das Bergungsloch? Ist das in Ordnung, was ich da im Wasser sehe?«

»Nein, ist es nicht«, sagte Delta-1. »Ganz und gar nicht.«

32

Rachel Sexton saß zwar in einer großen Blechkiste, die ihrerseits fast fünftausend Kilometer von Washington, D. C, aufgebaut war, aber sie stand nicht weniger unter Druck, als wäre sie direkt ins Weiße Haus bestellt worden. Der Monitor vor ihr lieferte ein gestochen scharfes Bild von Präsident Zach Herney, der im Kommunikationsraum des Weißen Hauses vor dem Staatswappen saß. Die Tonverbindung war von bester Qualität und absolut störungsfrei; von einer kaum wahrnehmbaren Verzögerung abgesehen, hätte Präsident Herney auch von nebenan mit ihr sprechen können.

Das Gespräch war launig und direkt. Der Präsident wirkte zufrieden, wenn auch keineswegs überrascht über Rachels positive Bewertung des Fundes der NASA und der Entscheidung des Präsidenten, Michael Tolland als seinen Sprecher einzusetzen.

Der Präsident war sehr freundlich und zu Scherzen aufgelegt.

»Ich bin sicher, Sie stimmen mir zu, dass in einer perfekten Welt der Nutzen dieser Entdeckung rein wissenschaftlicher Art wäre«, sagte Herney. Sein Tonfall war ernster geworden. »Leider leben wir nicht in einer perfekten Welt. Dieser Triumph der NASA wird in dem Moment, da ich ihn bekannt gebe, zum politischen Zankapfel.«

»Angesichts der überzeugenden Beweisführung und der Persönlichkeiten, die Sie als Kronzeugen gewonnen haben, kann ich mir nicht vorstellen, wie die Öffentlichkeit oder Ihre Gegner daran vorbeikommen werden, diese Entdeckung als erwiesene Tatsache anzuerkennen.«

Herney lachte kurz auf. Es klang fast traurig. »Natürlich werden meine politischen Gegner die Tatsachen nicht abstreiten. Aber sie werden ihnen nicht gefallen.«

Rachel fiel auf, dass der Präsident die Erwähnung ihres Vaters sorgfältig vermied. Er sprach lediglich von »politischen Gegnern«. »Und Sie gehen davon aus, dass die Opposition aus rein politischen Motiven ›Schiebung‹ schreien wird?«

»So läuft dieses Spiel nun mal. Es braucht nur der Hauch eines Verdachts aufzukommen, dass diese Entdeckung ein vom Weißen Haus zusammen mit der NASA ausgehecktes politisches Betrugsmanöver ist, und plötzlich gehen die Untersuchungen los.

In den Zeitungen wird keine Rede mehr davon sein, dass die NASA den Beweis für außerirdisches Leben gefunden hat, und die Medien werden anfangen, nach Beweisen für eine politische Verschwörung zu graben. Leider ist es so, dass im Zusammenhang mit dieser Entdeckung schon der Schatten eines solchen Verdachts schlecht ist – für die Wissenschaft, fürs Weiße Haus und für unser Land.«

»Das ist dann wohl der Grund, weshalb Sie mit dem Gang an die Öffentlichkeit gewartet haben, bis Sie die volle Bestätigung und die Zustimmung namhafter unabhängiger Wissenschaftler besaßen.«

»Mein Ziel ist, dieses Material auf eine über jeden Zweifel erhabene Weise zu präsentieren, sodass jede Skepsis bereits im Keim erstickt wird. Ich möchte, dass diese Entdeckung auf würdevolle Art und Weise gefeiert wird, wie es ihr zukommt. Das ist das Mindeste, was wir der NASA schuldig sind.«

Was will der eigentlich von dir!, fragte sich Rachel.

»Sie sind eine Frau, die sich in einer einmaligen Position befindet, mir zu helfen. Ihre Erfahrungen als Analystin und Ihre familiäre Verbundenheit mit meinem Gegner verleihen Ihnen eine enorme Glaubwürdigkeit, was diese Entdeckung angeht.«

Rachel spürte ihre Illusionen zusammenbrechen. *Er will dich vor seinen Karren spannen… genau wie Pickering gesagt hat!*

»Da das nun zwischen uns klar ist«, fuhr Herney fort, »möchte ich Sie bitten, die Entdeckung persönlich und ganz offiziell zu bestätigen, in Ihrer Funktion als meine nachrichtendienstliche Referentin… und als die Tochter meines politischen Gegenspielers.«

Jetzt war es heraus. *Herney will, dass ich für ihn den Kopf hinhalte.*

Rachel hatte geglaubt, dass Zach Herney solche politischen Winkelzüge nicht nötig habe. Wenn sie sich öffentlich hinter die Entdeckung stellte, würde das Meteoritenthema für ihren Vater automatisch eine persönliche Frage, denn von da an konnte der Senator die Glaubwürdigkeit der Entdeckung nicht mehr angreifen, ohne gleichzeitig die Glaubwürdigkeit seiner Tochter in Frage zu stellen – für einen Kandidaten, der stets das Loblied der intakten Familie gesungen hatte, ein Todesurteil.

»Offen gestanden, Sir«, sagte Rachel mit festem Blick auf den Monitor, »bin ich ein wenig erstaunt über Ihre Bitte.«

Der Präsident blickte verwundert. »Und ich dachte, Sie würden begeistert sein, mir helfen zu können.«

»Begeistert? Sir, die Meinungsverschiedenheiten mit meinem Vater einmal beiseite gelassen – Ihr Ansinnen bringt mich in eine unmögliche Position. Ich habe schon genug Probleme mit meinem Vater, auch ohne dass ich mich mit ihm öffentlich auf einen Kampf auf Leben und Tod einlasse. Bei all meiner bekanntermaßen mangelnden Sympathie für ihn ist er schließlich immer noch mein Vater. Dass ich in der Öffentlichkeit gegen ihn antreten soll, empfinde ich als unter Ihrem Niveau, Sir.«

»Nun mal langsam.« Herney hob begütigend die Hände. »Wer sagt denn etwas von öffentlich?«

»Ich ging davon aus, dass ich mich gemeinsam mit dem Direktor der NASA um zwanzig Uhr für die Pressekonferenz aufs Podium setzen soll.«

Herneys schallendes Lachen dröhnte im Lautsprecher.

»Rachel, wofür halten Sie mich? Glauben Sie wirklich, ich würde von Ihnen verlangen, Ihrem Vater vor laufender Kamera ein Messer in den Rücken zu stoßen?«

»Aber Sie haben doch gesagt…«

»Und glauben Sie wirklich, ich hätte Interesse daran, dass sich der Direktor der NASA das Rampenlicht mit der Tochter seines Erzfeindes teilt? Rachel, ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber diese Pressekonferenz ist eine *wissenschaftliche* Präsentation.

Ich glaube nicht, dass Ihre Kenntnisse von Meteoriten, Fossilien oder Eisstrukturen die Glaubwürdigkeit des Vorgangs unterstreichen könnten.«

Rachel spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss. »An welche Art von Hilfestellung haben Sie dann gedacht?«

»An eine, die Ihrer Position eher angemessen ist.«

»Sir?«

»Sie sind meine nachrichtendienstliche Referentin. Sie informieren meinen Mitarbeiterstab über Vorgänge von nationaler Tragweite.«

»Sie brauchen meine Bestätigung für Ihre Mitarbeiter?«

Herney wirkte immer noch amüsiert über das Missverständnis.

»So ist es. Die Skepsis, mit der ich mich außerhalb des Weißen Hauses konfrontiert sehe, ist ein Klacks im Vergleich zu dem Gegenwind, der mir derzeit von meinem Stab im Weißen Haus ins Gesicht weht. Wir befinden uns inmitten einer ausgewachsenen Meuterei. Mein Kredit innerhalb des Hauses steht auf null.

Mein Stab hat mich angefleht, bei der NASA den Rotstift anzusetzen. Ich habe mich darüber hinweggesetzt, aber es war politischer Selbstmord.«

»Bis heute.«

»Genau. Wir haben uns heute Vormittag schon darüber unterhalten, dass politischen Zynikern der Zeitpunkt verdächtig vorkommen muss, und derzeit gibt es keine größeren Zyniker als meine Mitarbeiter. Deshalb liegt mir daran, dass die Information, wenn meine Leute zum ersten Mal damit konfrontiert werden, aus dem Munde…«

»Wie? Sie haben Ihre Mitarbeiter noch nicht über den Meteoriten unterrichtet?«

»Nur einige meiner wichtigsten Berater. Die Geheimhaltung dieser Entdeckung hatte oberste Priorität.«

Rachel konnte es nicht fassen. *Kein Wunder, dass rings um ihn alles meutert*.

»Aber das ist nicht mein Arbeitsgebiet. Man kann einen Meteoriten schwerlich als geheimdienstliches Vorkommnis betrachten.«

»Gewiss nicht im herkömmlichen Sinn. Aber sämtliche Elemente Ihrer üblichen Arbeit Hegen hier durchaus vor – komplexe Daten, aus denen das Wesentliche herausgefiltert werden muss, weitreichende politische Streuwirkungen…«

»Sir, ich bin keine Spezialistin für Meteoriten. Wäre es nicht besser, Ihren Stab vom NASA-Direktor unterrichten zu lassen?«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein! Ekstrom gilt im ganzen Haus als der Buhmann schlechthin, als ein Klinkenputzer, der mir ein ums andere Mal fadenscheiniges Gelumpe angedreht hat.«

Rachel musste ihm Recht geben. »Wie steht es mit Corky Marlinson? Als Koryphäe

auf dem Gebiet der Astrophysik ist er weitaus kompetenter als ich.«

»Rachel, meine Mitarbeiter sind Politiker und keine Wissenschaftler. Sie haben Dr. Marlinson kennen gelernt. Ich halte ihn für einen ausgezeichneten Mann, aber wenn ich einen Astrophysiker auf meine von ihrer linken Gehirnhälfte dominierten Intellektuellen mit ihrem Schubladendenken loslasse, habe ich am Ende nur noch einen Haufen geblendete Karnickel im Scheinwerferlicht. Ich brauche jemanden, der sich verständlich ausdrücken kann, und das sind Sie, Rachel. Meine Mitarbeiter kennen Ihre Arbeit, und angesichts Ihres Familiennamens können sich meine Leute keine unvoreingenommenere Sprecherin wünschen.«

Rachel spürte, wie der umgängliche Stil des Präsidenten ihre Vorbehalte schwinden ließ. »Aber Sie geben immerhin zu, dass es nicht ohne Bedeutung für Ihre Bitte war, dass ich die Tochter ihres Gegenspielers bin.«

Der Präsident lachte ein wenig unbeholfen. »Natürlich hat es damit zu tun. Aber Sie müssen wissen, dass meine Mitarbeiter auf jeden Fall unterrichtet werden, egal, wie Sie sich entscheiden.

Rachel, Sie sind nicht der Kuchen, Sie sind lediglich der Zuckerguss. Sie sind nun mal die geeignetste Person für dieses Briefing und zufällig auch die Tochter des Mannes, der meine Leute nach der Wahl aus dem Weißen Haus werfen möchte. Ihre Glaubwürdigkeit ist auf doppelte Weise gesichert.«

»Sie hätten Vertreter werden sollen.«

»Ohne Scherz – das bin ich. Und Ihr Vater ebenso. Um ehrlich zu sein, ich würde jetzt gern zur Sache kommen.« Der Präsident nahm die Brille ab und schaute Rachel in die Augen. Sie spürte eine Macht von ihm ausgehen, die sie auch von ihrem Vater kannte. »Ich bitte Sie einerseits um einen Gefallen«, sagte er, »andererseits ist die Sache in meinen Augen ein Teil Ihrer Arbeit.

Also, wie lautet Ihre Antwort? Werden Sie die Unterrichtung meiner Mitarbeiter übernehmen, ja oder nein?«

Rachel kam sich in dem kleinen Kommunikationscontainer wie in einer Falle vor. *Es geht doch nichts über einen geschickten Verkäufer.*

Selbst in fünftausend Kilometer Entfernung spürte Rachel noch, wie Herneys Wille förmlich auf sie eindrang. Zudem war ihr klar, dass seine Bitte vollkommen in Ordnung war, ob es ihr gefiel oder nicht.

»Ich muss eine Bedingung stellen«, sagte Rachel.

Herney hob die Brauen. »Und welche?«

»Das Zusammentreffen mit Ihren Leuten findet vertraulich statt. Keine Medien. Ich mache eine vertrauliche Unterrichtung, keine öffentliche Erklärung.«

»Sie haben mein Wort. Das Treffen findet in einem privaten Rahmen statt.«

Rachel seufzte. »Also gut.«

Der Präsident strahlte. »Ausgezeichnet.«

Rachel schaute auf die Uhr. Zu ihrer Überraschung war es schon kurz nach vier. »Moment mal«, sagte sie, »wenn Sie um zwanzig Uhr live vor die Kameras wollen, haben wir ja gar keine Zeit mehr. Selbst mit dieser widerwärtigen Rakete, in der Sie mich hierher geschickt haben, könnte ich nicht in vier Stunden wieder im Weißen Haus sein. Außerdem muss ich mir zurechtlegen, was ich sage und…«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, wir haben uns nicht richtig verstanden. Sie werden die Unterrichtung per Videokonferenz vornehmen.«

»Oh.« Rachel zögerte. »An welche Uhrzeit haben Sie denn gedacht?«

»Jetzt sofort«, sagte Herney und grinste. »Die Leute sind bereits versammelt. Sie alle starren auf einen großen dunklen Fernsehschirm und warten, dass Sie anfangen.«

Rachel durchfuhr es eiskalt. »Sir, ich bin völlig unvorbereitet. Es ist unmöglich, dass ich…«

»Erzählen Sie einfach, was passiert ist. Das kann doch nicht so schwer sein.«

»Aber…«

»Rachel«, sagte der Präsident und beugte sich weit vor, »Ihr Beruf ist das Sammeln und Aufbereiten von Daten. Darauf verstehen Sie sich wie niemand sonst. Erzählen Sie einfach, was dort oben los ist.« Er griff nach einem Knopf an seiner Videoübertragungsanlage, hielt aber kurz inne. »Ich glaube, Sie werden mit Befriedigung feststellen, dass Sie aus einer machtvollen Position heraus sprechen.«

Rachel wusste mit der Bemerkung nichts anzufangen, aber für Fragen war es zu

spät. Der Präsident hatte bereits auf den Knopf gedrückt.

Der Monitor erlosch für einen Moment. Als wieder ein Bild erschien, bot sich Rachel der einschüchterndste Anblick ihres Lebens. Direkt vor ihren Augen lag das Oval Office im Weißen Haus. Es war dermaßen überfüllt, dass es nicht einmal mehr Stehplätze gab. Der gesamte Mitarbeiterstab schien sich eingefunden zu haben. Und jeder starrte sie an. Wie Rachel jetzt erst bemerkte, schaute sie vom Schreibtisch des Präsidenten herab.

Aus einer machtvollen Position heraus sprechen… Rachel war jetzt schon schweißnass.

Nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, waren die Mitarbeiter des Präsidenten mindestens so überrascht, Rachel zu sehen, wie umgekehrt Rachel erstaunt war, diese Leute zu erblicken.

»Miss Sexton?«, rief eine kratzige Stimme. Rachel suchte im Meer der Gesichter nach dem Sprecher. Es war eine hagere Frau, die soeben in der ersten Reihe Platz nahm. Marjorie Tench. Sie war unverkennbar, sogar im dichtesten Gedränge.

»Vielen Dank, dass Sie zu uns sprechen wollen, Miss Sexton«, sagte Marjorie Tench ein wenig von oben herab. »Der Präsident sagte soeben, Sie hätten uns etwas mitzuteilen.«

33

Der Paläontologe Wailee Ming saß allein in der Dunkelheit in seinem privaten Arbeitsbereich. Er dachte über die Geschehnisse nach. Seine Sinne waren hellwach. Er genoss die Vorfreude auf den bevorstehenden Abend. *Bald bin ich der berühmteste Paläontologe der Welt.* Hoffentlich brachte Michael Tollands Dokumentation seine Kommentare in aller Ausführlichkeit.

Während Ming noch im Gefühl seines bevorstehenden Ruhms schwelgte, lief eine sanfte Vibration durch das Eis unter seinen Füßen. Er sprang auf. Seine bei den zahlreichen Erdbeben von Los Angeles geschulten Instinkte ließen ihn selbst die kleinsten Erschütterungen des Untergrunds wahrnehmen. Allerdings wurde ihm sofort bewusst, wie töricht seine Reaktion auf diese völlig normale Vibration gewesen war. Es *ist nur das Kalben des Gletschers,* sagte er sich erleichtert. Er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt. Alle paar Stunden rumpelte von weit her eine

Detonation durch die Nacht, wenn irgendwo an der Gletscherzunge ein gewaltiger Eisblock abbrach und ins Meer stürzte. Norah Mangor hatte es sehr nett ausgedrückt: *Da werden neue Eisberge geboren.*

Ming blieb stehen und streckte sich. Sein Blick schweifte durch die Kuppel. Weit drüben im hellen Schein der Fernsehscheinwerfer kam die Feier allmählich in Gang. Ming war kein großer Partylöwe. Er drehte sich um und schlenderte in die andere Richtung davon.

Das Labyrinth der verlassenen Arbeitsbereiche mutete ihn an wie eine Geisterstadt. Die Kuppel hatte etwas von einem Mausoleum. Die Kühle im Innern schien sich zu verstärken. Ming knöpfte seinen langen Kamelhaarmantel bis unters Kinn zu.

Ein Stück vor ihm war die Mündung des Bergungsschachts zu erkennen, jene Stelle, an der das großartigste Fossil der Menschheitsgeschichte geborgen worden war. Das gewaltige dreibeinige Bergungsgerüst hatte man inzwischen weggeräumt. Das Wasserloch mit den Pylonen darum herum sah wie ein von der Polizei gesichertes Riesen-Schlagloch auf einem großen eisigen Parkplatz aus. Ming schlenderte hinüber. Aus sicherer Entfernung betrachtete er das sechzig Meter tiefe Loch. Das eiskalte Wasser würde bald wieder gefroren und sämtliche Spuren menschlicher Anwesenheit getilgt sein.

Das Wasser bot einen schönen Anblick, sogar bei Dunkelheit.

Besonders bei Dunkelheit.

Ming glaubte, sich getäuscht zu haben. Dann sah er genauer hin.

Hier stimmt etwas nicht.

Ming betrachtete das Wasser. Seine Beschaulichkeit wurde von einem plötzlichen Wirbelwind widersprüchlichster Empfindungen fortgefegt. Blinzelnd starrte er wieder und wieder auf die Erscheinung. Dann hob er den Blick. Er sah sich in der Kuppel um… Fünfzig Meter weiter, im Medienbereich, feierten die Leute. Hier, in der Dunkelheit, konnte ihn gewiss kein Mensch sehen.

Ich müsste es sofort melden… oder nicht?

Wieder schaute Ming ins Wasser. *Was* sollte er melden? Hatte er es mit einer optischen Täuschung zu tun? Mit einer merkwürdigen Reflexion?

Unsicher trat Ming in den Ring aus Pylonen und kauerte sich am Rand des Lochs

nieder. Der Wasserspiegel lag gut einen Meter unterhalb der Eiskante. Er beugte sich noch tiefer, um besser sehen zu können, ja, irgendetwas stimmte hier nicht. Es war unübersehbar, hatte aber erst erkennbar werden können, als in der Kuppel die Lichter erloschen waren.

Ming richtete sich auf, wollte zum Medienbereich hinüberrennen. Doch schon nach den ersten Schritten blieb er wie vom Blitz getroffen stehen. *Allmächtiger!* Es riss ihn herum, und er trat wieder ans Loch. Seine Augen weiteten sich, als ihn die volle Wucht der Erkenntnis traf.

»Unmöglich!«, platzte es aus ihm heraus.

Und doch wusste er, dass es keine andere Erklärung gab. *Jetzt bloß keinen Denkfehler!*, ermahnte er sich. Es *muss eine näher liegende Erklärung geben.* Doch je fieberhafter er nachdachte, desto einleuchtender kam ihm die Erscheinung vor, die er vor sich hatte.

Jede andere Erklärung ist *ausgeschlossen.* Eigentlich war unvorstellbar, dass die NASA und Corky Marlinson einem so unglaublichen Fehler aufgesessen waren, doch Ming beklagte sich nicht.

Das ist jetzt Wailee Mings große Entdeckung!

Zitternd vor Erregung lief Ming zu einem Arbeitstisch und stöberte nach einem Becherglas. Er brauchte nur eine kleine Wasserprobe.

Niemand würde *das* für möglich halten!

34

Rachel betrachtete die Versammlung vor ihr auf dem Monitor. »Als Geheimdienstreferentin des Weißen Hauses«, sagte sie und versuchte das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken, »gehört es zu meinen Pflichten, weltweit brisante Situationen zu analysieren und dem Präsidenten sowie dem Stab des Weißen Hauses zu berichten.«

Sie tupfte die Perlenkette aus Schweißtropfen an ihrem Haaransatz ab und verfluchte im Stillen den Präsidenten, der ihr ohne jede Vorwarnung diese Fernsehkonferenz aufgehalst hatte.

»Noch nie hat eine Dienstreise mich an einen so abgelegenen Ort geführt. Sie werden es kaum glauben, aber während ich in diesem Moment zu Ihnen spreche, befinde ich mich nördlich des Polarkreises auf einer Eistafel, die an die hundert Meter dick ist.«

In den Gesichtern der Versammlung vor ihr auf dem Monitor zeichnete sich Spannung ab. Die Leute hatten sich zwar denken können, dass man sie nicht von ungefähr alle ins Oval Office gestopft hatte, doch es dürfte wohl keiner damit gerechnet haben, dass es um Entwicklungen jenseits des Polarkreises ging.

Wieder rannen Schweißtropfen über Rachels Stirn. *Reiß dich zusammen. Das hier ist dein Job.* »Es ist mir eine große Ehre, dass ich heute zu Ihnen sprechen darf. Es erfüllt mich mit Stolz und vor allem… mit Aufregung.«

Teilnahmslose Blicke.

Mist!, dachte Rachel und wischte sich schon wieder zornig den Schweiß ab. *Kotz dich aus, wenn dich was drückt,* hätte ihre Mutter gesagt. Der Spruch war der Inbegriff sämtlicher Überzeugungen von Rachels Mutter. Man kann mit allem fertig werden, wenn man nur mutig die Wahrheit sagt, egal, ob man dabei eine gute Figur macht oder nicht.

Rachel atmete tief durch, setzte sich kerzengerade hin und schaute fest in die Kamera. »Tut mir Leid, Leute, wenn ihr euch fragt, weshalb ich hier über dem Polarkreis wie ein Affe schwitze… ich bin ein bisschen nervös.«

Die Gesichter vor ihr schienen einen Augenblick lang verwundert dreinzuschauen. Jemand lachte leise.

»Außerdem hat mich euer Chef mit einer Vorwarnung von ungefähr zehn Sekunden in diese Generalversammlung seiner Mitarbeiter geschickt. Meinen ersten Besuch im Oval Office hatte ich mir eigentlich nicht als Feuertaufe vorgestellt.«

Diesmal lachten schon einige Zuhörer mehr.

»Außerdem«, fuhr Rachel fort und senkte den Blick an den unteren Bildrand des Monitors, »hatte ich nicht damit gerechnet, gleich am Schreibtisch des Präsidenten zu sitzen… und schon gar nicht oben drauf.«

Herzhaftes Gelächter. Viele grinsten. Rachel spürte, wie sie sich allmählich entspannte. *Sprich einfach frisch von der Leber weg.*

»Ich möchte kurz die Situation erläutern.« Rachels Stimme klang nun wieder wie ihre eigene. »Präsident Herneys Zurückhaltung gegenüber den Medien in der letzten Woche bedeutet keineswegs, dass er das Interesse an seiner Wahlkampagne verloren hätte. Es gab vielmehr ein Ereignis, das seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht hat. Ein Ereignis, dem eine weit höhere Wichtigkeit beizumessen war.«

Rachel hielt inne, um Blickkontakt mit ihrem Publikum aufzunehmen.

»An einem Ort namens Milne-Eisschelf, der sich hochdroben in der Arktis befindet, ist ein wissenschaftlich bedeutsamer Fund gemacht worden. Heute Abend um zwanzig Uhr wird der Präsident eine Pressekonferenz geben und die Weltöffentlichkeit davon in Kenntnis setzen. Der Fund wurde von den tüchtigen und kompetenten Mitarbeitern einer amerikanischen Organisation gemacht, die in letzter Zeit vom Pech verfolgt war. Sie haben es verdient, dass das Blatt sich wendet. Ich spreche von der NASA.

Sie können stolz darauf sein, dass Ihr Präsident in letzter Zeit in geradezu hellseherischer Weitsicht der NASA unbeirrbar die Stange gehalten hat. Nun scheint diese Loyalität belohnt zu werden.«

Die Einmaligkeit dieses historischen Augenblicks wurde Rachel erst in diesem Moment in vollem Umfang bewusst. Ein Kloß bildete sich in ihrer Kehle, doch sie sprach unverdrossen weiter.

»Als Nachrichtendienstlerin mit dem Spezialgebiet der Analyse und Verifikation von Datenmaterial gehöre ich zu dem kleinen Kreis von Personen, an den der Präsident sich gewandt hat, um die Ergebnisse der NASA begutachten zu lassen. Ich habe das Material persönlich in Augenschein genommen und mich mit einigen Spezialisten – staatlichen und nichtstaatlichen – darüber ausgesprochen, mit Männern und Frauen von ausgezeichnetem wissenschaftlichem Ruf, deren Rang sich jeder politischen Einflussnahme entzieht. Nach meiner fachlichen Einschätzung handelt es sich bei dem Material, das ich Ihnen jetzt vorlegen möchte, eindeutig um Tatsachenmaterial, dessen Auswertung und Bewertung nach absolut objektiven Maßstäben erfolgt ist. Darüber hinaus bin ich der Meinung, dass der Präsident im Bewusstsein seiner Verantwortung gegenüber seinem Amt und dem amerikanischen Volk bewundernswerte Sorgfalt und Zurückhaltung bewiesen hat, indem er eine Ankündigung, die er liebend gern schon vor einer Woche gemacht hätte, so lange hinausgezögert hat.«

Rachel beobachtete, wie in der Menge vor ihr verwunderte Blicke getauscht wurden, bevor alle wieder gebannt auf den Bildschirm starrten. Sie wusste, dass man ihren

Ausführungen nun mit ungeteilter Aufmerksamkeit folgen würde.

»Meine Damen und Herren, Sie werden jetzt etwas hören, was auch Sie gewiss für eine der überwältigendsten Informationen halten werden, die Ihnen je in diesem Büro bekannt gegeben wurden.«

35

Der Blick aus der Vogelperspektive, der zurzeit von dem in der Kuppel kreisenden Mikroboter zu den Männern der Delta Force übertragen wurde, wäre preisverdächtig gewesen, hätte es sich um ein Avantgarde-Filmfestival gehandelt – die düstere Lichtführung, das glitzernde Wasserloch, der vornehm gekleidete Asiate, der bäuchlings auf dem Eis lag, den Kamelhaarmantel wie ausgebreitete Schwingen um den Körper drapiert und offensichtlich bemüht, eine Wasserprobe zu entnehmen.

»Das müssen wir verhindern«, sagte Delta-3.

Delta-1 pflichtete ihm bei. Der Milne-Eisschelf barg Geheimnisse, zu deren Schutz dieses Kämpferteam gewaltsame Mittel anzuwenden berechtigt war.

»Aber wie sollen wir ihm einen Strich durch die Rechnung machen?«, sagte Delta-2, der immer noch den Joystick in den Fingern hielt. »Dieser Mikroboter ist harmlos wie eine Fliege.«

Delta-1 runzelte die Stirn. Das Modell, das in der Kuppel schwebte, war ein reiner Aufklärungsroboter, der einer längeren Flugzeit und Reichweite zuliebe bis aufs Allernotwendigste abgespeckt war. Er war in der Tat so tödlich wie eine Stubenfliege.

»Wir müssen den Einsatzleiter anrufen«, sagte Delta-3.

Delta-1 starrte auf das Bild des in prekärer Lage über die Eiskante hängenden Dr. Wailee Ming. Kein Mensch war in der Nä-

he – und in eiskaltem Wasser versagte meistens sofort die Stimme. »Gib mir die Steuerung.«

»Was hast du vor?«, wollte der Mann am Joystick wissen.

»Was man uns beigebracht hat!«, zischte Delta-1. »Improvisieren!«

36

Wailee Ming lag auf dem Bauch neben dem Bergungsloch. Er streckte den rechten Arm über die Kante und versuchte, die Wasserprobe zu nehmen. Seine Augen spielten ihm garantiert keinen Streich. Jetzt, da sich sein Kopf nur einen guten Meter über der Wasseroberfläche befand, konnte er das Phänomen deutlich sehen.

Das gibt es doch nicht!

Mit äußerster Anstrengung versuchten seine Finger mit dem Becherglas die Wasseroberfläche zu erreichen. Nur noch ein paar Zentimeter!

Der Arm war einfach zu kurz. Ming rutschte noch etwas näher an das Loch. Er presste die Stiefelspitzen fest aufs Eis und klammerte sich mit der Linken an den Eisrand. Wieder streckte er den rechten Arm nach unten. *Fast.* Er rutschte noch ein klein wenig näher. *Jawohl!* Der Rand des Glases tauchte ins Wasser.

Fassungslos schaute Ming in den kleinen Strudel des ins Glas einströmenden Wassers.

Dann geschah plötzlich und ohne jede Vorwarnung etwas vollkommen Unerklärliches. Aus der Dunkelheit jagte wie aus der Pistole geschossen ein kleiner Metallgegenstand heran. Ming sah ihn nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann war er ihm ins rechte Auge geflogen.

Der Reflex zum Schutz des Auges ist so tief im Menschen verankert, dass Mings linke Hand, an den Eisrand geklammert und dem Auge relativ nahe, mehr aus Überraschung als aus Schmerz schützend hochschoss – obwohl Ming sich der katastrophalen Folge für sein Gleichgewicht bewusst war. Die Bewegung der Hand war noch nicht abgeschlossen, als Ming auch schon die Quittung erhielt. Weit vornübergelehnt und der einzigen festen Stütze beraubt, bekam er das Übergewicht. Er ließ das Schöpfglas fahren. Verzweifelt versuchte er, auf dem glatten Eis Halt zu finden, doch er glitt aus. Kopfüber stürzte er in das dunkle Loch.

Der Fall war nur gut einen Meter tief, doch beim Eintauchen hatte Ming das Gefühl, mit achtzig Sachen auf Asphalt geprallt zu sein. Das Eiswasser brannte wie ätzende Säure auf seinem Gesicht. Eine Welle der Panik überrollte ihn.

Ming steckte kopfunter im Dunkeln. Für den Augenblick orientierungslos, wusste er nicht mehr, wo die Oberfläche war. Der dicke Kamelhaarmantel hielt den Kälteschock von seinem Körper fern – aber nur ein oder zwei Sekunden lang.

Es gelang ihm, sich aufzurichten. Spuckend tauchte er mit dem Kopf aus dem Wasser. Er versuchte Luft zu schnappen, als das Wasser an Brust und Rücken seine Kleidung durchdrang und die Kälte ihn am ganzen Körper in einen eisigen Schraubstock presste. »Hilfe…«, stieß er keuchend hervor, doch seine Lungen fassten kaum genug Luft für ein Röcheln. Er hatte das Gefühl, sein Atem würde stillstehen.

Ming strampelte sich an die Wandung des Lochs heran und versuchte sich an der Wand aus lotrechtem Eis hinaufzuziehen.

Nirgends ein Halt. Seine Stiefel traten unter Wasser gegen die Wand, fanden aber keine Stütze. Er streckte sich nach oben, reckte sich dem Rand entgegen… nur noch dreißig Zentimeter!

Mings Muskeln versagten ihm jetzt schon fast den Dienst. Verzweifelt mit den Beinen strampelnd versuchte er, sich aus dem Wasser zu heben, um den Rand packen zu können. Sein Körper fühlte sich an wie Blei, und die Lungen waren wie von einer Python zusammengepresst. Der voll gesaugte Kamelhaarmantel zerrte jede Sekunde stärker an ihm. Ming versuchte, den Mantel loszuwerden, doch der schwere Stoff klebte an ihm wie angeleimt.

»Helft… mir…!«

Die Woge der Angst schlug über ihm zusammen.

Ming hatte einmal gelesen, Ertrinken sei die schrecklichste Art zu sterben. Nie hätte er sich träumen lassen, dass er selbst einmal an der Schwelle des nassen Todes stehen würde. Seine Muskeln verweigerten den Befehlen seines Gehirns zusehends die Gefolgschaft. Nur mühsam hielt er den Kopf noch über Wasser. Mings taube Finger kratzten an der Wandung, doch die nasse Kleidung zog ihn immer weiter nach unten.

Seine Schreie tönten nur noch in seinem eigenen Hirn.

Dann ging er unter. Niemals hatte er sich vorgestellt, das nackte Entsetzen über den unmittelbar bevorstehenden Tod noch bei Bewusstsein ertragen zu müssen. Und doch war er es, der längs der Wandung eines sechzig Meter tiefen Eiskanals allmählich immer tiefer sank. Vor seinen Augen raste der Film seines Lebens

vorbei, die Kindheit, die Karriere. Ob man ihn jemals wiederfinden würde? Oder würde er auf den Grund sinken und in der Tiefe zu Eis erstarren… im Gletscher eingesargt für alle Zeiten? Mings Lungen schrien nach Sauerstoff. Immer noch schlug er mit angehaltenem Atem mit den Beinen. Auftauchen… Luft!

Er kämpfte gegen den Atemreflex, biss die gefühllosen Lippen aufeinander. *Luft!* Die Strampelei war fruchtlos. *Luft!!!* Im tödlichen Kampf der Instinkte behielt der Atemreflex die Oberhand.

Ming atmete ein.

Das in die Lungen einbrechende Eiswasser fühlte sich an wie siedendes Öl. Ming glaubte von innen zu verbrennen. Wasser tötet grausamerweise nicht sofort. Sieben entsetzliche Sekunden lang saugte Ming eisiges Wasser ein und stieß es wieder aus, ohne dass sein Körper bekam, was er so verzweifelt benötigte.

Endlich spürte Ming im Hinabgleiten in die eisige Dunkelheit sein Bewusstsein schwinden. Er war froh über die rettende Ohnmacht. Ringsumher im Wasser sah er winzige Lichtpunkte aufglühen. Nie im Leben hatte er etwas so Schönes gesehen.

37

Der Eingang East Appointment Gate des Weißen Hauses liegt zwischen dem Gebäude des Schatzamts und dem East Lawn, der östlichen Rasenfläche vor dem Weißen Haus. Infolge der Zaunverstärkungen und der Betonhöcker, die nach dem Anschlag auf die Kaserne der Marines in Beirut installiert worden waren, herrscht an diesem Eingang keine anheimelnde Atmosphäre.

Gabrielle Ashe stand vor dem Eingang und sah mit wachsender Nervosität auf die Uhr. Es war inzwischen Viertel vor fünf geworden, ohne dass jemand versucht hätte, Kontakt mit ihr aufzunehmen.

EINGANG EAST APPOINTMENT GATE, 16:30 – KOMMEN SIE ALLEIN

Ich bin da, dachte sie, *und wo bist du?*

Gabrielle suchte in den Touristenscharen nach einem auffälligen Gesicht. Ein paar Männer musterten sie und gingen weiter.

Gabrielle fragte sich, ob es klug gewesen war, überhaupt herzukommen. Sie spürte, dass der Sicherheitsbeamte in seinem Wachhäuschen auf sie aufmerksam geworden war. *Vermutlich hat mein Informant kalte Füße bekommen,* dachte sie. Sie seufzte und wandte sich mit einem letzten Blick auf das Weiße Haus hinter dem unüberwindlichen Zaun zum Gehen.

»Miss Gabrielle Ashe?«, hörte sie den Sicherheitsbeamten hinter sich rufen.

Sie fuhr herum. Das Herz pochte ihr bis zum Hals. *Ja?*

Der Mann im Wachhäuschen, drahtig und mit humorlosem Gesicht, winkte sie herbei. »Ihr Gesprächspartner ist jetzt bereit, Sie zu empfangen.« Er entriegelte das Eingangstor und machte Gabrielle ein Zeichen, das wohl »Sie können jetzt reingehen« bedeutete.

Gabrielle blieb wie angewurzelt stehen. »Ich soll da hinein?«

Der Beamte nickte. »Man hat mich beauftragt, für die Verspätung um Verständnis zu bitten.«

Gabrielle schaute das geöffnete Tor an. Sie wagte immer noch nicht, einen Schritt zu tun. *Was geht hier vor? So hatten wir nicht gewettet!*

»Sind Sie nun Gabrielle Ashe, oder nicht?«, sagte der Sicherheitsmann ungeduldig.

»Ja, schon, aber…«

»Dann kann ich Ihnen nur dringend empfehlen, mir zu folgen.«

Mit einem Ruck setzte sich Gabrielle hinter dem Sicherheitsbeamten in Bewegung. Sie war kaum über die Schwelle getreten, als das Tor schon hinter ihr zuschlug.

38

Michael Tollands biologische Uhr war nach zwei Tagen ohne Sonnenlicht völlig verstellt. Seine Armbanduhr zeigte zwar Spätnachmittag an, aber sein Körper fand, es sei jetzt mitten in der Nacht. Er hatte die Dokumentation nach einem letzten Feinschliff als Videodatei auf eine Video-CD überspielt und war damit nun quer durch die dunkle Kuppel zum beleuchteten Medienbereich unterwegs. Dort

angekommen händigte er die Scheibe dem für die Medienpräsentation verantwortlichen NASA-Techniker aus.

»Danke, Mike«, sagte der Techniker, während er mit einem viel sagenden Blinzeln die CD hochhielt. »Damit gehören wohl alle Sendungen, die man unbedingt gesehen haben muss, zum alten Eisen.«

Tolland lächelte matt. »Ich hoffe, der Präsident ist damit zufrieden.«

»Daran besteht für mich kein Zweifel. Ihre Arbeit ist jedenfalls getan. Sie können jetzt abschalten und mitfeiern.«

»Besten Dank.« Tolland blickte sich im Medienbereich um, wo die NASA-Leute ausgelassen den Meteoritenfund feierten und sich mit kanadischem Dosenbier zuprosteten. Tolland hätte auch Lust gehabt zu feiern, doch er fühlte sich körperlich und emotional wie ausgelaugt. Er hielt nach Rachel Sexton Ausschau, die aber augenscheinlich noch mit dem Präsidenten sprach.

Er will sie in die Sendung hineinnehmen, dachte er. Nicht, dass er die Idee schlecht gefunden hätte. Rachel würde eine perfekte Sprecherin für die Entdeckung abgeben. Abgesehen davon, dass sie gut aussah, hatte sie eine umgängliche Art und großes Selbstvertrauen, Eigenschaften, die Tolland bei den Frauen, mit denen er sonst Umgang hatte, selten antraf. Andererseits bestand dieser Umgang praktisch nur aus Frauen vom Fernsehen – meist entweder rücksichtslose Karrierefrauen oder strahlende Fernseh-»Persönlichkeiten«, die abseits der Kamera alles andere waren.

Tolland verdrückte sich unauffällig aus dem Gedränge der aufgekratzten NASA-Leute. Auf dem Netzwerk der Schaumgummiläufer machte er einen Spaziergang durch die Kuppel. Wohin wohl die anderen unabhängigen Wissenschaftler verschwunden waren? Falls sie nur halb so erschöpft waren wie er, hielten sie sich wahrscheinlich im Wohnbereich auf und nahmen vor dem großen Augenblick noch eine Mütze Schlaf. Ein Stückchen weiter konnte Tolland den Kreis der um das Bergungsloch aufgestellten Pylonen erkennen. Aus der Leere der Kuppelwölbung schien das Echo ferner Erinnerungen mit hohlem Klang zu ihm herabzuhallen. Tolland versuchte, sich nicht davon einfangen zu lassen. *Vergiss die Geister der Vergangenheit,* befahl er sich. Wenn er allein und erschöpft Augenblicke wie diesen erlebte – Augenblicke des persönlichen Triumphs und der Festlichkeit – setzten ihm diese Geister besonders zu. *Sie sollte jetzt hier bei dir sein,* flüsterte eine Stimme. Einsam in der Dunkelheit spürte Tolland seine Gedanken in längst vergessene Zeiten zurückgleiten.

Schon im Aufbaustudium hatte er sich in Celia Birch verliebt.

An einem Valentinstag hatte er sie in ihr Lieblingsrestaurant eingeladen. Das Dessert, das der Kellner Celia servierte, bestand aus einer Rose und einem Brillantring. Celia begriff sofort. Mit Tränen in den Augen sagte sie nur ein einziges Wort, das Michael Tolland überglücklich machte:

»Ja.«

Sie kauften ein kleines Haus bei Pasadena in Kalifornien. Celia bekam eine Anstellung als wissenschaftliche Lehrkraft. Die Bezahlung war nicht berühmt, aber es war ein Anfang. Zudem war es von dort nicht weit zum Scripps-Institut für Ozeanographie in San Diego, wo Tolland seinen Traumjob an Bord eines geologischen Forschungsschiffes ergattert hatte. Seine Arbeit bedingte immer wieder drei- bis viertägige Abwesenheiten von zu Hause, die ihm jedes Mal ein leidenschaftliches und erregendes Wiedersehen mit Celia bescherten.

Tolland nahm unterwegs manchmal einige seiner Abenteuer auf dem Meer für Celia auf Video auf. Es entstanden kleine Dokumentationen seiner Arbeit auf dem Forschungsschiff. Von einer dieser Reisen kehrte er mit einem Band zurück, das er mit körniger Videoamateur-Technik aus dem Bullauge eines Tiefsee-Tauchbootes geschossen hatte. Es war die erste Bilddokumentation eines bis dato völlig unbekannten, bizarren, chemotrophen Tintenfisches. Während Tolland bei der Aufnahme den Bildkommentar sprach, schlugen er und das Mini-U-Boot vor Begeisterung fast einen Purzelbaum.

Buchstäblich Tausende unentdeckter Arten leben in diesen Tiefen!, schwärmte er. Wir *haben bislang gerade erst die Oberfläche angekratzt!*

Hier unten warten Geheimnisse auf uns, von denen sich noch keiner eine Vorstellung machen kann!

Celia war hingerissen vom Überschwang und der Prägnanz der wissenschaftlichen Erklärungen ihres Mannes. Aus der Laune eines Augenblicks heraus zeigte sie das Band ihrer Klasse. Es wurde auf Anhieb ein Hit. Andere Lehrer wollten es ausleihen.

Eltern wollten es kopieren. Alle schienen ungeduldig auf Michaels nächste Folge zu warten. Celia hatte eine Idee. Sie rief eine Freundin vom College an, die mittlerweile bei der NBC arbeitete, und schickte ihr eine Kopie.

Zwei Monate darauf bat Michael Tolland seine Frau Celia, einen Strandspaziergang an Kingman Beach mit ihm zu machen.

Es war ihr ganz spezieller Platz, den sie immer aufsuchten, um sich von ihren Hoffnungen und Träumen zu erzählen.

»Es gibt etwas Neues«, sagte Tolland.

Celia blieb stehen und ergriff Michaels Hände. Das Wasser umspülte ihre Füße. »Was denn?«

Tolland konnte kaum noch an sich halten. »Letzte Woche hat mich das NBC-Fernsehen angerufen. Sie wollen, dass ich eine Dokumentarserie über die Ozeane mache. Das Ganze ist bereits beschlossene Sache. Anfang nächsten Jahres soll die Pilotsendung laufen! Ich kann es noch gar nicht glauben!«

Celia strahlte und küsste ihn. »Aber ich glaube es! Du wirst ganz groß rauskommen!«

Ein halbes Jahr darauf, während einer Segeltour bei Catalina, klagte Celia über Schmerzen in der Seite. Sie gaben anfangs nicht viel darauf, doch es wurde schlimmer. Celia ließ sich untersuchen.

In einem einzigen Augenblick zerplatzte Tollands Traum vom Leben und wurde zu einem Albtraum. Celia war krank, sehr krank. »Lymphknotenkrebs im fortgeschrittenen Stadium«, erklärten ihnen die Ärzte. »Sehr selten bei Patienten dieser Altersgruppe, aber nicht ausgeschlossen.«

Celia und Tolland suchten zahllose Ärzte und Kliniken auf, konsultierten Spezialisten, doch die Antwort war immer die Gleiche: unheilbar.

Damit finde ich mich nicht so einfach ab! Tolland gab umgehend seinen Job im Scripps-Institut auf, vergaß die Dokumentarserie für NBC und konzentrierte seine ganze Kraft und Liebe auf Celia, um ihr zu helfen, wieder gesund zu werden. Sie kämpfte tapfer gegen die Krankheit an und ertrug die Schmerzen mit einer Würde, die seine Liebe zu ihr noch vertiefte. Er machte mit ihr lange Spaziergänge an Kingman Beach, kochte ihr gesunde Mahlzeiten, malte ihr aus, was sie tun würden, wenn es ihr wieder besser ging.

Aber es sollte nicht sein.

Nur sieben Monate später saß Michael Tolland in einem kahlen Krankenzimmer am Bett seiner sterbenden Frau. Er konnte ihr Gesicht kaum noch erkennen. Das Wüten des Krebses fand seinesgleichen nur noch in der Brutalität der Chemotherapie. Celia war ein ausgemergeltes Skelett. Die letzten Stunden waren die schlimmsten.

»Michael«, sagte sie mit schwacher, kratziger Stimme. »Es ist Zeit lozulassen.«

»Ich kann nicht.« Seine Augen schwammen.

»Du bist ein Überlebenskünstler«, sagte Celia. »Du musst es jetzt sein. Versprich mir, dass du wieder jemand lieben wirst.«

»Ich will niemand mehr lieben.«

»Du wirst es lernen.«

Celia starb an einem Sonntagmorgen im Juni. Tolland kam sich vor wie ein vom Anker gerissenes Schiff, das ruderlos und mit zerbrochenem Kompass in sturmgepeitschter See treibt. Wochenlang war er nicht mehr Herr seiner selbst. Freunde versuchten ihm zu helfen, aber er war zu stolz, um ihr Mitgefühl zu ertragen.

Du musst dich entscheiden, sagte er sich schließlich, *krepieren oder arbeiten.*

Kurz entschlossen stürzte er sich wieder in die Arbeit an der Sendung »Wunderbare Welt der Meere«.

Das Programm rettete ihm buchstäblich das Leben. In den vier folgenden Jahren ging die Sendung auf Erfolgskurs. Obwohl sich Tollands Freunde fleißig als Kuppler betätigten, hatte Tolland nur eine Hand voll Rendezvous. Sie waren ausnahmslos alle ein Fiasko und eine Enttäuschung auf beiden Seiten. Tolland ließ sich schließlich nicht mehr auf Verabredungen ein und machte das viele Reisen für sein fehlendes soziales Leben verantwortlich.

Seine Freunde wussten es allerdings besser. Michael Tolland war einfach noch nicht so weit.

Der Anblick des vor ihm auftauchenden Bergungslochs des Meteoriten riss Tolland aus seinen schmerzlichen Erinnerungen.

Fröstelnd schüttelte er die Gedanken ab und ging auf die Öffnung im Eis zu. In der verdunkelten Kuppel hatte das Schmelzwasser eine geradezu irreale und geheimnisvolle Schönheit gewonnen. Die Wasseroberfläche glitzerte wie ein mondbeschienener Teich. Einzelne Lichtpunkte in der obersten Wasserschicht zogen Tollands Aufmerksamkeit auf sich. Es sah aus, als hätte jemand blaugrünen Flitter aufs Wasser gestreut. Tolland betrachtete eine Zeit lang das Glitzern.

Das Ganze war sonderbar.

Im ersten Moment hatte er das Spiel der Lichter im Wasser für eine Reflexion der Scheinwerfer an der Peripherie der Kuppel gehalten. Jetzt stellte er fest, dass dem keineswegs so war. Das Glitzern hatte eine grünliche Färbung und schien rhythmisch zu pulsieren, als wäre die Wasseroberfläche lebendig und von innen beleuchtet. Neugierig geworden machte Tolland ein paar Schritte in den Kreis der Pylonen, um die Sache näher zu betrachten.

Hinten am Rand der Kuppel trat Rachel Sexton aus dem Kommunikationscontainer in die Dunkelheit. Sie blieb einen Augenblick orientierungslos stehen. Die Habisphäre tat sich vor ihr auf wie ein gähnender Höhlenschlund mit dem schwachen, von der Nordwandung reflektierten Streulicht der Scheinwerfer als einziger Lichtquelle. Instinktiv trieb es sie aus der unheimlichen Dunkelheit zum hell beleuchteten Medienbereich.

Rachel war mit dem Ergebnis der Unterrichtung des Mitarbeiterstabs des Weißen Hauses sehr zufrieden. Nach der anfänglichen Befangenheit hatte sie ihr ganzes Wissen über den Meteoriten flüssig vorgetragen. Während sie noch sprach, konnte sie den Gesichtsausdruck ihrer Zuhörer von Skepsis über Hoffnung in Begeisterung umschlagen sehen.

»Außerirdisches Leben!«, hörte sie jemanden ausrufen. »Wisst ihr, was das heißt?«

»Ja, das heißt, dass wir die Wahl gewinnen!«, rief jemand anders.

Während Rachel auf den Medienbereich zuging und sich die bevorstehende Ankündigung vorstellte, fragte sie sich unwillkürlich, ob ihr Vater den Keulenhieb des Präsidenten verdient hatte, der ihn völlig ungedeckt treffen und seiner Kampagne mit einem einzigen Schlag den Garaus machen würde.

Die Antwort konnte nur Ja lauten.

Wenn Rachel Sexton Mitleid mit ihrem Vater bekam, brauchte sie bloß an ihre Mutter zu denken. Der Schmerz und die Beschämung, die ihr Vater über sie gebracht hatte, waren unverzeihlich… sein ewiges verspätetes Nachhausekommen, mit hochmütigem Gesicht und dem Duft von Parfüm am Revers, sein heuchlerisches religiöses Getue, mit dem er sich tarnte, während er log und betrog, was das Zeug hielt, in dem sicheren Wissen, dass Katherine ihn niemals verlassen würde.

Jawohl, sagte sie sich, *Senator Sexton wird genau das bekommen, was er verdient*.

Im Medienbereich ging es hoch her. Jeder hielt eine Dose Bier in der Hand. Rachel kam sich vor wie auf einer Studentenfete.

Sie fragte sich, wo Michael Tolland steckte.

Corky Marlinson stand plötzlich neben ihr. »Sie vermissen Mike?«

Rachel wurde verlegen. »Ach nein, ich wüsste nur gern…«

Corky schüttelte mit gespieltem Unwillen den Kopf.

»Hab ich's mir doch gedacht! Mike ist gerade weg. Ich glaube, er wollte sich ein bisschen aufs Ohr legen.« Er spähte in die düstere Kuppel. »Aber ich glaube, Sie haben Glück.« Er knuffte Rachel. »Mike gerät jedes Mal in Verzückung, wenn er Wasser sieht«, sagte er und deutete ins Dunkel.

Rachel folgte der Richtung seines ausgestreckten Zeigefingers, der in die Mitte der Kuppel wies. Michael Tolland stand dort und starrte ins Wasser des Bergungslochs.

»Was macht er denn da?«, wunderte sich Rachel. »Da ist es nicht ganz ungefährlich.«

»Vielleicht muss er mal pinkeln. Wollen wir ihn reinschubsen?«

Rachel und Corky gingen zum Loch hinüber.

»He, Wassermann, Badehose vergessen?«, rief Corky im Näherkommen.

Tolland drehte sich um. In der Düsternis sah Rachel sein wie von unten seltsam angestrahltes Gesicht. Er blickte sehr ernst.

»Mike, ist alles in Ordnung?«, fragte sie besorgt.

»Nicht unbedingt.« Tolland wies aufs Wasser.

Corky stieg über die Pylonen und stellte sich neben Tolland an den Rand des Eislochs. Beim ersten Blick ins Wasser schien ihn sein Übermut augenblicklich zu verlassen. Rachel trat zu den beiden Männern. Überrascht sah sie auf der Wasseroberfläche blaugrüne Lichtkleckse schimmern. Sie flackerten wie winzige Neonröhren. Es sah wunderschön aus. Tolland ergriff einen kleinen Eisbrocken und warf ihn ins Wasser. Ein grünlich phosphoreszierender Strudel wallte an der Einschlagstelle auf.

»Mike, bitte, sag mir, dass du weißt, was das ist«, sagte Corky unbehaglich.

Tolland legte die Stirn in Falten. »Ich weiß verdammt genau, was das ist«, sagte er. »Aber es würde mich brennend interessieren, was es hier zu suchen hat.«

39

Wir haben hier Flagellaten«, sagte Tolland mit unverwandtem Blick in das lumineszierende Wasser.

»Flatulenzen?«, flachste Corky. »Du vielleicht.«

Rachel spürte, dass Tolland nicht nach Scherzen zumute war.

»Ich weiß nicht, wie es zu erklären ist«, meinte Tolland, »aber irgendwie sind biolumineszente Dinoflagellaten in dieses Wasser gelangt.«

»Bio – was?«, erkundigte sich Rachel. *Geht es auch ohne Wissenschafts-Chinesisch?*

»Einzelliges Plankton, das durch katalytische Oxidation einen Leuchtstoff namens Luziferin erzeugt.«

Das soll kein Fachchinesisch gewesen sein?

Tolland stieß die Luft aus. »Corky, ist es irgendwie denkbar, dass der Meteorit lebende Organismen enthalten hat?«

Corky lachte laut auf. »Mach keine Witze, Mike!«

»Ich mache keine Witze.«

»Völlig ausgeschlossen! Und glaub mir – hätte die NASA nur den leisesten Verdacht gehabt, dass sich in diesem Stein lebendige extraterrestrische Organismen befinden, hätte sie ihn niemals ins Freie und an die Luft befördert.«

Tolland sah nicht überzeugt aus. Er war einerseits zwar erleichtert, andererseits tat sich nun ein noch größeres Geheimnis auf.

»Ohne Mikroskop kann ich nichts Genaues sagen«, meinte er.

»Aber für mich sieht das aus wie biolumineszentes Plankton von der Gattung Pyrrophyta, was so viel wie ›Feuerpflanze‹ heißt.

Das Eismeer wimmelt davon.«

»Warum hast du mich dann gefragt, ob es aus dem All stammen könnte?«, wollte Corky wissen.

»Weil der Meteorit im Gletschereis begraben war – im Süßwassereis der Schneefälle. In diesem Loch befindet sich dreihundert Jahre altes reines Gletscherschmelzwasser. Wie sollten Lebewesen aus dem Ozean dort hineingelangt sein?«

Tollands Überlegung folgte ein langes Schweigen.

An der Kante des Wasserlochs stehend versuchte Rachel geistig zu verarbeiten, was sie da sah. *Biolumineszentes Plankton im Bergungsschacht. Was hat das zu bedeuten?*

»Irgendwo da unten muss sich ein Riss im Eis befinden«, sagte Tolland. »Das ist die einzige Erklärung. Das Plankton muss mit dem durch den Riss einsickernden Meerwasser eingedrungen sein.«

Rachel verstand gar nichts mehr. »Eingesickert? Von wo?« Sie erinnerte sich an die lange Fahrt mit dem IceRover von der Landebahn am Meer hierher. »Von hier bis zur Küste sind es fast vier Kilometer.«

Corky und Tolland schauten Rachel entgeistert an. »Das Meer«, erklärte Corky, »befindet sich genau genommen unmittelbar unter unseren Füßen. Diese Eistafel schwimmt.«

Rachel schaute völlig verwirrt von einem der Männer zum anderen. »Sie schwimmt? Aber… wir befinden uns doch auf einem Gletscher!«

»Sicher befinden wir uns auf einem Gletscher«, sagte Tolland,

»aber wir befinden uns nicht über Land. Gletscher fließen gelegentlich über den Rand einer Landmasse hinaus ins offene Meer.

Da Eis leichter ist als Wasser, fließt der Gletscher einfach weiter und schwimmt auf dem Meer wie ein gewaltiges Floß aus Eis.

Das nennt man einen Eisschelf… den schwimmenden Abschnitt der Gletscherzunge.« Er hielt inne. »Wir befinden und derzeit ungefähr anderthalb Kilometer von der eigentlichen Küste entfernt auf dem Meer.«

Rachel bekam vor Schreck weiche Knie. Sie vergegenwärtigte sich ihre Situation. Den arktischen Ozean unter sich zu wissen, war ihr mehr als unheimlich.

Tolland spürte ihre Beklommenheit. Er stampfte mit dem Fuß auf das Eis. »Keine Bange. Das Eis ist fast hundert Meter dick, und sechzig Meter davon liegen im Wasser, wie ein Eiswürfel in einem Getränk. Das sorgt für eine hervorragende Stabilität. Auf diesem Schelf könnte man einen Wolkenkratzer bauen.«

Rachel nickte zögerlich und nur zum Teil überzeugt. Doch von ihrem Unbehagen abgesehen verstand sie jetzt Tollands Theorie von der Herkunft des Planktons. *Er glaubt, es gibt einen Riss im Eis, der vom Bergungsloch bis ins Meer hinunterreicht, von wo Plankton nach oben gelangen kann.* Vorstellbar war es, auch wenn Rachel sich dann mit einem anderen Widerspruch konfrontiert sah. Norah Mangor hatte sich sehr eindeutig zur Solidität des Gletschers geäußert und diese Aussage auch mit zahllosen Bohrproben untermauert.

Rachel schaute Tolland an. »Ich dachte, die Solidität und Unversehrtheit des Gletschers sei das Fundament, auf dem sich das gesamte Datierungsverfahren nach Schichten aufbaut. Hat Dr. Mangor nicht gesagt, dass der Gletscher weder Verwerfungen noch Risse aufweist?«

Corky runzelte die Stirn. »Sieht so aus, als hätte unsere Eiskönigin gemogelt.«

Sag das lieber nicht zu laut, dachte Rachel, *sonst kriegst du noch einen Eispickel aufs Haupt*.

In die Betrachtung der phosphoreszierenden Lebewesen versunken, rieb Tolland sich das Kinn. »Es gibt buchstäblich keine andere Erklärung. Es *muss* ein Riss vorhanden sein. Der Auftrieb des vom Eisschelf verdrängten Meerwassers treibt die planktonreiche Suppe nach oben in das Loch.«

Das *muss ja ein ganz schöner Riss sein,* dachte Rachel. Wenn das Eis hier an die hundert Meter dick war und das Loch sechzig Meter tief, musste der hypothetische Riss durch vierzig Meter massives Eis hindurchgehen.

»Bitte, tu mir einen Gefallen«, sagte Tolland zu Corky. »Versuche Norah zu finden. Lass uns hoffen, dass sie uns etwas über diesen Gletscher verschwiegen hat. Und vielleicht kannst du auch Ming aufstöbern. Der kann uns möglicherweise auch etwas

zu diesen Glühwürmchen sagen.«

Corky machte sich auf den Weg.

»Beeil dich«, rief Tolland ihm hinterher, »ich könnte schwören, dass die Biolumineszenz nachlässt.«

Rachel schaute in das Loch. Das grüne Leuchten war eindeutig schwächer geworden.

Tolland zog seinen Parka aus und legte sich am Rand des Lochs bäuchlings aufs Eis. Rachel schaute verwirrt zu. »Mike, was tun Sie da?«

»Ich möchte prüfen, ob Salzwasser eingeströmt ist.«

»Indem Sie sich ohne Jacke aufs Eis legen?«

»Genau.« Tolland kroch noch etwas näher ans Loch heran und ließ einen Jackenärmel in den Schacht bis zum Wasserspiegel hinunterbaumeln. »Ich praktiziere soeben ein überaus genaues Prüfverfahren für die Anwesenheit von Salzwasser, das von sämtlichen anerkannten Ozeanographen angewandt wird, das so genannte ›Ärmelleckverfahren‹.«

Im Zelt draußen auf dem Eisschelf fuhrwerkte Delta-1 mit dem Joystick und versuchte, den beschädigten Mikroboter über der am Loch im Eis versammelten Gruppe vor dem Absturz zu bewahren. Den Gesprächen war zu entnehmen, dass die Dinge rasch einer Wendung zustrebten.

»Ruf den Einsatzleiter an«, sagte er zu Delta-3. »Hier entwickelt sich ein ernstes Problem.«

40

Als junges Mädchen hatte Gabrielle Ashe unzählige Male die Führung durchs Weiße Haus mitgemacht und insgeheim davon geträumt, eines Tages in den Räumlichkeiten des Präsidenten zu arbeiten und dem Kreis anzugehören, dessen Entscheidungen die Zukunft des Landes bestimmten. Im Augenblick jedoch wäre sie an jedem anderen Ort der Welt lieber gewesen als ausgerechnet hier. Der Sicherheitsbeamte vom Osteingang führte Gabrielle in ein prunkvolles Foyer. Sie fragte sich, was in aller Welt der geheimnisvolle Informant ihr wohl beweisen

wollte.

Gabrielle ins Weiße Haus einzuladen war hirnrissig. *Was ist, wenn jemand mich erkennt?* Als Senator Sextons rechte Hand war Gabrielle in der letzten Zeit ziemlich oft in den Medien erschienen.

Bestimmt würde jemand sie erkennen.

»Miss Ashe?« Ein freundlich dreinblickender Wachbeamter lächelte sie an. »Würden Sie bitte einmal dort hinüberschauen?« Er deutete in die Richtung.

Gabrielle folgte seiner Geste. Ein Blitzlicht flammte auf und blendete sie.

»Vielen Dank, Ma'am.« Der Wachbeamte führte sie zu einem Schreibtisch. »Würden Sie sich bitte hier ins Besucherbuch eintragen?« Er legte ihr einen schweren Lederfolianten vor und hielt ihr einen Kugelschreiber hin.

Gabrielle betrachtete die leere Seite im Besucherbuch. Sie erinnerte sich gehört zu haben, dass jeder Besucher für seinen Eintrag zur Wahrung der Vertraulichkeit stets eine eigene leere Seite zur Verfügung gestellt bekam. Sie trug ihren Namen ein.

Das wäre dann also das Geheimtreffen.

Gabrielle ging durch eine Metalldetektorschleuse und ließ eine oberflächliche Abtastprozedur über sich ergehen.

Die Beamtin lächelte. »Angenehmen Besuch, Miss Ashe.«

Gabrielle folgte dem Sicherheitsbeamten fünfzehn Meter weit einen mit Keramikplatten belegten Flur hinunter zu einem weiteren Schreibtisch mit Sicherheitspersonal, wo Besucherpässe ausgegeben wurden. Gabrielles Hundemarke schob sich schon aus dem Schlitz der Einschweißmaschine. Der Beamte knipste ein Loch hinein, zog eine Kordel durch und hängte den fertigen Besucherpass Gabrielle um den Hals. Das Plastik war noch warm.

Das Foto war der Schnappschuss, der keine Minute zuvor weiter vorne aufgenommen worden war.

Gabrielle war beeindruckt. *Wer kann da noch behaupten, dass die Bürokratie nichts leistet?*

Der Sicherheitsbeamte führte Gabrielle tiefer in den Baukomplex hinein. Mit jedem

Schritt fühlte sie sich unbehaglicher. Dem geheimnisvollen Urheber der Einladung konnte jedenfalls nicht daran gelegen sein, dass das Treffen vertraulich blieb. Gabrielle hatte einen offiziellen Ausweis erhalten, sich ins Besucherbuch eingetragen und wurde nun in aller Öffentlichkeit durch die Besucherscharen auf der ersten Etage des Weißen Hauses geführt.

»Und dies ist das Porzellanzimmer«, erklärte eine Führerin einer Touristengruppe. »Hier befindet sich das rot geränderte Porzellanservice für neunhundertzweiundfünfzig Dollar pro Person von Nancy Reagan, das 1981 eine Parlamentsdebatte über die Vergeudung öffentlicher Gelder ausgelöst hat.«

Der Sicherheitsbeamte führte Gabrielle um die Touristentraube herum zu einem großen Marmortreppenhaus, das gerade von einer anderen Touristengruppe erklommen wurde. »Sie werden jetzt gleich den fast dreihundert Quadratmeter großen East Room betreten«, erläuterte die Führerin, »wo die Präsidentengattin Abigail Adams die Wäsche von John Adams zum Trocknen aufgehängt hat. Von dort gehen wir weiter in den Roten Salon.

Hier pflegte Dolley Madison fremden Staatsoberhäuptern große Mengen Alkohol einzuflößen, bevor Präsident James Madison in Verhandlungen mit ihnen eintrat.« Die Touristen amüsierten sich köstlich. Gabrielle folgte dem Beamten am Treppenhaus vorbei durch eine Reihe leichter Absperrungen in einen weniger zugänglichen Teil des Gebäudes. Sie betraten einen Raum, den Gabrielle nur aus Büchern und vom Fernsehen her kannte. Sie hielt den Atem an.

Mein Gott, das ist ja der Kartenraum!

Keine Touristengruppe kam je hier herein. Wenn man die Wandtäfelungen beiseite klappte, kamen Lage um Lage Welt- und Länderkarten zum Vorschein. Hier hatte Roosevelt die Feldzüge des Zweiten Weltkriegs geplant. Und Präsident Clinton hatte den Raum für seine Affäre mit Monika Lewinsky genutzt.

Diesen Gedanken verdrängte Gabrielle jedoch rasch. Entscheidend war, dass der Kartenraum die Durchgangsstation zum Westflügel bildete – jenen Bereich innerhalb des Weißen Hauses, wo die eigentlichen Drahtzieher der Macht am Werk waren. Dass ihr Weg sie hierher führen würde, hätte Gabrielle zu allerletzt gedacht. Sie war davon ausgegangen, die E-Mails würden von einem unternehmungslustigen Praktikanten oder einer Sekretärin stammen, die in einem der weniger spektakulären Büros tätig waren. Offensichtlich ein Irrtum.

Du bist auf dem Weg in den Westflügel.

Der Sicherheitsbeamte begleitete sie bis ans Ende eines mit dicken Teppichen ausgelegten Flurs. Vor einer Tür ohne Namensschild blieb er stehen und klopfte an. Gabrielle pochte das Herz.

»Es ist offen«, schnarrte es von drinnen.

Der Beamte öffnete die Tür und winkte Gabrielle hinein.

Gabrielle trat in den Raum. Drinnen war es schummrig; die Jalousien waren heruntergelassen. Gabrielle sah jemand in der Düsternis hinter dem Schreibtisch sitzen.

»Miss Ashe?«, erklang es hinter einer Wolke Zigarettenqualm.

»Ich begrüße Sie.«

Als Gabrielles Augen sich an das schwache Licht gewöhnt hatten, machte sie ein erschreckend bekanntes Gesicht aus. Sie wurde starr vor Überraschung. *Das also ist der Absender der E-Mails.*

»Nett, dass Sie gekommen sind«, sagte Marjorie Tench.

»Miss… Tench?«, sagte Gabrielle stockend. Die Stimme drohte ihr zu versagen.

»Nennen Sie mich Marjorie.« Die Chefberaterin des Präsidenten erhob sich und stieß wie ein Drache Rauch durch die Nüstern aus. »Wir werden noch gute Freundinnen.«

41

Norah Mangor stand neben Tolland, Rachel und Corky und schaute in das pechschwarze Loch des Bergungsschachts.

»Mike«, sagte sie, »du bist ein netter Kerl, aber du spinnst. Hier ist keine Spur von Biolumineszenz.«

Tolland wünschte, er hätte daran gedacht, eine Videoaufnahme zu machen. Während Corky unterwegs gewesen war, um Norah und Ming aufzuspüren, hatte das Leuchten rapide abgenommen und dann innerhalb von ein paar Minuten ganz aufgehört.

Tolland warf noch einen Eissplitter ins Wasser, aber nichts tat sich, nichts wallte grün auf.

»Wo sind die Dinger denn hin?«, wollte Corky wissen.

Tolland hatte eine einleuchtende Erklärung. Biolumineszenz – einer der genialsten Verteidigungsmechanismen der Natur – war eine natürliche Reizantwort des Planktons auf Stress. Wenn ein Planktonteilchen spürte, dass es in Gefahr war, von einem größeren Organismus verschlungen zu werden, begann es zu leuchten, um den Angreifer zu verscheuchen, indem es dessen Fressfeinde anlockte. Im vorliegenden Fall befand sich das durch einen Riss eingedrungene Plankton plötzlich in einem Biotop wieder, das vorwiegend aus Süßwasser bestand. Während es im Süßwasser allmählich umkam, begann es in Panik zu leuchten. »Ich glaube, die Tierchen sind tot.«

»Sie sind alle ermordet worden«, spottete Norah. »Der Osterhase ist gekommen und hat sie alle gefressen.«

Corky schaute sie an. »Ich habe das Leuchten auch gesehen, Norah.«

»Bevor oder nachdem du LSD eingeworfen hast?«

»Warum sollten wir dir Geschichten erzählen?«

»Männer erzählen immer Geschichten.«

»Ja, wenn sie fremdgehen, aber nicht, wenn es um Biolumineszenz geht.«

Tolland seufzte. »Norah, wir brauchen uns bestimmt nicht darüber zu streiten, dass es *unter* dem Eis lebendiges Plankton gibt.«

Norah schaute ihn böse an. »Mike, bitte erklär mir nicht meinen Beruf! Nur der Ordnung halber: Unter den arktischen Eisschelfs leben über zweihundert Arten von Diatomeen oder Kieselalgen. Vierzehn Arten von autotrophen Nannoflagellaten, zwanzig heterotrophe Flagellatenarten, vierzig heterotrophe Dinoflagellaten und mehrere Vielzellerarten, einschließlich Flohkrebse, Ruderfüßer, Quallen und Fische. Noch Fragen?«

Tolland runzelte die Stirn. »Norah, natürlich weißt du mehr über die arktische Fauna als ich. Außerdem sind wir uns einig, dass es unter unseren Füßen jede Menge Leben gibt. Warum also sträubst du dich so dagegen, dass wir biolumineszentes Plankton gesehen haben?«

»Weil dieser Schacht hermetisch dicht ist, Mike. Er ist ein abgeschlossenes Süßwasserbiotop. Dass Meeresplankton hier hereingelangen kann, ist völlig unmöglich!«

»Ich habe aber Salz im Wasser geschmeckt«, beharrte Tolland.

»Sehr schwach zwar, aber eindeutig. Irgendwie kommt Salzwasser hier herein.«

»Na klar«, sagte Norah. »Du hast Salz geschmeckt. Du hast am Ärmel von deinem alten verschwitzten Parka geleckt, und jetzt weißt du genau, dass die Dichtemessungen vom PODS und die Auswertung von fünfzehn separaten Kernbohrungen nicht stimmen können.«

Tolland hielt ihr zum Beweis den feuchten Ärmel hin.

»Nein, Mike, ich werde nicht an deinem verdammten Ärmel lecken.« Sie schaute in das Loch. »Darf ich mal fragen, weshalb angebliches Plankton in Massen durch einen angeblichen Riss hereingeschwommen sein soll?«

»Wärme vielleicht?«, schlug Tolland vor. »Viele Meereslebewesen werden von Wärme angezogen. Um den Meteoriten zu bergen, haben wir ihn erwärmt. Das wärmere Biotop im Schacht könnte das Plankton angezogen haben.«

»Klingt logisch.« Corky nickte.

»Logisch!« Norah verdrehte die Augen. »Wisst ihr, für einen preisgekrönten Physiker und einen weltberühmten Ozeanographen seid ihr zwei ziemliche Schafsköpfe. Ist euch schon mal aufgefallen, selbst wenn es einen Riss geben sollte – und ich garantiere euch, es gibt keinen – , dass Meerwasser schon aus physikalischen Gründen unmöglich in diesen Schacht einströmen kann?« Sie schaute die beiden Männer mitleidig an.

»Aber Norah…«, setzte Corky an.

»Meine Herren! Wir befinden uns hier *über* dem Meeresspiegel.«

Sie stampfte mit dem Fuß aufs Eis. »Hallo, aufwachen! Diese Eistafel ragt mindestens dreißig Meter aus dem Wasser. Vielleicht erinnert ihr euch mal an den Abbruch am Ende des Schelfs? Wir sind hier höher als das Meer. Wenn es in diesem Schacht irgendwo einen Riss gäbe, müsste das Wasser hinauslaufen, und nicht hinein. Das Ganze nennt man Schwerkraft.« Norah deutete in den wassergefüllten Schacht. »Vielleicht ist euch aufgefallen, dass der Wasserspiegel die ganze Zeit

konstant geblieben ist.«

Tolland und Corky schauten einander betroffen an.

»Mist«, sagte Corky, »daran habe ich nicht gedacht.«

Tolland kam sich wie ein Idiot vor. Norah hatte vollkommen Recht. Das Wasser müsste abfließen. Tolland stand eine ganze Weile schweigend da und überlegte.

»Okay«, seufzte er schließlich. »Die Risstheorie ist offensichtlich Blödsinn. Aber wir haben die Biolumineszenz im Wasser beobachtet. Es bleibt also nur der Schluss, dass wir es hier doch nicht mit einem geschlossenen System zu tun haben. Wie ich weiß, baut Norahs Datierung zum Großteil auf ihrer Annahme auf, dass der Gletscher ein einziger massiver Eisblock ist, aber…«

»Meine Annahme?« Norah wurde langsam ernsthaft böse.

»Nun vergiss mal nicht, Mike, dass das keineswegs nur meine Erhebungen sind. Die NASA ist zu den gleichen Ergebnissen gekommen. *Alle* haben bestätigt, dass dieser Gletscher aus einem Stück besteht. Von wegen Risse!«

Tolland schaute zum Medienbereich hinüber, wo sich die Leute tummelten. »Wie auch immer, ich denke jedenfalls, wir kommen nicht darum herum, Ekstrom Bescheid zu sagen und…«

»Das ist doch Schwachsinn!«, zischte Norah. »Leute, lasst euch sagen, diese Eismasse ist aus einem Guss! Das würde mir noch fehlen, mir meine Kerndaten auf den Kopf stellen zu lassen, nur weil einer an seinem Ärmel leckt und Halluzinationen bekommt!«

Sie stürmte davon, um ein paar Gerätschaften herbeizuholen.

»Ich nehme jetzt nach allen Regeln der Kunst eine Wasserprobe, und dann werde ich euch beweisen, dass es hier keine Spur von Salzwasserplankton gibt – tot oder lebendig!«

Rachel und die anderen sahen schweigend zu, als Norah mit einer sterilen Pipette, die an einer Schnur hing, dem Schmelzwasser eine Probe entnahm. Sie gab ein paar Tropfen in ein kleines Gerät, das aussah wie ein Miniteleskop, und richtete es auf den Lichtschein auf der Nordseite der Kuppel. Sie hatte kaum hineingeschaut, da begann sie zu fluchen.

»Himmel, Arsch und Zwirn!« Sie schüttelte den Apparat und spähte noch einmal hinein. »Mit diesem Refraktometer kann etwas nicht stimmen!«

»Salzwasser?«, erkundigte Corky sich süffisant.

Norah runzelte die Stirn. »Ein kleiner Anteil. Ich lese hier drei Prozent ab – aber das ist vollkommen unmöglich. Dieser Gletscher ist dicht gepackter Schnee, reines Süßwasser. Da gibt es kein Salz.« Sie brachte ihre Probe zu einem Mikroskop, schaute prüfend hinein und stöhnte auf.

»Plankton?« Diesmal war Tolland der Sprecher.

»G. polyhedra«, gab sie zurück. Ihre Stimme war wieder ruhiger geworden. »Es ist eine der Planktonarten, die wir Glaziologen in der Regel unter einem Eisschelf finden.« Sie blickte Tolland an.

»Sie sind jetzt tot. Offensichtlich haben sie den Aufenthalt in einer stark verdünnten Salzwasserlösung nicht lange überlebt.«

Die vier standen in betroffenem Schweigen neben dem tiefen Schacht. Rachel überlegte, welche Folgen dieser unaufgelöste Widerspruch für die Entdeckung als solche zeitigen könnte. Das Dilemma schien im Gesamtzusammenhang der allgemeinen Bedeutung des Meteoriten nicht weiter tragisch, aber als Nachrichtenanalystin hatte Rachel manches Theoriegebäude schon wegen kleiner Unstimmigkeiten in sich zusammenfallen sehen.

»Was geht hier vor?«, sagte eine tiefe, grollende Stimme.

Alle schraken auf. Die bärenhafte Gestalt des NASA-Chefs löste sich aus dem Dunkel.

»Wir haben eine kleine Unstimmigkeit mit dem Wasser im Schacht entdeckt«, sagte Tolland. »Wir suchen gerade nach einer Erklärung.«

»Norahs Eisdaten sind im Eimer«, krähte Corky fast schon triumphierend.

»Mach bloß keinen Aufstand!«, flüsterte Norah.

Ekstrom trat zu ihnen und runzelte die buschigen Brauen.

»Was soll an den Eisdaten nicht stimmen?«

Tolland gab einen unbestimmten Seufzer von sich. »Wir haben eine dreiprozentige Salzwasserbeimischung im Meteoritenschacht gemessen, was dem glaziologischen Befund widerspricht, dass der Meteorit in einem unberührten Süßwassergletscher eingeschlossen war.« Er hielt inne. »Außerdem haben wir Plankton entdeckt.«

Ekstrom sagte zornig: »Das ist nachweislich Unsinn! Dieser Gletscher weist keine Brüche auf. Die Messungen von PODS

haben das bestätigt. Der Meteorit war in einer festen Eismatrix eingeschlossen.«

Rachel wusste, dass Ekstrom Recht hatte. Nach den Dichtemessungen der NASA war das Eis bombenfest. Auf allen Seiten des Meteoriten weit und breit nur massives Eis. Keine Risse, keine Brüche. Rachel wusste schließlich, wie Dichtedaten zustande kamen. Doch da kam ihr eine merkwürdige Idee…

»Außerdem haben die Kernbohrungen von Dr. Mangor die Homogenität des Gletschers bestätigt«, sagte Ekstrom.

»Eben!«, sagte Norah und warf das Refraktometer auf einen Tisch. »Doppelt gemoppelt. Das Eis hat keinerlei Bruchlinien.

Von dieser Seite bekommen wir nicht den Hauch einer Erklärung für das Salzwasser und das Plankton.«

»Es könnte aber eine andere Erklärung geben«, sagte Rachel.

Sie war von der Festigkeit ihrer Stimme selbst überrascht. Das Brainstorming hatte bei ihr eine absolut unwahrscheinliche Erinnerung wachgerufen.

Alle schauten sie an. Die Skepsis stand in den Gesichtern.

Rachel lächelte. »Es gibt eine vollkommen einleuchtende Erklärung für das Vorhandensein von Salz und Plankton.« Sie schaute Tolland keck an. »Mike, ich wundere mich eigentlich, dass Sie nicht schon selbst darauf gekommen sind.«

42

Im Gletschereis eingefrorenes Plankton?« Rachels Erklärungsversuch schien Corky Marlington kaum zu beeindrucken.

»Ich möchte Ihnen nicht die Ernte verhageln«, sagte er, »aber normalerweise geht alles ein, wenn es gefriert. Und die kleinen Biester haben uns angeblitzt, wissen Sie noch?«

Tolland schenkte Rachel einen anerkennenden Blick. »Rachel hat vielleicht gar nicht so Unrecht. Es gibt eine Reihe von Arten, die ihre Lebensfunktionen herunterfahren können, wenn ihre Umwelt es erfordert. Ich habe mal einen Film darüber gedreht.«

Rachel nickte. »Sie haben eine nördliche Hechtart gezeigt, die sich im Eis der Seen einfrieren ließ und bei Tauwetter gewissermaßen wieder zum Leben erwachte. Sie haben auch von Mikroorganismen gesprochen, die im Dürreschlaf jahrzehntelang im Wüstensand stecken konnten und bei Regen wieder aufleben.«

Tolland lachte leise. »Sie haben ja tatsächlich meine Sendungen verfolgt.«

Rachel hob verlegen die Schultern.

»Worauf wollen Sie hinaus, Miss Sexton?«, fragte Norah.

»Auf eine Sache«, erwiderte Tolland an Rachels Stelle, »die mir schon längst hätte einfallen müssen. In dem besagten Programm habe ich auch eine Planktonart erwähnt, die in den polaren Eiskappen jeden Winter einfriert und im Eis überwintert. Im Sommer, wenn die Polarkappen wieder dünner werden, schwimmt sie davon. Zugegeben, die Art, von der in meiner Sendung die Rede war, ist nicht identisch mit der biolumineszenten Art, die wir hier gefunden haben, aber wir könnten es vielleicht mit dem gleichen Vorgang zu tun haben.«

Rachel war froh, dass Tolland sich so bereitwillig auf ihre Seite stellte. »Eingefrorenes Plankton könnte die Erklärung für all das sein, was wir hier beobachten. Irgendwann in der Vergangenheit könnten sich in diesem Gletscher Risse gebildet und mit planktonreichem Meerwasser gefüllt haben, die dann wieder zugefroren sind. Was, wenn es in diesem Gletscher gefrorene Salzwassereinschlüsse gibt? Gefrorenes Salzwasser mit gefrorenem Plankton? Man braucht sich nur vorzustellen, dass der Meteorit beim Heben einen gefrorenen Salzwassereinschluss passiert hat.

Das Salzwasser wäre geschmolzen und hätte das im Kälteschlaf befindliche Plankton freigesetzt – damit wäre die schwache Salzwasserbeimischung im Süßwasser zu erklären.«

»Ach herrje.« Norah stöhnte. »Auf einmal ist hier *jeder* Glaziologe.«

Auch Corky schien Einwände zu haben. »Aber hätte PODS denn nicht Salzwassereinschlüsse bei seinen Dichtemessungen erkennen müssen? Schließlich weichen die Dichtekoeffizienten von Meerwasser und Süßwasser voneinander ab.«

»Nur unwesentlich«, sagte Rachel.

»Vier Prozent ist ein wesentlicher Unterschied«, warf Norah ein.

»In einem Laboratorium schon«, gab Rachel zu bedenken, »aber PODS macht seine Messungen aus zweihundert Kilometer Höhe im All. Seine Computer sind so eingestellt, dass markante Unterschiede erkannt werden – Eis und Matsch, Granit und Kalkstein.« Sie wandte sich an Ekstrom. »Stimmt meine Vermutung, dass PODS bei Messungen aus dem All den Dichteunterschied von Meerwassereis und Süßwassereis vermutlich nicht auflösen kann?«

Ekstrom nickte. »Stimmt. Vier Prozent liegt im Messfehlerbereich von PODS. Der Satellit würde Meerwassereis und Süßwassereis als identisch einstufen.«

Tolland schien fasziniert zu sein. »Das würde auch den gleich bleibenden Wasserspiegel im Schacht erklären.« Er schaute Norah an. »Du sagst, die Planktonart aus dem Schacht, die du unter dem Mikroskop gesehen hast, heißt…?«

»G. *polyhedra«*, erklärte Norah. »Und jetzt möchtest du vermutlich gern wissen, ob G. *polyhedra* in der Lage ist, im Eis zu überwintern? Es wird dich freuen zu hören, dass die Antwort nur Ja lauten kann. Absolut. G. *polyhedra* lebt unter Eisschelfs. Sie biolumineszieren und kann im Eis überwintern. War es das?«

Alle blickten sich an. Norah hatte soeben Rachels These bestätigt, hätte nicht ein »aber« in ihrer Stimme mitgeschwungen.

»Willst du damit sagen, dass es möglich ist?«, erkundigte Tolland sich ein wenig verunsichert. »Die Theorie ergibt einen Sinn?«

»Sicher«, sagte Norah, »wenn man keine Ahnung hat.«

Rachel starrte sie an. »Wie bitte?«

Norah starrte zurück. »Miss Sexton, ich kann mir gut vorstellen, dass in Ihrem Beruf ein bisschen Ahnung eine gefährliche Sache ist, und ich kann Ihnen versichern, dass es sich in der Glaziologie genauso verhält.« Norah blickte in die Runde und schaute jeden Einzelnen genau an. »Ich möchte das ein für alle Mal klarstellen. Die von Miss Sexton vorgeschlagenen gefrorenen

Salzwassereinschlüsse gibt es durchaus. Sie bilden aber keine Salzwasserkammern oder so etwas, sondern ein weitverzweigtes Netz von Salzwasseradern, die nicht dicker sind als ein menschliches Haar. Dieser Meteorit hätte sich durch ein verdammt dichtes Netz von Salzwasseradern schmelzen müssen, damit in einer Wassersäule von dieser Tiefe eine dreiprozentige Salzwasserbeimischung entsteht.«

Ekstrom blickte finster. »Also – möglich oder nicht?«

»Nie im Leben«, sagte Norah kategorisch. »Völlig unmöglich.

Meine Kernbohrungen hätten sonst auf Salzwassereis treffen müssen.«

»Werden Kernbohrungen im Allgemeinen nicht auf Verdacht angesetzt?«, fragte Rachel. »Wäre es denkbar, dass Sie rein zufällig an einem Meerwassereis-Einschluss vorbeigebohrt haben?«

»Ich habe die Bohrung direkt über dem Meteoriten angesetzt.

Außerdem habe ich nur ein paar Meter im Umkreis weitere Bohrungen vorgenommen. Sorgfältiger geht es nicht.«

»War auch nur eine Frage.«

»Unsere Diskussion ist ohnehin müßig«, betonte Norah.

»Meerwassereinschlüsse treten nämlich nur in Saisoneis auf – in Eis, das sich im Lauf der Jahreszeiten bildet und wieder abschmilzt. Der Milne-Eisschelf besteht aber aus gewachsenem Eis. Es hat sich im Gebirge gebildet und wandert *en bloc* bis zur Kalbungszone hinunter, wo es ins Meer stürzt. Gefrorenes Plankton hätte zur Erklärung dieses kleinen Rätsels zwar schön ins Konzept gepasst, aber ich weiß unter Garantie, dass es in diesem Gletscher kein Adersystem mit gefrorenem Plankton gibt.«

Wieder trat Stille ein.

Trotz der deutlichen Ablehnung, die ihre Theorie gefunden hatte, weigerte sich Rachels systematisch geschulter Geist, diese Abfuhr zu akzeptieren. Instinktiv wusste sie, dass die einfachste Lösung des Rätsels darin bestand, von gefrorenem Plankton im Gletscher auszugehen. *Das Gesetz des geringsten Aufwands.* Rachels Instruktoren beim NRO hatten es ihr eingehämmert, bis es ihr in Fleisch und Blut übergegangen war. *Wenn mehrere Erklärungen möglich sind, ist die einfachste fast immer die richtige.*

Falls Norah Mangors Untersuchungen der Bohrkerne fehlerhaft sein sollten, stand für sie viel auf dem Spiel. Rachel fragte sich, ob Norah das Plankton vielleicht schon früher bemerkt und ihre Behauptung über die Unversehrtheit des Gletschers als falsch erkannt hatte und sich jetzt nur herauszumogeln versuchte.

»Ich weiß nur«, sagte Rachel, »dass ich soeben dem ganzen Stab des Weißen Hauses erzählt habe, dieser Meteorit sei in einer unberührten Eismasse gefunden worden und hätte dort als Bruchstück des berühmten Jungersol-Meteoriten von jedem äußeren Einfluss abgeschirmt seit 1716 gelegen. Diese Tatsachen scheinen jetzt auf einmal ins Zwielicht zu geraten.«

Ekstrom schwieg. Seine Miene war ernst.

Tolland räusperte sich. »Ich muss Rachel zustimmen. Wir haben Salzwasser und Plankton im Wasser des Schachts gefunden.

Wie immer die Erklärung letzen Endes lauten mag, der Schacht ist offensichtlich kein geschlossenes System.«

Corky schaute unbehaglich drein. »Also, ich möchte hier nicht den Astrophysiker raushängen, aber wenn wir einmal richtig danebenliegen, handelt es sich gleich um Milliarden von Lichtjahren. Sind das bisschen Plankton und Salzwasser wirklich so wichtig? Davon, dass das Eis nicht völlig astrein ist, bleibt doch der Meteorit selber unberührt, oder? Wir haben immer noch die Fossilien. An ihrer Echtheit kann niemand zweifeln. Falls sich herausstellen sollte, dass wir mit den Befunden der Eisbohrkerne schief liegen, dürfte das doch kaum jemand interessieren. Das Einzige, was die Leute interessieren wird, ist die Tatsache, dass wir Beweise für Leben auf einem anderen Planeten gefunden haben.«

»Tut mir Leid, Dr. Marlinson«, schaltete Rachel sich ein. »Ich beschäftige mich vom Berufs wegen mit Datenanalyse und muss Ihnen deshalb leider widersprechen. Der kleinste Fehler in dem Material, das die NASA heute Abend präsentiert, kann verheerende Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit der ganzen Entdeckung haben. Einschließlich der Fossilien.«

Corky blieb der Mund offen stehen. »Wie meinen Sie das? Diese Fossilien kann man nicht wegdiskutieren!«

»Ich weiß es. Sie wissen es. Aber wenn die Öffentlichkeit Wind davon bekommt, dass die NASA wissentlich fragwürdiges Datenmaterial über Eisbohrkerne präsentiert hat – glauben Sie mir, dann wird sofort ein großes Ratespiel losgehen, was die NASA sonst noch an Leichen im Keller hat.«

»Meine Bohrkerndaten sind nicht fragwürdig!«, empörte Norah sich mit funkelnden Augen. Sie wandte sich Ekstrom zu. »Ich kann Ihnen *beweisen*, und zwar eindeutig, dass in diesem Eisschelf keine Spur von Salzwasser eingeschlossen ist.«

Der Direktor der NASA schaute sie an. »Und wie?«

Norah erklärte ihr Vorhaben. Als sie geendet hatte, musste Rachel zugeben, dass der Vorschlag sehr vernünftig klang.

Ekstrom wirkte nicht hundertprozentig überzeugt. »Und das Ergebnis ist wirklich unanfechtbar?«

»Absolut«, versicherte Norah. »Wenn es in der Nähe des Meteoritenschachts auch nur ein bisschen Salzwasser gibt, wird man es sehen. Schon ein paar Tropfen werden in meiner Apparatur aufleuchten wie New York bei Nacht.«

Ekstrom runzelte die Brauen. »Wir haben nicht viel Zeit. In ein paar Stunden beginnt die Sendung.«

»Ich kann in zwanzig Minuten schon wieder zurück sein.«

»Wie weit, sagten Sie, müssen Sie auf den Gletscher hinaus?«

»Nicht weit. Zweihundert Meter würden genügen.«

Ekstrom nickte. »Und Sie gehen kein Risiko ein?«

»Ich nehme Fackeln mit«, erklärte Norah. »Und Mike.«

Tolland riss den Kopf hoch. »Mich?«

»Klar! Wir werden uns anseilen. Ich kann ein Paar starke Arme gut gebrauchen, wenn der Sturm noch zulegt.«

»Aber…«

»Sie hat Recht«, sagte Ekstrom zu Tolland. »Wenn sie schon rausgeht, dann nicht allein. Ich würde Norah gern ein paar von meinen Leuten mitgeben, aber es wäre mir ehrlich gesagt lieber, wenn diese Planktongeschichte unter uns bliebe, bis wir wissen, ob sie ein Problem darstellt oder nicht.«

Tolland nickte zögernd.

»Ich möchte auch mit«, sagte Rachel.

Norah fuhr herum. »Nichts da, Sie bleiben hier!«, zischte sie.

»Ach, übrigens«, sagte Ekstrom, als wäre ihm der Gedanke soeben erst gekommen, »es würde mich beruhigen, würden Sie sich im Standard-Vierersystem anseilen. Wenn Sie zu zweit gehen, und Mike verliert den Halt, werden Sie ihn kaum halten können.

Zu viert ist es wesentlich sicherer als zu zweit.« Er schaute Corky an. »Das bedeutet, dass entweder Sie oder Dr. Ming noch mitgehen.« Ekstrom blickte sich in der Kuppel um. »Wo ist Dr. Ming überhaupt?«

»Ich habe ihn schon einige Zeit nicht mehr gesehen«, sagte Tolland. »Er hat sich wahrscheinlich ein bisschen hingelegt.«

Ekstrom schaute Corky an. »Dr. Marlinson, ich kann natürlich nicht von Ihnen verlangen, dass Sie mit nach draußen gehen, aber…«

»Ach, was soll's«, sagte Corky. »Da wir uns ohnehin so großartig verstehen…«

»Nein!«, rief Norah. »Zu viert sind wir viel zu langsam. Mike und ich gehen allein!«

»Sie gehen *nicht* allein!«, sagte Ekstrom bestimmt. »Das Geschirr zum Anseilen ist nicht umsonst für Vierergruppen ausgelegt. Wir werden diese Exkursion so sicher wie nur möglich durchführen. Ein paar Stunden vor der größten Pressekonferenz in der Geschichte der NASA können wir keinen Unfall riskieren!«

43

Gabrielle fühlte sich in Marjorie Tenchs Büro außerordentlich unwohl. *Was hat diese Frau mit dir vor?* Marjorie Tench saß zurückgelehnt hinter ihrem Schreibtisch. Ein gewisses Vergnügen an Gabrielles Unbehagen war in ihren harten Zügen nicht zu übersehen.

Sie stippte eine Zigarette aus der Packung. »Stört Sie der Rauch?«, erkundigte sie sich.

»Nein«, schwindelte Gabrielle.

Marjorie Tench hatte sich die Zigarette ohnehin schon angesteckt. »Während Ihrer Kampagne haben Sie und Ihr Kandidat ein bemerkenswertes Interesse an der NASA entwickelt.«

»Durchaus richtig«, sagte Gabrielle patzig. Sie versuchte gar nicht, ihren Ärger zu verbergen. »Vielen Dank für die kreative Schützenhilfe. Ich hätte gern eine Erklärung.«

Marjorie blickte Gabrielle unschuldig an. »Sie fragen sich, warum ich Ihnen per E-Mail Munition für Ihre Angriffe auf die NASA geschickt habe?«

»Die Informationen haben Ihrem Präsidenten geschadet.«

»Kurzfristig betrachtet, ja.«

Der bedrohliche Tonfall machte Gabrielle hellhörig. »Was soll das heißen?«

»Ganz ruhig, Gabrielle. Meine E-Mails haben nicht viel verändert. Senator Sexton hat schon lange vor meinem Auftreten auf der NASA herumgehackt. Ich habe ihm einfach nur zu einer klareren und eindeutigeren Position verholfen.«

»Zu einer eindeutigeren Position?«

»Genau.« Tench lächelte und zeigte ihre verfärbten Zähne.

»Die er übrigens heute Mittag auf CNN sehr wirkungsvoll dargelegt hat.«

Gabrielle rief sich Sextons Reaktion auf Marjorie Tenchs Fangfrage ins Gedächtnis. *Ja, ich würde die NASA per Gesetz abschaffen.*

Sexton hatte sich in die Ecke drängen lassen, sich aber in richtiger Einschätzung der Situation mit allem Nachdruck wieder herausgeboxt. Oder etwa nicht? Gabrielle hatte das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Marjorie Tench sah sehr zufrieden aus.

Die Präsidentenberaterin stand plötzlich auf. Auf dünnen Beinen schritt sie entschlossen durch das enge Büro und zu einem Wandsafe, aus dem sie einen großen braunen Umschlag nahm.

Sie kam zurück zum Schreibtisch und setzte sich.

Gabrielle beäugte das dicke Paket.

Marjorie Tench hielt lächelnd den Umschlag auf dem Schoß wie einen Lotteriegewinn. Ihre tabakverfärbten Fingernägel knipsten mit einem nervenaufreibenden Geräusch an der steifen Umschlagkante. Es klang nach perverser Vorfreude.

Gabrielle wusste, dass ihre Wahrnehmung von ihren eigenen Schuldgefühlen gefärbt war. Ihr erster Gedanke war, dass der Umschlag Beweismaterial für ihr Schäferstündchen mit dem Senator enthielt. Das *ist lächerlich,* dachte sie. Der Vorfall hatte sich lange nach Büroschluss hinter verschlossenen Türen im Dienstzimmer des Senators zugetragen. Und wenn das Weiße Haus belastendes Material hätte – wäre es damit nicht schon längst an die Öffentlichkeit gegangen? *Könnte sein, dass sie Verdacht geschöpft haben, aber Beweise haben sie nicht,* dachte Gabrielle.

Marjorie Tench drückte die Zigarette aus. »Miss Ashe, ob Sie es nun wissen oder nicht, Sie befinden sich mitten in einem Grabenkampf, der in Washington seit 1996 hinter den Kulissen geführt wird.«

Die Eröffnung traf Gabrielle vollkommen unvorbereitet. »Wie meinen Sie?«

Marjorie Tench steckte sich eine weitere Zigarette an. »Was wissen Sie von einer Initiative für ein ›Gesetz zur Kommerzialisierung des Weltraums‹?«

Gabrielle hatte noch nie davon gehört. Hilflos hob sie die Schultern.

»Tatsächlich?«, sagte Marjorie Tench. »Ich bin überrascht – angesichts des Standpunkts, den Ihr Kandidat vertritt. Das Gesetz zur Kommerzialisierung des Weltraums wurde 1996 von Senator Walker vorgeschlagen. Er berief sich darauf, dass die NASA seit der Mondlandung nichts Nennenswertes mehr geleistet hätte und forderte die Privatisierung der NASA durch die sofortige Veräußerung ihrer Anlagen und ihres Vermögens an private Luft- und Raumfahrtunternehmen. Hierdurch würde dem System der Freien Marktwirtschaft die Möglichkeit zur wirtschaftlicheren und effektiveren Erforschung des Weltraums gegeben und gleichzeitig der Steuerzahler von der Last befreit, die ihm zurzeit durch die NASA aufgebürdet wird.« Gabrielle wusste zwar, dass die Kritiker der NASA die Privatisierung als Allheilmittel für die Nöte der Weltraumbehörde anpriesen, aber dass diese Idee bereits die Form einer Gesetzesvorlage angenommen hatte, war ihr nicht bekannt gewesen. »Dieses Kommerzialisierungsgesetz ist dem Kongress inzwischen viermal vorgelegt worden und wurde viermal angenommen. Gott sei Dank aber hat das Weiße Haus jedes Mal von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht. Zachary Herney hat es zweimal getan.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich will darauf hinaus, dass Senator Sexton, falls er Präsident wird, dieses Gesetz ohne jeden Zweifel ratifizieren wird. Ich bin fest davon überzeugt, dass Sexton bei der ersten Gelegenheit den Totalausverkauf der NASA an kommerzielle Bieter betreiben wird. Kurz gesagt, Ihr Kandidat zieht die Privatisierung der Weltraumforschung der Finanzierung durch Steuergelder vor.«

»Meines Wissens hat der Senator sich nie öffentlich zu irgendeinem Weltraum-Kommerzialisierungsgesetz geäußert.«

»Sicher. Aber ich darf doch annehmen, dass Sie in Kenntnis seiner Politik über seine Unterstützung des Gesetzes nicht überrascht wären, oder?«

»Marktwirtschaftliche Systeme haben nun mal einen Hang zur Effizienz.«

»Ich werte Ihre Äußerung als ein Ja.« Marjorie Tench blickte Gabrielle eindringlich an. »Leider ist die Privatisierung der NASA ganz und gar abzulehnen. Das Weiße Haus hatte gute Gründe, das Gesetz seit seiner ersten Vorlage beharrlich zu verhindern.«

»Ich kenne die Argumente gegen die Privatisierung des Weltraums«, sagte Gabrielle. »Ich verstehe Ihre Bedenken.«

»So?« Marjorie Tench beugte sich vor. » *Welche* Argumente kennen Sie?«

»Nun, vor allem die üblichen Befürchtungen von Seiten der Wissenschaft, dass bei einer Privatisierung der NASA unsere gegenwärtige Weltraumforschung schnell zugunsten von profitableren Weltraumunternehmungen aufgegeben würde.«

»Wie wahr. Die Weltraumforschung wäre im Handumdrehen erledigt. Statt in die Erforschung unseres Universums zu investieren, würden private Weltraumgesellschaften auf Asteroiden Tagebau betreiben, Hotels für Touristen im All erbauen, kommerzielle Satellitenstarts anbieten. Würden private Unternehmen für Milliardenbeträge den Ursprung unseres Universums erforschen, wenn es ihnen in klingender Münze nichts einbringt?«

»Natürlich würden sie das nicht. Aber man würde zweifelsohne eine nationale Weltraumstiftung zur Finanzierung wissenschaftlicher Missionen ins Leben rufen«, entgegnete Gabrielle.

»Diese Stiftung haben wir bereits. Sie nennt sich NASA.«

Gabrielle verstummte.

»Die Vernachlässigung der Wissenschaft zugunsten der Erwirtschaftung von Profit ist auch nur ein Nebenschauplatz«, sagte Marjorie Tench. »Dieses Problem ist von untergeordneter Bedeutung angesichts des Chaos, das im Weltraum ausbrechen würde, würden wir dort der Privatwirtschaft freie Hand gewähren. Wir würden uns im Wilden Westen wieder finden. Wir würden erleben, wie Pioniere auf dem Mond und auf Asteroiden ihre Claims abstecken und sie gewaltsam schützen. Ich weiß von Eingaben privater Firmen, die Reklametafeln im All errichten wollen, um vom nächtlichen Himmel herab ihre Werbebotschaft zu verkünden. Ich habe Anträge von Gesellschaften für Weltraumhotels und Touristenattraktionen gesehen, die im Rahmen ihrer Operationen sogar ihre Abfälle in den leeren Raum schießen wollen, um uns auf diese Weise mit um die Erde kreisenden Müllhalden zu beglücken. Erst gestern habe ich übrigens den Vorschlag eines Unternehmens in der Hand gehabt, das aus dem Weltall ein Mausoleum machen möchte, indem es unsere lieben Verstorbenen auf eine Kreisbahn um die Erde schießt. Man stelle sich vor, dass einer unserer Telekommunikationssatelliten mit einem Verblichenen zusammenstößt. Letzte Woche saß hier ein milliardenschwerer Großindustrieller, der um die Erlaubnis ersuchte, einen Asteroiden in eine erdnahe Umlaufbahn zu schleppen, um dort wertvolle Minerale abzubauen. Ich musste den Herrn daran erinnern, dass ein solches Unternehmen die Gefahr einer globalen Katastrophe birgt. Miss Ashe, ich kann ihnen versprechen, wenn dieses Gesetz durchkommt, werden sich in den Scharen der Himmelsstürmer nur wenige Weltraumforscher befinden. Die meisten werden Unternehmer mit geräumigen Taschen und kleinen Köpfen sein.«

»Das sind einleuchtende Argumente«, sagte Gabrielle, »aber ich bin sicher, dass Senator Sexton die Probleme sorgfältig abwägen wird, wenn er in die Lage kommen sollte, über die Ratifizierung eines Gesetzes zu entscheiden. Darf ich fragen, was das mit mir zu tun hat?«

Marjorie Tench blickte mit zusammengekniffenen Augen durch den Rauch ihrer Zigarette. »Viele Leute stehen Gewehr bei Fuß, um im Weltraum einen Haufen Geld zu verdienen. Sie haben ihre Lobby antreten lassen, um sämtliche Hindernisse aus dem Weg zu räumen und die Schleusen zu öffnen. Das Vetorecht des Präsidenten ist der einzige noch vorhandene Damm gegen die Privatisierung… gegen eine hemmungslose Anarchie im Weltall.«

»Dann möchte ich empfehlen, dass Zach Herney sein Veto ausspricht.«

»Ich befürchte nur, dass Ihr Kandidat nicht diese Klugheit besitzt – vorausgesetzt, er wird gewählt.«

»Ich kann nur wiederholen, dass Senator Sexton sorgfältig alle Fragen gegeneinander abwägen wird, falls er in die Lage kommen sollte, über die Ratifizierung des Gesetzes zu entscheiden.«

Marjorie Tench sah nicht allzu überzeugt aus. »Sind Ihnen die Summen bekannt, die der Senator für Anzeigenkampagnen ausgibt?«

Die Frage traf Gabrielle auf vertrautem Terrain. »Die Zahlen sind der Öffentlichkeit zugänglich.«

»Über dreihundert Millionen Dollar pro Monat.«

»Wenn Sie's sagen«, erwiderte Gabrielle achselzuckend. Die Zahl stimmte ziemlich genau.

»Das ist sehr viel Geld.«

»Er *hat* sehr viel Geld.«

»Sicher, er hat gut vorausgeplant, oder besser, gut *geheiratet«*, erwiderte Marjorie Tench. »Die Sache mit seiner Frau Katherine ist sehr tragisch. Ihr Tod hat ihn hart getroffen.« Sie stieß einen übertriebenen Seufzer aus. »Der Unfall ist noch gar nicht so lange her, oder?«

»Kommen Sie bitte zur Sache.«

Unter bellendem Husten griff Marjorie Tench nach dem dicken Umschlag. Sie zog einen Packen zusammengeheftete Papiere heraus und hielt sie Gabrielle hin. »Sextons Finanzbelege.«

Gabrielle studierte erstaunt die Dokumente. Sie reichten mehrere Jahre zurück. Gabrielle war zwar nicht in Sextons finanzielle Interna eingeweiht, spürte jedoch, dass das Material authentisch war – Kontoauszüge, Kreditkartenabrechnungen, Kredite, Wertpapierfonds, Immobilienfonds, Passiva, Kapitalerträge und -verluste. »Das ist vertrauliches Material! Wo haben Sie das her?«

»Das braucht Sie nicht zu interessieren. Aber wenn Sie sich die Zahlen ein bisschen näher anschauen, werden Sie schnell zu dem Ergebnis kommen, dass Senator Sexton nicht so viel Geld hat, wie er derzeit ausgibt. Nach dem Tod seiner Frau hat er den größten Teil seiner Erbschaft mit Fehlinvestitionen, Anschaffungen von Luxusgütern und der Finanzierung eines augenscheinlich sicheren Sieges in den Vorwahlen verpulvert. Vor sechs Monaten war Ihr Kandidat so gut wie pleite.«

Gabrielle hatte das Gefühl, dass man ihr einen Bären aufbinden wollte. Wenn Sexton pleite gewesen war, hatte er es sich gewiss nicht anmerken lassen. Woche um Woche hatte er sich immer größere Werbeblocks im Fernsehen gekauft.

»Ihr Kandidat gibt derzeit viermal so viel Geld aus wie der Präsident – ohne dass er eigene Mittel besitzt.«

»Wir haben ein großes Spendenaufkommen.«

»Richtig. Ein Teil davon ist sogar legal.«

Gabrielle richtete sich kerzengerade auf. »Wie bitte?«

Marjorie Tench lehnte sich ihr über den Schreibtisch entgegen.

Gabrielle konnte ihren nikotingeschwängerten Atem riechen.

»Meine liebe Gabrielle, ich werde Ihnen jetzt eine Frage stellen, und ich möchte Ihnen empfehlen, genau nachzudenken, bevor Sie mir darauf antworten. Davon könnte es nämlich abhängen, ob Sie die nächsten paar Jahre hinter Gittern verbringen werden oder nicht. Ist Ihnen bekannt, dass Senator Sexton riesige Summen zur Finanzierung seiner Kampagne von Raumfahrtunternehmen zugeschoben bekommt, die bei einer Privatisierung der NASA Gewinne in Milliardenhöhe zu erwarten hätten?«

Gabrielle blickte empört. »Was für eine absurde Unterstellung!«

»Wollen Sie damit sagen, Sie hätten keine Ahnung von diesen Vorgängen?«

»Wenn irgendjemand im Bilde ist, ob der Senator Bestechungsgelder annimmt oder nicht, dann wohl ich!«

Marjorie Tench lächelte schmallippig. »Ich gehe davon aus, dass der Senator Ihnen manch tiefen Einblick gewährt, aber ich kann Ihnen versichern, dass Sie eine ganze Menge Einblicke offensichtlich noch nicht gewonnen haben.«

Gabrielle stand auf. »Jetzt reicht es mir. Das Gespräch ist beendet.«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Marjorie Tench und kippte den restlichen Inhalt des Umschlags auf die Tischplatte. »Jetzt geht es erst richtig los.«

44

Rachel Sexton stand in der »Rumpelkammer« der Kuppel und schlüpfte in einen Mark-II-Überlebensanzug der NASA mit Mikroklimaregelung. Der einteilige schwarze Anzug mit Kopfhaube ähnelte einem Taucheranzug. Das zweilagige Material aus Memory-Schaumstoff enthielt ein System von Kanälen, durch die zur Regulierung der Körpertemperatur je nach Klima ein dichtes heißes oder kaltes Gel gepumpt wurde.

Während Rachel die eng sitzende Haube über den Kopf zog, fiel ihr Blick auf Ekstrom, der sich wie ein stummer Wächter an der Eingangstür aufgebaut hatte. Sein Missfallen, dass diese kleine Expedition notwendig geworden war, stand ihm unverkennbar ins Gesicht geschrieben.

Leise schimpfend verteilte Norah Mangor an alle die Ausrüstung. »Hier ist einer für Bauchgrößen«, rief sie, während sie Corky einen Anzug zuwarf.

Tolland hatte sich schon zur Hälfte in seinen Anzug gezwängt.

Als Rachel sämtliche Reißverschlüsse zugezogen hatte, griff Norah nach dem Stöpsel an der Seite und schloss sie an einen Druckschlauch an, der sich aus einem silbernen Stahlbehälter in Form einer Druckluftflasche für Taucher herausschlängelte.

»Einatmen«, sagte sie und öffnete das Ventil.

Rachel spürte das Gel zischend in den Anzug strömen. Das Schaummaterial dehnte sich und presste den Anzug samt der inneren Schicht der Kleidung an ihren Körper. Es war ein Gefühl, als würde man die Hand in einem Gummihandschuh ins Wasser tauchen. Die Haube blähte sich um ihren Kopf und presste gegen ihre Ohren. Sämtliche Geräusche drangen nur noch gedämpft an ihr Gehör. *Ich stecke in einem Kokon.*

»Das Beste am Mark II ist die Polsterung«, verkündete Norah.

»Du kannst auf den Hintern fallen und merkst nichts davon.«

Rachel glaubte ihr aufs Wort. Sie kam sich vor wie in einer großen Schaumgummimatratze.

Norah reichte ihr ein ganzes Bündel von Ausrüstungsgegenständen – ein Eisbeil, Karabinerhaken und Ösen – zum Anseilen –, um dann alles am Gürtel zu befestigen, der in Rachels Anzug eingearbeitet war. »Das viele Zeug, nur um zweihundert Meter weit zu gehen?«

Norah schaute sie mit zusammengekniffenen Augen an. »Sie wollen doch mitkommen, oder?«

Tolland nickte Rachel aufmunternd zu. »Norah will nur jedes Risiko ausschließen.«

Corky schloss sich an den Geltank an und blies seinen Anzug auf. Er kicherte. »Ich komme mir vor, als hätte ich einen riesigen Pariser an!«

Norah schnaubte verächtlich.

Rachel zog sich die schweren Stiefel an und schnallte Spikes darunter.

Tolland setzte sich neben sie. Er lächelte verhalten. »Sind Sie sicher, dass Sie mitkommen wollen?«

In seinen Augen spiegelte sich eine Besorgnis, der Rachel sich nicht entziehen konnte. Sie hoffte, mit einem tapferen Kopfnicken ihre wachsende Verunsicherung kaschieren zu können. *Zweihundert Meter… das ist doch nicht weit.* »Und Sie haben geglaubt, nur auf hoher See würde es abenteuerlich zugehen?«, sagte sie zu Tolland.

Tolland lachte in sich hinein, während er die Eiskrallen an seinen Stiefeln befestigte. »Mir ist flüssiges Wasser lieber als dieses gefrorene Zeug.«

»Ich kann weder das eine noch das andere besonders gut leiden«, sagte Rachel. »Ich bin als Kind ins Eis eingebrochen. Seitdem macht Wasser mich nervös.«

Tolland schaute sie mitfühlend an. »Das tut mir Leid. Wenn wir hier fertig sind, müssen Sie mich einmal auf der *Goya* besuchen.

Ich werde Sie von Ihrer Wasserscheu befreien. Versprochen?«

Die Einladung überraschte Rachel. Die *Goya* war Tollands Forschungsschiff. Jedermann kannte sie aus der Fernsehserie; zudem hatte sie eine Reputation als eins der merkwürdigsten Wasserfahrzeuge auf den Meeren der Welt. Ein Besuch auf der *Goya* würde sich für Rachel gewiss zur Nervenprobe auswachsen, aber sie hätte nicht gewusst, wie sie das Angebot ablehnen sollte.

»Die *Goya* liegt zurzeit zwölf Seemeilen vor der Küste von New Jersey vor Anker«, sagte Tolland, während er an den Klettverschlüssen seiner Eiskrallen fummelte.

»Vor New Jersey? Gleich vor unserer Haustür?«

»Ja. Der Meeresboden des Atlantiks ist unglaublich interessant.

Wir waren mitten in den Vorbereitungen für einen Dokumentarfilm, als der Präsident mich ohne anzuklopfen unterbrochen hat.«

Rachel lachte. »Wovon sollte der Film handeln?«

»Von *Sphyrna mokarran* und Megaplumes.«

Rachel runzelte die Stirn. »Ach so, jetzt bin ich im Bilde.«

Tolland hatte inzwischen die Spikes angelegt. Er sah auf. »Ganz im Ernst. Ich werde dort draußen ein paar Wochen lang mit Aufnahmen beschäftigt sein. Von Washington bis zur Küste vonJersey ist es nicht weit. Kommen Sie zu mir an Bord, wenn wir wieder zu Hause sind. Sie brauchen sich doch nicht ein Leben lang vor Wasser zu fürchten. Meine Mannschaft wird den roten Teppich für Sie ausrollen.«

»Gehen wir jetzt raus, oder soll ich euch beiden Champagner und Kerzen bringen lassen?«, rief Norah Mangor.

45

Gabrielle Ashe hatte keine Ahnung, was sie von den Dokumenten halten sollte, die Marjorie Tench vor ihr auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Es waren fotokopierte Faxmitteilungen, Mitschriften von Telefonaten und verschiedene Fotos, die alle den Verdacht zu stützen schienen, dass Senator Sexton heimlich mit privaten Unternehmen aus der Raumfahrtbranche im Gespräch war.

Marjorie Tench schob Gabrielle einen Stapel körnige Schwarzweiß-Fotos hin. »Ich nehme an, dass Sie nichts davon wissen.«

Gabrielle betrachtete die Bilder. Das erste Foto zeigte Sexton beim Aussteigen aus einem Taxi in einem unterirdischen Park-haus. *Sexton fährt nie mit dem Taxi.* Gabrielle betrachtete das zweite Foto – eine Aufnahme mit dem Teleobjektiv:

Sexton beim Einsteigen in einen geparkten Minivan. Ein älterer Herr schien in dem Wagen auf ihn zu warten.

»Wer ist das?«, wollte Gabrielle wissen. Sie hatte den Verdacht, die Fotos könnten gefälscht sein.

»Ein hohes Tier von der SFF.«

Gabrielle war skeptisch. »Von der ›Space Frontier Foundation‹?«

Die SFF war eine Art Interessenverband von privaten Luft- und Raumfahrtfirmen, Anbietern von Transportleistungen ins All, Unternehmern, Eignern von Risikokapital – alles, was es an privaten Initiativen mit Ambitionen im Weltall gab. Die SFF war von Natur aus kritisch gegen die NASA eingestellt und machte geltend, das Weltraumprogramm der Vereinigten Staaten würde mit unfairen Geschäftspraktiken private Wirtschaftsunternehmen daran hindern, eigene Projekte im Weltraum zu realisieren.

»Die SFF repräsentiert derzeit über einhundert Großunternehmen«, sagte Marjorie Tench, »darunter einige überaus kapitalkräftige Großkonzerne, die alle ungeduldig auf die Ratifizierung des Gesetzes über die Kommerzialisierung des Weltraums warten.«

Gabrielle ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Aus leicht einsehbaren Gründen war die SFF eine lautstarke Befürworterin von Sextons Programm. Wegen der umstrittenen Lobby-Taktiken der SFF hatte der Senator allerdings stets darauf geachtet, sich nicht in allzu große Nähe zu dieser Organisation zu begeben. Unlängst hatte die SFF behauptet, die NASA komme einem »gesetzwidrigen Monopol« gleich, da sie Verluste einfahren und dennoch im Geschäft bleiben könne, was de facto einen unlauteren Wettbewerb mit den privaten Konkurrenten darstelle.

Nach Darstellung der SFF hätten jedes Mal, wenn die Amerikanische Telefongesellschaft einen Satelliten ins AU bringen wollte, mehrere private Raketenbauer angeboten, die Aufgabe für kostengünstige fünfzig Millionen Dollar zu erledigen. Leider hätte die NASA regelmäßig mit einem Angebot von fünfundzwanzig Millionen dazwischengefunkt, obwohl der Auftrag sie in Wirklichkeit das Fünffache kostete. »Die NASA hält mit ihren Verlustoperationen die Tür zum Weltraum für andere verschlossen«, machten die Anwälte der SFF geltend. »Und der Steuerzahler kriegt die Rechnung präsentiert.«

»Diese Fotos beweisen, dass Ihr Kandidat geheime Kontakte mit einer Organisation pflegt, die Repräsentantin der privaten Raumfahrtindustrie ist«, sagte Marjorie

Tench. Sie deutete auf ein weiteres Bündel Dokumente auf dem Tisch. »Wir haben auch einen internen SFF-Schriftwechsel, der beweist, dass die einzelnen Mitglieder nach Umsätzen gestaffelt zu gewaltigen Finanzleistungen aufgefordert wurden und die Gelder auf Konten bewegt wurden, die Senator Sexton kontrolliert. Diese privaten Raumfahrtunternehmen betreiben ein teures Lotteriespiel, um Sexton ins Amt zu hieven. Ich kann das nur so verstehen, dass er sich verpflichtet hat, im Fall seiner Wahl das Kommerzialisierungsgesetz zu ratifizieren und die NASA zu privatisieren.«

Gabrielle war nicht überzeugt. Sie betrachtete die Papiere. »Erwarten Sie von mir, dass ich glaube, das Weiße Haus hätte Beweismaterial für eindeutig illegale Wahlkampf-Finanzierungspraktiken seines Opponenten – und hält es aus irgendeinem Grund geheim?«

»Wie sehen Sie die Sache?«

Gabrielle blickte finster. »Ehrlich gesagt, bei Ihrem Talent, Leute zu manipulieren, glaube ich eher, dass Sie mich mit Dokumenten und Fotos weich kochen wollen, die ein tüchtiges junges Fälschertalent Ihres Stabes auf seinem PC zusammengebastelt hat.«

»Zugegeben, das wäre möglich. Stimmt aber nicht.«

»Nein? Dann erklären Sie mir bitte, wie Sie an all diese internen Dokumente gekommen sind. Bei so vielen Firmen solche Mengen an Beweismaterial zu stehlen, sprengt sogar die Möglichkeiten des Weißen Hauses.«

»Das sehen Sie vollkommen richtig. Diese Informationen sind uns als ungebetenes Geschenk zugegangen.«

Gabrielle fragte sich, was das nun wieder heißen sollte.

»O ja, solche Geschenke erhalten wir häufig«, erklärte Marjorie Tench. »Der Präsident hat viele mächtige Freunde, die ihn gerne weiterhin im Amt sehen würden. Vergessen Sie nicht, dass Ihr Kandidat an vielen Stellen Einschnitte vornehmen will, viele davon unmittelbar hier in Washington. Senator Sexton zitiert bedenkenlos das FBI als Beispiel für einen behördlichen Wasserkopf. Auch die Steuerbehörde hat schon Streifschüsse abbekommen. Vielleicht sitzt irgendwo jemand in einem Büro und ärgert sich.«

Gabrielle wusste, was gemeint war. Mitarbeiter des FBI und des IRS hätten Zugang zu derlei Material und könnten es als anonyme Wahlhilfe ans Weiße Haus

weiterleiten. Doch Gabrielle konnte einfach nicht glauben, dass Senator Sexton sich auf illegale Manöver zur Finanzierung seines Wahlkampfs eingelassen haben sollte. »Wenn dieses Material echt ist, was ich übrigens stark bezweifle«, sagte Gabrielle, »warum sind Sie damit dann nicht an die Öffentlichkeit gegangen?«

»Was glauben Sie?«

»Weil es gesetzwidrig zustande gekommen ist.«

»Das wäre kein Hinderungsgrund!«

»Natürlich wäre es ein Hinderungsgrund! Kein Untersuchungsausschuss würde solches Material zulassen!«

»Wie kommen Sie auf einen Untersuchungsausschuss? Wir müssten es einfach nur der Presse zuspielen. Am nächsten Tag schon könnte es jeder als Bericht ›aus gut unterrichteten Kreisen‹ mit Fotos, Dokumentation und allem Drum und Dran in der Zeitung lesen, und Sexton stünde bis zum Beweis des Gegenteils im Regen. Jeder würde seine lautstarke Anti-NASA-Kampagne als Eingeständnis werten, dass er Bestechungsgelder nimmt.«

Gabrielle wusste, dass Marjorie Tench Recht hatte. »Also gut.

Und warum haben Sie die Informationen trotzdem im Keller behalten?«

»Weil sie negativ besetzt sind. Der Präsident hat versprochen, den Wahlkampf nicht mit negativen Argumenten zu führen und möchte sich an dieses Versprechen halten, solange es irgend geht.«

Ach nein, wie edel! »Sie wollen mir erzählen, der Präsident ist so ein Tugendbold, dass er diese Sachen nicht an die Öffentlichkeit bringen will, weil sie den Leuten sauer aufstoßen könnten?«

»Die Affäre wirft ein negatives Licht auf unser ganzes Land.

Dutzende privater Unternehmen, in denen unzählige anständige Menschen arbeiten, sind darin verwickelt. Die Institution des Senats würde darunter leiden, ebenso die Moral unserer Nation.

Ein korrupter Politiker ist eine Belastung für *alle* Politiker. Die Amerikaner müssen ihren politischen Führern Vertrauen entgegenbringen können. Wir würden eine sehr hässliche Untersuchung bekommen, an deren Ende vermutlich ein Senator und

Dutzende prominenter Manager aus der privaten Raumfahrtindustrie hinter Gittern landen würden.«

Der Gedanke leuchtete Gabrielle zwar ein, aber sie hatte immer noch Zweifel an Marjorie Tenchs Behauptungen.

»Und was hat das alles mit mir zu tun?«

»Um es auf einen einfachen Nenner zu bringen: Wenn wir dieses Material an die Öffentlichkeit bringen, wird Ihr Kandidat eine Untersuchung wegen illegaler Wahlkampffinanzierung über sich ergehen lassen müssen, seinen Sitz im Senat verlieren und höchstwahrscheinlich im Gefängnis landen.« Marjorie Tench machte eine Pause. »Es sei denn…«

Gabrielle bemerkte ein schlangenhaftes Funkeln in den Augen der Chefberaterin. »Es sei denn…?«

Marjorie Tench nahm einen tiefen Zug an der Zigarette. »Es sei denn, Sie helfen uns, das alles zu vermeiden.«

Drückende Stille breitete sich aus.

Marjorie Tench hustete rau. »Gabrielle, hören Sie mir gut zu.

Es gibt drei Gründe, weshalb ich mich entschlossen habe, Ihnen Einblick in diese peinlichen Dokumente zu gewähren: Erstens, um Ihnen vor Augen zu führen, dass Zach Herney ein Ehrenmann ist, für den die Unversehrtheit des Regierungsamts den Vorrang vor persönlichen Vorteilen hat. Zweitens, um Sie darauf aufmerksam zu machen, dass Ihr Kandidat nicht so honorig ist, wie Sie glauben. Und drittens, um Ihnen nahe zu legen, auf das Angebot einzugehen, das ich Ihnen jetzt machen werde.«

»Und das wäre?«

»Ich möchte Ihnen die Gelegenheit geben, das Richtige zu tun.

Das Patriotische. Sie wissen es vielleicht nicht, aber Sie befinden sich in der einmaligen Lage, Washington eine Menge unerquicklicher Skandale ersparen zu können. Wenn Sie bereit sind zu tun, was ich Ihnen vorschlagen möchte, könnten Sie sich damit möglicherweise einen Platz in der Mannschaft des Präsidenten sichern.«

Einen Platz in der Mannschaft des Präsidenten? Gabrielle wollte ihren Ohren nicht

trauen. »Miss Tench, was immer in Ihnen vorgeht, ich mag es nicht, wenn man versucht, mich zu erpressen, in die Zange zu nehmen oder mir von oben herab zu kommen. Ich arbeite im Wahlkampfbüro von Senator Sexton, weil ich seine Politik für richtig halte. Und wenn dieses Spiel ein Beispiel für Zach Herneys Verständnis von Politik sein sollte, ziehe ich es vor, nichts mit ihm zu tun zu haben. Wenn Sie etwas gegen Senator Sexton in der Hand haben, möchte ich Ihnen empfehlen, es der Presse zuzuspielen, wie Sie so schön sagen. Ich halte die ganze Sache für einen abgefeimten Schwindel.«

Marjorie Tench seufzte gelangweilt. »Tut mir Leid, Gabrielle, ich weiß, dass Sie Ihrem Kandidaten vertrauen, aber seine illegalen Finanzierungspraktiken sind eine erwiesene Tatsache.« Sie senkte die Stimme. »Der Witz ist doch der: Natürlich werden der Präsident und ich mit dieser Spendengeschichte an die Öffentlichkeit gehen, falls uns nichts anderes übrig bleibt, aber das gibt eine Schlammschlacht größten Ausmaßes. In diesen Skandal ist eine ganze Reihe bedeutender amerikanischer Wirtschaftsunternehmen verwickelt. Viele unschuldige Leute werden dafür bezahlen müssen.« Sie zog an der Zigarette und blies den Rauch aus.

»Die Lösung, die der Präsident und ich uns in diesem Zusammenhang vorstellen, wäre eine Bloßstellung des Senators… anderer Art. Wir würden die Sache lieber auf kleiner Flamme kochen, ohne Unschuldige und Unbeteiligte hineinzuziehen.« Sie legte die Zigarette in den Aschenbecher und faltete die Hände. »Wir möchten ganz einfach, dass Sie Ihre Sexaffäre mit dem Senator öffentlich eingestehen.«

Gabrielle wurde stocksteif. Marjorie Tench hatte im Tonfall völliger Gewissheit gesprochen. *Unmöglich!* Es konnte einfach nicht sein. Es konnte keine Beweise geben. Es war nur ein einziges Mal zu Intimitäten gekommen, hinter verschlossenen Türen im Büro des Senators. *Sie klopft nur auf den Busch. Sie hat nichts in der Hand.* Gabrielle bemühte sich, mit fester Stimme zu sprechen.

»Sie sind recht großzügig mit Ihren Annahmen, Miss Tench.«

»Welche Annahme meinen Sie? Dass Sie mit Sexton eine Affäre hatten? Oder dass Sie Ihren Kandidaten fallen lassen?«

»Beides.«

Marjorie Tench lächelte knapp und stand auf. »Dann wollen wir dem Rätselraten ein Ende machen, zumindest in einem Punkt.« Sie ging wieder zum Wandsafe, nahm einen roten Umschlag mit dem Zeichen des Weißen Hauses heraus und schüttelte den Inhalt vor Gabrielle auf den Schreibtisch.

Dutzende von Farbfotos schlitterten über die Tischplatte. Der Boden schwankte unter Gabrielles Füßen. Sie spürte ihre gesamte Karriere wie ein Kartenhaus in sich zusammenbrechen.

46

Der Fallwind, der außerhalb der Kuppel den Gletscher heruntergefaucht kam, ähnelte in nichts den Winden, die Tolland von den Meeren kannte. Auf dem Meer wurde der Wind von Ebbe und Flut, von Kalt- und Warmfronten angetrieben, und seine Kraft schwoll an und ab. Der Gletscherfallwind jedoch gehorchte einem einfachen physikalischen Gesetz. Die Luft kühlte sich auf dem Eis des Gletschers ab, wurde dichter und schwerer und rollte wie ein Güterzug mit schwerer Kaltluft auf dem Rücken des Gletschers herunter. Es war der brutalste Wind, dem Tolland je ausgesetzt gewesen war. Dieser vollkommen gleichmäßige Wind wäre der Traum eines Seglers gewesen, hätte er als frische Brise mit zwanzig Knoten geblasen; zurzeit aber jagte er mit der Orkanstärke von achtzig Knoten übers Eis. Er war ein Albtraum, auch wenn man sich auf festem Grund befand. Wenn Tolland sich nach hinten fallen ließ, richtete ihn die Kraft des Luftdrucks in seinem Rücken mit Leichtigkeit wieder auf.

Das leichte Gefälle des Eisschelfs hinunter zum dreieinhalb Kilometer entfernten Meer machte den tobenden Luftstrom für Tolland noch aufreibender. Trotz der scharfen Spikes unter seinen Stiefeln hatte er das ungute Gefühl, der Orkan könnte ihn beim kleinsten Fehltritt packen und das endlose Gefälle hinunterwirbeln. Norah Mangors zweiminütiger Schnellkurs über die Sicherheit auf dem Gletscher kam ihm jetzt sehr ungenügend vor.

Das ist das Piranha-Eisbeil, hatte Norah gesagt, als sie allen das leichtgewichtige, T-förmige Spezialwerkzeug beim Ankleiden an den Gürtel geschnallt hatte. *Standardblatt, Bananenblatt, Halbrundblatt, Hammer und Querbeil. Wenn man fällt oder davongeweht wird, muss man nur eine Hand an den Stiel und die andere auf den T-Balken des Werkzeugs legen, den Stiel ins Eis rammen und sich oben drauf fallen lassen. Mit den Spikes krallt man sich im Eis fest.*

Nach diesem beruhigenden Spruch hatte Norah allen das Bergsteigergeschirr zum Anseilen angelegt. Sie hatten Schutzbrillen aufgesetzt und waren hinausgestapft in die Dunkelheit des Nachmittags.

Jetzt tappten vier Gestalten im von den Sicherungsleinen vorgegebenen Abstand von zehn Metern im Gänsemarsch den Gletscher hinunter. Norah ging vorneweg, gefolgt von Corky, Rachel und Tolland als Ankermann am Ende.

Je weiter sie sich von der Kuppel entfernten, desto mulmiger wurde es Tolland zumute. In seinem Anzug war ihm zwar warm; dennoch kam er sich vor wie ein Raumfahrer, der tapsig auf einem fernen Planeten herumwandert. Der Mond war hinter dicken Sturmwolken verschwunden, und das Eisfeld lag in undurchdringlicher Finsternis. Der Fallwind, der sich mit Macht gegen seinen Rücken warf, schien mit jeder Minute zuzulegen. Er strengte die Augen an, um durch die Schutzbrille etwas von seinem Umfeld zu erkennen. Die abgrundtiefe Gefährlichkeit des Ortes kroch ihm ins Bewusstsein. Bei allem Geheimhaltungsinteresse der NASA wunderte Tolland sich doch, dass Ekstrom es für klug befunden hatte, gleich vier Menschenleben hier draußen aufs Spiel zu setzen, und nicht nur zwei, zumal es sich bei den beiden zusätzlich ins Spiel gebrachten Personen um eine Senatorentochter und einen berühmten Astrophysiker handelte. Wie zu erwarten überkam ihn als Kapitän eines Schiffes das Gefühl besonderer Verantwortung für seine Begleiter Rachel und Corky.

»Immer hinter mir bleiben!«, rief Norah. Ihre Stimme wurde vom Sturm beinahe verschluckt. »Der Schlitten zeigt uns den Weg!«

Der Aluminiumschlitten mit einem starken Frontscheinwerfer, auf dem Norah ihre Gerätschaften transportierte, besaß die Form eines etwas zu groß geratenen Plastikkinderschlittens. Er war noch einsatzbereit gepackt gewesen mit den Apparaten, der Sicherheitsausrüstung, den Batterien und Fackeln, die Norah in den vergangenen Tagen auf dem Gletscher verwendet hatte.

Über die gesamte Ladung war eine ringsum festgeknöpfte starke Plane gespannt. Ungeachtet der schweren Ladung glitt das Gefährt mühelos auf seinen langen Kufen dahin. Auf dem sanften Gefälle und erst recht bei diesem gnadenlosen Rückenwind wäre er von alleine losgejagt, doch Norah hielt den Schlitten, der schnurgerade seinen Weg nahm, fest unter Kontrolle.

Die Gruppe entfernte sich zusehends von der Kuppel. Tolland blickte über die Schulter zurück. Sie waren noch keine fünfzig Meter entfernt, als die blasse Rundung sich bereits in der Dunkelheit verlor.

»Haben Sie sich überlegt, wie wir zurückfinden?«, rief Tolland Norah zu. »Die Kuppel ist schon fast nicht mehr…« Laut zischend leuchtete in Norahs Hand eine Fackel auf und schuf um sie herum einen hellen Lichtkreis von ungefähr zwanzig

Metern im Durchmesser. Norah kratzte mit dem Absatz eine Mulde in den Oberflächenschnee, wobei sie in Windrichtung einen kleinen Schutzwall anhäufte, bevor sie den kurzen Stiel der Fackel in den Untergrund stieß.

»Hightech-Brotkrumen«, rief sie.

»Brotkrumen?«, fragte Rachel verwundert und schirmte die Augen gegen die plötzliche Helligkeit ab.

»Wie bei Hänsel und Gretel«, rief Norah. »Die Fackeln werden uns den Rückweg weisen. Brennen eine Stunde lang.«

Norah drehte sich um und führte die Gruppe weiter den Gletscher hinunter in die Dunkelheit.

47

Als Gabrielle Ashe aus Marjorie Tenchs Büro stürmte, hätte sie beinahe eine Sekretärin über den Haufen gerannt. Vor Entsetzen sah sie nur noch die Fotos – ineinander verschlungene Leiber, verzückte Gesichter.

Sie hatte keinen Schimmer, wie die Fotos entstanden sein konnten, aber dass sie echt waren, wusste sie genau. Die Bilder waren augenscheinlich von oben mit einer versteckten Kamera in Senator Sextons Büro aufgenommen worden. *Gott steh mir bei*.

Eines der Fotos zeigte Gabrielle und Sexton beim Geschlechtsverkehr auf dem mit amtlichen Dokumenten übersäten Schreibtisch des Senators.

Vor dem Kartenraum wurde sie von Marjorie Tench eingeholt.

Sie hatte den roten Umschlag noch in der Hand. »Ich darf Ihrer Reaktion wohl entnehmen, dass Sie die Fotos für echt halten.«

Die Chefberaterin des Präsidenten schien sich zu amüsieren. »Ich hoffe, das genügt, um Sie zu überzeugen, dass das andere Material genauso echt ist. Es stammt aus der gleichen Quelle.«

Während Gabrielle den Flur hinunterrannte, hatte sie das Gefühl, am ganzen Körper

schamrot zu werden. *Wo ist der verdammte Ausgang?*

Marjorie Tench hatte keine Mühe, Schritt zu halten. »Senator Sexton hat vor der ganzen Welt geschworen, dass Ihre Beziehung rein platonischer Natur sei. Sein Fernsehauftritt damals war sehr überzeugend. Ich habe eine Videoaufzeichnung davon in meinem Büro, falls Sie Ihr Gedächtnis auffrischen wollen.«

Gabrielle brauchte keine Gedächtnisauffrischung. Sie erinnerte sich nur allzu gut an die Pressekonferenz und Sextons ebenso unerbittliches wie inbrünstiges Nein.

»Was für ein Jammer«, sagte Marjorie Tench mit einem ironischen Unterton. »Senator Sexton blickt dem ganzen amerikanischen Volk treuherzig in die Augen und lügt wie gedruckt. Die Leute haben aber ein Recht auf die Wahrheit. Und sie werden die Wahrheit erfahren. Dafür werde ich höchstpersönlich sorgen.

Die einzige Frage ist, *wie* die Leute die Wahrheit erfahren. Wir sind der Meinung, am besten von Ihnen.«

Gabrielle fehlten die Worte. »Glauben Sie im Ernst, ich helfe Ihnen, meinen eigenen Kandidaten abzuschießen?«

Marjorie Tenchs Gesicht wurde hart. »Gabrielle, ich habe leider die besseren Karten. Ich gebe Ihnen die Chance, allen einen Haufen Scherereien zu ersparen, indem Sie sich hinstellen und die Wahrheit sagen. Ich brauche lediglich eine unterschriebene Erklärung von Ihnen.«

Gabrielle blieb ruckartig stehen. »Was?«

»Wenn wir eine unterzeichnete Erklärung in der Hand haben, können wir uns mit dem Senator ohne viel Lärm ins Benehmen setzen und unserem Land eine unschöne Schlammschlacht ersparen. Mein Angebot ist ganz einfach: Unterschreiben Sie mir eine Erklärung, und diese Fotos gelangen nie an die Öffentlichkeit.«

»Sie wollen eine Erklärung?«

»Juristisch betrachtet wäre eine beeidete Aussage natürlich besser, aber wir haben hier im Haus einen Notar, der in diesem Fall…«

»Sie sind ja verrückt!« Gabrielle schritt wieder aus.

Die Chefberaterin heftete sich an ihre Seite. Ihr Tonfall war wütend geworden. »Senator Sexton wird so oder so den Bach hinuntergehen. Gabrielle, ich mache

Ihnen ein Angebot, aus dieser Sache herauszukommen, ohne Ihren nackten Hintern in den Morgenzeitungen zu sehen! Der Präsident ist ein Mann mit moralischen Grundsätzen. Er möchte nicht, dass diese Fotos veröffentlicht werden. Wenn Sie sich mit einer kleinen eidesstattlichen Erklärung in Ihren eigenen Worten zu dieser Sache bekennen, wären wir alle mit Anstand aus dieser Sache heraus.«

»Ich bin nicht käuflich.«

»Dafür ist Ihr Kandidat es umso mehr. Er ist gefährlich und bricht das Gesetz.«

»Er bricht das Gesetz? Sie sind es doch, die in Büros einbrechen und illegale Fotos machen! Haben Sie schon mal von Watergate gehört?«

»Wir haben nichts mit diesen Schmuddelaufnahmen zu tun.

Diese Fotos stammen aus der gleichen Quelle wie die Informationen über die Wahlkampfspenden der SFF. Es gibt jemand, der euch zwei auf dem Kieker hat.«

Gabrielle stürmte am Schreibtisch für die Ausgabe der Besucherausweise vorbei. Sie riss sich die Hundemarke ab und warf sie dem verdutzten Beamten hin. Marjorie Tench folgte ihr immer noch auf dem Fuß.

»Sie haben nicht mehr viel Zeit. Entscheiden Sie sich, Miss Ashe!« Sie waren inzwischen fast am Ausgang. »Entweder Sie bringen mir Ihre eidesstattliche Erklärung, in der Sie Ihre sexuelle Beziehung zu Senator Sexton eingestehen, oder der Präsident sieht sich gezwungen, heute Abend um zwanzig Uhr mit allem an die Öffentlichkeit zu gehen – Sextons Finanzmauscheleien, den Fotos von Ihnen und das ganze Drum und Dran. Und glauben Sie mir – dann werden Sie zusammen mit Sexton sang- und klanglos in der Versenkung verschwinden.«

Gabrielle sah das Ausgangstor vor sich und rannte darauf zu.

»Heute Abend um acht liegt die Erklärung auf meinem Schreibtisch. Seien Sie ein kluges Kind, Gabrielle!« Tench warf ihr den Umschlag mit den Fotos hinterher. »Das schenke ich Ihnen. Wir haben jede Menge davon.«

48

Langsam bewegte sich die Gruppe die eisige schräge Ebene hinab immer tiefer in

die Nacht hinein. Rachel Sextons innerliches Frösteln verstärkte sich. Beunruhigende Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf – der Meteorit, das phosphoreszierende Plankton, die unabsehbaren Folgen, falls Norah Mangor mit den Eisbohrkernen einen Fehler gemacht hatte.

Zehn Minuten und vier Fackeln später befand sich die Gruppe gut zweihundert Meter von der Kuppel entfernt. Norah blieb ohne Warnung abrupt stehen. »Genau hier!«, sagte sie wie ein Wünschelrutengänger, der geheimnisvollerweise die einzig richtige Stelle für eine Brunnenbohrung ausgemacht hat.

Rachel blickte zurück auf die schiefe Ebene. Die Kuppel war längst in der Düsternis der wolkenverhangenen Mondnacht verschwunden, aber die Linie der Fackeln war klar auszumachen.

Wie ein Leitstern blinkte in der Ferne das erste der Lichter, die, einer sorgfältig vermessenen Einflugschneise nicht unähnlich, in einer vollkommen geraden Linie verliefen.

»Deshalb habe ich unseren Schlitten den Leithammel machen lassen«, rief Norah, als sie Rachel das Werk bewundern sah. »Die Kufen sind vollkommen gerade. Wenn man den Schlitten einfach laufen lässt, bewegt er sich garantiert geradeaus.«

»Guter Trick«, rief Tolland. »Ich wünschte, so etwas gäbe es auch fürs offene Meer.«

Wir sind auf dem offenen Meer, ging es Rachel beim Gedanken an den Ozean unter ihren Füßen durch den Kopf. Sie stutzte. Für den Bruchteil einer Sekunde war das fernste Licht verloschen und sofort darauf wieder erschienen, als wäre etwas davor vorbeigezogen. Rachel wurde von Unruhe gepackt. »Norah!«, rief sie in den tosenden Wind. »Gibt es hier Eisbären?«

Norah reagierte nicht. Sie war mit der Vorbereitung der letzten Fackel beschäftigt.

»Eisbären fressen Seehunde«, rief Tolland. »Menschen greifen sie nur an, wenn man ihnen in die Quere kommt.«

»Aber hier gibt es doch Eisbären, oder?«

»Ja«, rief Tolland. »Schließlich hat die Arktis von den Eisbären ihren Namen. ›Arktos‹ ist das griechische Wort für Bär.«

Na, wunderbar, dachte Rachel und starrte nervös in die Finsternis.

Norah drückte die letzte Fackel in den Schnee. Um den rötlichen Lichtkreis herum hockte wie hinter einem zugezogenen schwarzen Samtvorhang in völliger Unsichtbarkeit die restliche Welt.

Norah stemmte die Füße auf den Boden und zog den Schlitten Hand über Hand bedächtig ein paar Meter zurück. Sie ließ Tolland das Führungsseil halten, kroch auf allen vieren um den Schlitten und klappte die Krallenbremsen an den Schlittenkufen herunter. Sie stand auf und schlug sich den Schnee vom Anzug.

»Das wäre geschafft«, rief sie. »Dann wollen wir mal anfangen.«

An der Leeseite des Schlittens fing sie an, die Plane aufzuknöpfen. Um zu helfen, machte Rachel sich an der anderen Seite des Schlittens ans Werk.

»Um Gottes willen, bloß nicht!«, rief Norah entsetzt.

Verwirrt prallte Rachel zurück.

»Niemals an der Luvseite aufmachen! Das gibt einen Windsack!

Der Schlitten würde davonrauschen wie ein Regenschirm im Windkanal!«

»Tut mir Leid, ich wollte nur…«

Norah starrte sie zornig an. »Sie und unser Preisträger wären besser drin geblieben.«

Das wären wir besser alle, dachte Rachel.

Amateure, zischte Norah vor sich hin. Sie verfluchte Ekstrom, der ihr Corky und Rachel aufgehalst hatte. *Diese Komiker bringen es noch so weit, dass wir hier hopps gehen.* Zurzeit hatte sie absolut keine Lust, den Babysitter zu spielen. »Mike«, rief sie, »helfen Sie mir mal mit dem GPR.« Tolland half die Apparatur auszupacken und auf dem Eis in Stellung zu bringen. Das »Ground Penetrating Radar«, kurz GPR genannte Gerät sandte Radarwellen in den Boden und machte die Beschaffenheit des Untergrunds sichtbar. Es sah aus wie drei an einem Aluminiumrahmen parallel zueinander montierte Miniatur-Schneepflugblätter. Der Apparat war nur knapp einen Meter lang und hatte einen Kabelanschluss für eine Bootsbatterie mit Spannungsregler auf dem Schlitten.

»Das soll ein Radargerät sein?«, rief Corky in den Wind.

Wortlos nickte Norah. Das GPR war weitaus besser als die Messapparatur des PODS-Satelliten geeignet, Meerwassereis aufzuspüren. Der Sender des GPR schickte Radarimpulse durch das Eis, die von Substanzen mit unterschiedlicher Kristallstruktur unterschiedlich reflektiert wurden. Reines Süßwasser gefror in einer flachen und geschichteten Gitterstruktur, während Meerwassereis wegen des Natriumgehalts eine verzweigte, eher netzartige Struktur bildete, von der die Radarwellen diffus in sämtliche Richtungen zurückgeworfen wurden und die im Gerät registrierten Reflexionen entsprechend schwächer waren.

Norah ließ das Gerät warmlaufen. »Ich werde eine Art Querschnittsaufnahme von der Eistafel rund um das Bergungsloch machen« rief sie. »Der Rechner im Gerät wird daraus ein Querschnittsbild des Gletschers zusammensetzen und anschließend ausdrucken. Salzwassereis, falls vorhanden, wird sich auf dem Ausdruck als dunkler Schatten abzeichnen.«

»Ich höre immer Ausdruck«, sagte Tolland. »Sie können hier draußen einen Ausdruck machen?«

Norah deutete auf ein Kabel, das vom GPR zu einem bislang noch unter der Plane verborgenen Apparat führte. »Etwas anderes als Ausdrucken geht nicht. Monitore leeren die Batterie zu schnell, deshalb drucken Glaziologen in der Feldforschung ihre Daten mit einem Thermodrucker aus. Die Farben sind zwar etwas matt, aber unter minus zwanzig Grad klumpt bei Laserdruckern der Toner. Das habe ich in Alaska lernen müssen.«

Norah scheuchte alle auf die tiefer gelegene Seite des GPR. Als sie zur Ausrichtung des Geräts Peilung nehmen wollte, konnte sie wegen des hellen Fackelscheins nichts erkennen. »Mike, ich muss das Gerät auf die Kuppel mit dem Meteoritenloch ausrichten«, rief sie, »aber hier blendet mich die Fackel. Ich gehe ein paar Schritte zurück, bis ich etwas sehen kann; dann strecke ich die Arme genau in Verlängerung der Linie der Fackeln aus. Sie können dann das GPR ausrichten.«

Tolland nickte und kniete sich neben das Gerät.

Norah Mangor grub die Spikes ins Eis und stemmte sich gegen den Sturm. Der Fallwind war heute viel stärker, als sie angenommen hatte. Es machte nichts – in ein paar Minuten würden sie hier fertig sein. *Dann werden alle sehen, dass ich Recht hatte.* Sie stapfte gut zehn Meter gegen den Sturm in die vermutete Richtung der Kuppel. Zugleich mit dem Erreichen der Lichtgrenze straffte sich das Sicherungsseil mit einem Ruck.

Norah schaute den Gletscher hinauf. Als ihre Augen sich an das grelle Weiß gewöhnt hatten, tauchte die Linie der Lichter ein paar Grad nach links versetzt auf. Norah veränderte ihre Position, bis sie exakt in Verlängerung der Lichterlinie stand, und zeigte mit ausgestreckten Armen wie eine Kompassnadel die genaue Richtung an. »Jetzt!«, rief sie. »Mike, Sie können einpeilen!«

Tolland besorgte die Feineinstellung. »Alles klar!«

Als Norah in Vorfreude auf den Heimweg mit einem letzten Blick die sanfte Steigung hinaufsah, geschah etwas Seltsames. Die vorletzte Fackel verlosch plötzlich. Bevor Norah sich über die Brenndauer Sorgen machen konnte, flammte die Fackel wieder auf. Wäre es nicht völlig ausgeschlossen gewesen, hätte Norah angenommen, dass jemand zwischen ihr und der Fackel hindurchgegangen war. Hier draußen konnte unmöglich jemand sein… es sei denn, Ekstrom hatte ein schlechtes Gewissen bekommen und NASA-Leute hinterhergeschickt, woran sie aber nicht so recht glauben wollte. Ach, das war nichts weiter, dachte sie. Vielleicht hat der Wind die Flamme kurzzeitig fast zum Erlöschen gebracht. Sie ging wieder zum Gerät. »Alles so weit klar?«

»Ich denke schon«, meinte Tolland.

Norah ging zur Steuerungseinheit auf dem Schlitten und drückte auf einen Knopf. Die Anlage gab ein kurzes akustisches Signal von sich. »Okay«, sagte sie, »fertig!«

»Das war’s schon?«, staunte Corky.

»Den Rest der Arbeit erledigt die Anlage. Der eigentliche Schuss dauert nur eine Sekunde.«

Der Thermodrucker auf dem Schlitten in seinem durchsichtigen Plastikgehäuse hatte bereits zu summen und zu klicken angefangen. Langsam schob sich ein breites Papierband heraus. Als das Gerät verstummte, griff Norah in den Kasten und riss den Ausdruck ab. *Sie werden schon sehen,* dachte sie und ging mit dem Papier zur Fackel hinüber, damit jeder die Abbildung gut erkennen konnte. *Von wegen, Salzwasser!* Alle waren zu Norah getreten.

Sie stand an der Flamme, den Ausdruck fest in der behandschuhten Hand. Mit einem tiefen Atemzug faltete sie das Papier auseinander, um den Befund zu prüfen. Das Bild vor ihren Augen ließ sie vor Schreck zusammenfahren.

»O Gott!« Norah starrte auf den Ausdruck und konnte nicht glauben, was sie sah. Der Ausdruck zeigte erwartungsgemäß einen klaren Querschnitt des

wassergefüllten Bergungslochs. Doch niemals hätte Norah damit gerechnet, den schemenhaften Umriss einer menschlichen Gestalt in halber Höhe des Schachts schweben zu sehen. Das Blut stockte ihr in den Adern. »Mein Gott, da hängt eine Leiche!«

Alle starrten schweigend auf das Papier.

Die geisterhafte Gestalt schwebte mit dem Kopf nach unten in der engen Röhre. Um die Leiche herum bauschte sich etwas Schleierartiges wie eine Aura. Norah begriff, was diese Aura in Wirklichkeit war. Das Radargerät hatte den dicken Mantel des Opfers als feinen Schleier abgebildet. Es konnte nur ein langer, dicker Kamelhaarmantel sein.

»Das ist Ming!«, flüsterte sie. »Er muss ausgerutscht sein…«

Norah Mangor hätte nicht gedacht, dass die Entdeckung Mings der kleinere der Schrecken war, die der Ausdruck bereithielt. Als ihre Blicke den Schacht hinunterglitten, sah sie noch etwas.

Das Eis unter dem Bergungsschacht!

Norah starrte fassungslos auf das Papier. Ihr erster Gedanke war, dass mit der Messung etwas nicht geklappt hatte. Als sie das Bild genauer studierte, setzte das Begreifen ein wie ein sich langsam aufbauender Sturm. Die Ecken des Papierbogens flatterten wild im Wind, als sie sich näher zur Flamme beugte, um besser sehen zu können.

Aber… das war doch nicht möglich!

Da explodierte die Wahrheit jäh in ihrem Kopf. Sie hatte das Gefühl, in eine Lawine geraten zu sein. Jeder Gedanke an Ming wurde überrollt.

Jetzt begriff Norah alles. *Das Salzwasser im Schacht!* Sie ging neben der Fackel im Schnee in die Knie. Ihr Atem stockte. Das Papier noch immer in der Hand, begann sie zu zittern.

Die Wut kochte in ihr hoch. »Ihr Schweine!«, brüllte sie in Richtung der Kuppel. »Ihr verdammten Schweine!« Ihre Schreie verloren sich im Wind.

Nur fünfzig Meter entfernt stand Delta-1 in der Dunkelheit. Das CrypTalk dicht vor dem Mund, übermittelte er dem Einsatzleiter kurz und knapp: »Sie wissen Bescheid.«

49

Norah Mangor kniete immer noch auf dem Eis, als Michael Tolland ihr den Ausdruck aus den zitternden Händen nahm. Der schwebende Leichnam von Dr. Ming jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken, während er die Abbildung vor seinen Augen zu deuten versuchte.

Er sah den Bergungsschacht von der Oberfläche sechzig Meter tief ins Eis abfallen. Er sah Mings Leiche in der Röhre schweben.

Tollands Blicke glitten tiefer. Hier stimmte etwas nicht. Unmittelbar *unter* dem Bergungsschacht setzte eine dunkle massive Säule von Salzwassereis an und lief mit dem gleichen Durchmesser wie der Bergungsschacht senkrecht nach unten weiter bis zum freien Meerwasser unter dem Eisschelf.

»Mein Gott!«, rief Rachel. Sie hatte Tolland über die Schulter geschaut. »Das sieht ja aus, als ginge der Meteoritenschacht durch den ganzen Eisschelf hindurch bis hinunter ins Meer!«

Tolland stand wie versteinert. Sein Verstand weigerte sich, die einzige logische Erklärung anzuerkennen, und doch wusste er, dass es die Wahrheit war. Auch Corky stand der Schock ins Gesicht geschrieben.

»Da hat jemand von *unten* in den Schelf hochgebohrt!«, rief Norah außer sich vor Zorn. »Der Brocken ist künstlich von unten ins Eis eingebracht worden!«

So gern der Idealist in Tolland Norah widersprochen hätte, so gut wusste der Wissenschaftler in ihm, dass sie Recht hatte. Zwischen dem Milne-Eisschelf und dem Grund des Eismeers bestand ausreichend Abstand, dass ein Tauch- oder U-Boot darunter manövrieren konnte. Im Wasser wog alles wesentlich weniger. Selbst ein relativ kleines Fahrzeug wie Tollands Einmann-Forschungs-Tauchboot hätte den Meteoriten mit seinen Greifarmen transportieren können. Das U-Boot hätte vom offenen Meer her anfahren, unter den Schelf abtauchen und dann einen Schacht nach oben ins Eis treiben können. Anschließend hätte man mit einem verlängerten Greifarm oder mit luftgefüllten Ballons den Meteoriten den Schacht hinaufdrücken können. Wenn der Meteorit an Ort und Stelle war, würde das Meerwasser langsam gefrieren. Sobald der Schacht durch das Eis so weit verengt worden war, dass der Brocken nicht mehr herausfallen konnte, würde das Boot den Greifarm wieder einziehen und verschwinden. Mutter Natur würde auch den Rest der Bohrung

verschließen, und sämtliche Spuren des Betrugs wären verwischt.

»Aber wozu, um Gottes willen?«, rief Rachel. Sie nahm Tolland den Ausdruck aus der Hand und studierte ihn. »Warum sollte jemand so etwas tun?«, fragte sie. »Kann es nicht doch ein Gerätefehler sein?«

»Niemals! Außerdem liefert uns der Ausdruck die perfekte Erklärung für die Leuchtbakterien im Wasser«, sagte Norah.

Wie Tolland zugeben musste, war Norahs Darlegung von erschreckender Logik. Phosphoreszierende Dinoflagellaten wären in der Bohrung instinktiv nach oben geschwommen und direkt unter dem Meteoriten im Eis eingefroren. Später, als Norah den Brocken aufheizte, war die Eisschicht unmittelbar unter dem Meteoriten ebenfalls geschmolzen. Das Plankton wurde freigesetzt, schwamm wieder seinem Instinkt gehorchend nach oben und gelangte bis an die Oberfläche in der Kuppel, wo es aus Mangel an Salzwasser allmählich einging.

»Das ist doch Wahnsinn!«, rief Corky. »Die NASA hat einen Meteoriten mit extraterrestrischen Fossilieneinschlüssen! Weshalb sollte es darauf ankommen, wo er gefunden wird? Weshalb soll sich die NASA die Mühe machen, das Ding in einen Eisschelf einzulöten?«

»Was weiß ich?«, wehrte sich Norah. »Ein GPR-Ausdruck lügt jedenfalls nicht. Man hat uns reingelegt! Dieser Meteorit ist kein Bruchstück des Jungersol-Meteoriten. Er kann noch nicht lange im Eis stecken, höchstens ein Jahr, sonst wäre das Plankton hin!«

Sie war schon damit beschäftigt, ihre Gerätschaften einzupacken und auf dem Schlitten zu verstauen. »Wir müssen schleunigst zurück und etwas unternehmen! Der Präsident ist drauf und dran, sich mit falschen Daten vor die Kameras zu stellen! Die NASA hat ihn ausgetrickst!«

»Moment mal!«, rief Rachel. »Wir sollten mindestens noch eine weitere Aufnahme machen. Das ergibt doch alles keinen Sinn!

Wer wird uns glauben?«

»Jeder!«, rief Norah. »Ich werde in die Kuppel marschieren und noch eine Kernbohrung vom Grund des Meteoritenschachts ziehen. Wenn ich Salzwasser hinaufhole, wird auch der letzte Zweifler überzeugt sein, das garantiere ich Ihnen!«

Norah löste die Krallenbremsen des Geräteschlittens, schwang ihn herum und

stapfte in Richtung Kuppel. Die Krallenstiefel ins Eis gestemmt, zog sie den Schlitten mit bemerkenswerter Leichtigkeit hinter sich her.

»Los, voran!«, rief sie und zog die angeseilte Mannschaft mit sich aus dem schwindenden Licht des beleuchteten Kreises. »Ich weiß nicht, was die NASA hier eigentlich abzieht, aber ich habe keine Lust, mich als Bauer in diesem Schachspiel…«

Norah Mangors Kopf flog in den Nacken, als wäre sie mit der Stirn gegen einen unsichtbaren Balken gelaufen. Sie stieß einen gutturalen Schrei aus, wankte und fiel rückwärts aufs Eis. Fast gleichzeitig wurde Corky herumgerissen. Mit einem Aufschrei griff er sich an die Schulter und ging schmerzverkrümmt zu Boden.

Ein kleiner Gegenstand pfiff knapp an Rachels Schläfe und dem Ohr vorbei. Den Ausdruck in ihrer Hand, Mings Leiche, den Meteoriten und den rätselhaften Schacht durchs Eis hatte sie augenblicklich vergessen. Instinktiv ging sie in die Hocke und zog Tolland zu sich herunter.

»Was ist das?«, rief Tolland.

Rachel, die ziemlich ratlos war, tippte auf einen Hagelsturm, der Eisgeschosse vom Gletscher herunterblies. Das Sperrfeuer aus murmelgroßen Geschossen konzentrierte sich unerklärlicherweise plötzlich auf Rachel und Tolland. Ringsumher schlug es ein und ließ kleine Eisfontänen aufspritzen. Rachel warf sich zu Boden und suchte hinter dem Schlitten Deckung. Einen Moment später kam auch Tolland herangekrochen.

Tolland sah Norah und Corky schutzlos auf dem Eis liegen.

»Wir müssen sie mit dem Seil in Deckung ziehen«, rief er und zerrte an der Leine, doch sie hatte sich in den Kufen verfangen.

Rachel stopfte den Ausdruck in eine Tasche mit Klettverschluss an ihrem Anzug. Tolland versuchte die Leine freizubekommen. Der Hagelschlag prasselte jetzt erst richtig auf den Schlitten ein. Mutter Natur schien Norah und Corky links liegen zu lassen und nur noch Rachel und Tolland aufs Korn zu nehmen. Eines der Hagelkörner wurde von der Schutzplane des Schlittens aufgefangen, prallte gedämpft ab und fiel Rachel vor die Nase. Als Rachel die Geschosse sah, gefror ihr das Blut in den Adern. Es waren künstlich erzeugte Eiskugeln mit einem feinen Grat ringsum, kirschgroß und makellos rund mit glatter, wie poliert aussehender Oberfläche. In einer Presse erzeugte Musketenkugeln aus Eis.

Eisgeschosse!

Von Berufs wegen war Rachel mit der noch geheimen neuen »IM«-Waffentechnik – improvisierte Munition – wohl vertraut.

Es gab Schneegewehre, die Eiskugeln verschossen, Wüstengewehre, die Sand zu Glasprojektilen umschmolzen, Wassergewehre, deren Druckwasserstöße Knochen brechen konnten. In den Gewehrkolben gestopfter Schnee lieferte nach Bedarf jene Eismunition, mit der sie jetzt beschossen wurden.

Rachels Kenntnis der Waffentechnologie ließ nur einen entsetzlichen Schluss zu: Die Angreifer waren Kämpfer einer U.S. Spezialeinsatztruppe, die als Einzige bei Feldeinsätzen mit den geheimen IM-Waffensystemen ausgerüstet waren. Die Chance, diesen Angriff zu überleben, war mehr als gering.

Ein Geschoss kreischte durch eine Lücke in der Gerätelast des Schlittens und traf Rachel in der Magengegend. Selbst in ihrem dick gepolsterten Anzug hatte sie das Gefühl, einen Huftritt bekommen zu haben. Ihr wurde schwarz vor Augen, und sie fiel nach hinten. Im Fallen suchte sie Halt am Schlitten.

Tolland hechtete zu ihr, jedoch zu spät. Zusammen mit Rachel wurde er unter eine Lawine aus elektronischen Geräten begraben.

»Das sind… Geschosse!«, japste Rachel mit dem letzten Rest Puste. »Laufen Sie!«

50

Für Gabrielle Ashe konnte der U-Bahn-Zug der Washington MetroRail gar nicht schnell genug Abstand vom Weißen Haus gewinnen. Starr aufgerichtet saß sie in einer verlassenen Ecke des Waggons, während draußen am Fenster verwischte dunkle Schatten vorbeijagten. Sie hielt Marjorie Tenchs großen roten Umschlag auf dem Schoß. Er schien Zentner zu wiegen.

Ich muss unbedingt mit Sexton reden, dachte Gabrielle, während die U-Bahn Fahrt aufnahm. *Jetzt sofort.*

Im düsteren Zwielicht des Waggons hatte Gabrielle das Gefühl eines psychedelischen Albtraums. Kurz aufflammende Lichter fegten vorbei wie Stroboskopblitze in einer Diskothek. Die Canyons der mächtigen Tunnelmauern

schlossen sie von allen Seiten ein.

Sagt mir, dass es nicht wahr ist!

Sie starrte den Umschlag an. Schließlich löste sie die Verschlussklammer und zog eines der Fotos heraus. Die Waggonbeleuchtung flackerte. Das stoßweise Licht fiel auf eine schockierende Szenerie – Sedgewick Sexton, splitternackt, das Gesicht voll der Kamera zugewandt; daneben, ebenfalls nackt, Gabrielles dunklere Gestalt.

Fröstelnd steckte sie das Foto in den Umschlag zurück und klammerte ihn mit zitternden Fingern wieder zu.

Es ist vorbei.

Als die Bahn vor L'Enfant Plaza den Tunnel verließ und den ebenerdigen Streckenabschnitt erklomm, kramte Gabrielle hastig das Handy heraus. Sie wählte Sextons private Handynummer, doch es meldete sich nur die Mailbox. Verwundert rief sie im Büro des Senators an. Die Sekretärin nahm ab.

»Hier Gabrielle. Ist der Chef da?«

»Wo haben Sie gesteckt? Er hat Sie gesucht!« Die Stimme der Sekretärin klang gereizt.

»Ich hatte eine Besprechung, die kein Ende fand. Ich muss den Chef unbedingt sofort sprechen.«

»Da müssen Sie sich bis morgen gedulden. Er ist in Westbroke.«

Sextons Washingtoner Wohnung befand sich im Westbroke Apartmentgebäude. »Dort hab ich es schon versucht, aber er nimmt nicht ab«, sagte Gabrielle.

»Er hat für heute Abend ein P.E. eingetragen«, sagte die Sekretärin. »Er ist schon ziemlich früh weg.«

Gabrielle runzelte die Stirn. *Persönliches Event.* Vor lauter Aufregung hatte sie gar nicht daran gedacht. Sexton hatte sich einen ruhigen Abend zu Hause gegönnt und wollte nicht gestört werden. Er war sehr eigen mit seinen P.-E.-Terminen. *Ich will von keinem etwas hören, es sei denn, das Haus steht in Flammen,* pflegte er immer zu sagen. Gabrielle war allerdings der Ansicht, dass Sextons Haus lichterloh in Flammen stand. »Sie müssen unbedingt versuchen, ihn an die Strippe zu bekommen«, sagte sie zu der Sekretärin.

»Das geht nicht.«

»Es ist sehr dringend! Ich muss unbedingt…«

»Es geht wirklich nicht«, sagte die Sekretärin. »Er hat mir beim Hinausgehen seinen Piepser auf den Schreibtisch geknallt und nachdrücklich gesagt, dass er heute den ganzen Abend ungestört bleiben möchte. Er war sehr bestimmt.«

Sie machte eine kleine Pause. »Bestimmter noch als sonst.«

Mist. »Okay, danke.« Gabrielle legte auf.

»Nächste Station L'Enfant Plaza«, verkündete der Lautsprecher im Waggon, »Anschlüsse in alle Richtungen.«

Gabrielle schloss die Augen. Im Ansturm der verheerenden Bilder versuchte sie, klaren Kopf zu bewahren. Die peinlichen Fotos von ihr und dem Senator… der Stapel Dokumente, die nahe legten, dass Sexton Bestechungsgelder nahm… Gabrielle hatte immer noch Marjorie Tenchs Raucherstimme im Ohr. *Heute abend um acht liegt die Erklärung auf meinem Schreibtisch.*

Während die U-Bahn mit quietschenden Bremsen in die Station einfuhr, versuchte Gabrielle sich die Reaktion des Senators vorzustellen, falls die Fotos in der Presse erschienen. Der Gedanke, der ihr zuerst durch den Kopf schoss, schockierte und beschämte sie.

Er würde alles abstreiten.

War das wirklich ihre Einschätzung?

Ja. Sexton würde lügen. Wie ein Weltmeister.

Wenn diese Fotos ohne Gabrielles gleichzeitiges Eingeständnis der Affäre in die Medien gelangten, würde der Senator sie einfach zu einer gemeinen Fälschung erklären.

Schließlich befanden wir uns im Zeitalter der digitalen Fotonachbearbeitung. Jeder, der schon einmal im Internet gesurft hatte, war irgendwann auf Fotos von Prominenten gestoßen, deren Köpfe digital auf einen anderen Körper montiert worden waren, oft auf den Körper von Pornodarstellern bei irgendeiner Schweinerei. Gabrielle hatte schon einmal erlebt, mit welch treuherzigem Blick in die Fernsehkamera der Senator die Affäre absolut glaubwürdig abzustreiten

vermochte. Sie zweifelte nicht daran, dass Sexton es fertig brachte, aller Welt einzureden, die Fotos seien ein mieser Versuch, seine Karriere zu zerstören. Sexton würde mit beleidigtem Zorn um sich schlagen, sich vielleicht sogar in Andeutungen ergehen, der Präsident höchstselbst habe die Fälschungen angeordnet.

Kein *Wunder, dass das Weiße Haus nicht an die Öffentlichkeit gegangen ist.* Die Sache mit den Fotos konnte böse ins Auge gehen. So eindeutig die Bilder waren, sie bewiesen gar nichts.

Gabrielle spürte plötzlich einen Hoffnungsschimmer.

Marjorie Tenchs rücksichtsloser Überfall hatte einen erschütternd einfachen Hintergrund. Auf einmal lag alles klar auf der Hand. Das Weiße Haus *brauchte* Gabrielle. Wenn sie sich nicht zu der Affäre bekannte, waren die Fotos wertlos! Allmählich kehrte ihr Selbstvertrauen wieder.

Als der Zug hielt und die Türen aufgingen, öffnete sich ganz hinten in Gabrielles Kopf ebenfalls eine Tür. Ein ermutigender Gedanke nahm Gestalt an.

Vielleicht ist die ganze Geschichte von den Bestechungsgeldern nur eine Lüge?

Was hatte Gabrielle denn wirklich zu Gesicht bekommen?

Wieder nichts Eindeutiges – ein paar Fotokopien von Bankbelegen, ein flaues Foto von Sexton in einer Tiefgarage. Das alles konnten Fälschungen sein. Hatte Marjorie Tench vielleicht falsche Bankbelege mit echten Sexfotos zusammengekoppelt, in der Hoffnung, Gabrielle würde ihr das *ganze* Paket als echt abkaufen?

Es wäre eine Spielart des Trittbrettfahrens. In der Politik wurde unentwegt mit diesem Verfahren gearbeitet, um zweifelhafte Ziele zu erreichen.

Sexton hat keinen Dreck am Stecken, beruhigte sich Gabrielle. Das Weiße Haus steckte in der Bredouille und hatte versucht, Gabrielle mit einem gewagten Spiel fertig zu machen, damit sie die Affäre öffentlich zugab. Die Distanzierung von Sexton musste mit einem öffentlichen Eklat garniert sein. *Es passt alles zusammen,* dachte Gabrielle.

Bis auf eines…

Was nicht in dieses Bild passte, waren die E-Mails von Marjorie Tench mit der Munition gegen die NASA. Das bedeutete doch, dass der NASA tatsächlich daran gelegen sein musste, dass Sexton sich gegen sie aus dem Fenster lehnte, damit sie

ihn besser packen konnte – oder nicht? Doch Gabrielle verstand, dass es selbst dafür eine absolut logische Erklärung geben konnte.

Vielleicht kamen die E-Mails gar nicht von Marjorie Tench!

Es war denkbar, dass die Präsidentenberaterin unter ihren Mitarbeitern einen Verräter erwischt hatte, der Gabrielle mit Daten fütterte. Sie hatte den Kerl rausgeschmissen und dann die letzte E-Mail mit dem Treffen selbst abgeschickt . *Marjorie Tench hat dich hereinlegen wollen, indem sie so getan hat, als hätte sie die NASA-Daten selbst durchsickern lassen.*

Gabrielle starrte auf den Bahnsteig. Entsprachen ihre Theorien der Wirklichkeit, oder war es bloßes Wunschdenken? Wie auch immer, sie musste unbedingt mit Sexton reden. Jetzt sofort.

Die automatischen Türschließer zischten. Gabrielle packte den Umschlag mit den Bildern und stürmte in letzter Sekunde aus dem Waggon. Sie hatte ein neues Fahrtziel.

Die Westbroke Apartments.

51

Flüchten oder kämpfen?

Tollands Instinkte drängten ihn zur Flucht, doch der nüchterne Verstand erinnerte ihn daran, dass er noch durch das Seil mit Norah Mangor verbunden war. Und wohin hätte er auch fliehen sollen? Die Kuppel wäre auf viele Kilometer im Umkreis der einzige sichere Ort gewesen, und die Angreifer, wer sie auch sein mochten, hatten sich weiter oben auf dem Gletscher postiert und schnitten ihm den Weg ab. Hinter ihm fächerte sich die kahle Eistafel zu einer mehr als dreieinhalb Kilometer breiten Eiszunge auf, die mit einem senkrechten Abbruch ins Eismeer endete. In diese Richtung zu fliehen, hätte den sicheren Tod durch Erfrieren bedeutet. Abgesehen davon, dass eine Flucht schon aus diesen praktischen Gründen ausschied, kam es für Tolland nicht in Frage, die anderen im Stich zu lassen.

Norah und Corky lagen immer noch deckungslos da, an Rachel und Tolland angeseilt. Tolland kauerte im Hagel der Eisgeschosse neben Rachel hinter dem umgestürzten Schlitten. Fieberhaft durchsuchte er den Wirrwarr der

heruntergefallenen Ausrüstung nach irgendeiner Waffe, einer Signalpistole, einem Funkgerät…

irgendetwas.

»Laufen sie weg!«, rief Rachel, die immer noch kaum Luft bekam.

Der Geschosshagel endete abrupt. Selbst im Toben des Windes schien die Nacht plötzlich still zu werden.

Tolland spähte vorsichtig hinter dem Schlitten hervor. Ein geisterhafter Anblick bot sich seinen Augen. Drei Gestalten in weißen Anzügen kamen geräuschlos auf Skiern aus dem Dunkel geglitten. Sie hatten keine Skistöcke bei sich, dafür übergroße Schießprügel, die keiner Schusswaffe glichen, die Tolland je gesehen hatte. Auch die kurzen futuristischen Skier wirkten bizarr und sahen eher wie überlange Inlineskates aus.

Ganz ruhig, als wäre der Kampf längst gewonnen, kamen die Gestalten neben dem nächstliegenden Opfer zum Stehen – der bewusstlosen Norah Mangor. Tolland erhob sich auf die Knie und spähte über den Schlitten zu den Angreifern hinüber. Durch gespenstisch aussehende elektronische Schutzbrillen starrten sie zurück, offensichtlich desinteressiert.

Jedenfalls im Moment noch.

Delta-1 betrachtete ungerührt die Frau, die bewusstlos auf dem Eis vor ihm lag. Er war darauf gedrillt, Befehle auszuführen, ohne nach dem Grund zu fragen.

Die Frau trug einen dicken schwarzen Kälteschutzanzug. An ihrer Schläfe prangte eine große Beule. Sie atmete stoßweise und flach. Es war an der Zeit, den Auftrag zu beenden.

Delta-1 kniete neben der Bewusstlosen nieder. Seine Kameraden richteten die Gewehre auf die verbliebenen Ziele – den kleinen, ebenfalls besinnungslosen Mann auf dem Eis und die beiden anderen hinter dem umgestürzten Schlitten.

Es wäre ein Leichtes gewesen, alle zusammen unschädlich zu machen, doch die restlichen Opfer waren unbewaffnet und konnten nirgendwohin. Übereiltes Vorgehen wäre unbedacht gewesen. *Niemals die Kräfte aufspalten, wenn es nicht unbedingt sein muss. Stets nur mit einem Gegner befassen.* Sie würden ihre Opfer schön der Reihe nach erledigen, wie man es sie gelehrt hatte.

Und es würde nicht die geringsten Spuren geben, wie die Opfer gestorben waren.

Delta-1 zog einen Handschuh aus und packte eine Hand voll Schnee. Er zwängte die Kiefer der Frau auseinander und stopfte ihr den Schnee mit aller Kraft in Rachen und Luftröhre. In spätestens drei Minuten würde sie tot sein. Diese Technik des Tötens war eine Erfindung der russischen Mafia. Dort hieß sie »belaya smert«, der weiße Tod. Das Opfer erstickte, lange bevor der Schnee im Rachen schmolz. Doch die Leiche war noch warm genug, um den Eisknebel aufzutauen. Selbst wenn irgendwann der Verdacht aufkommen sollte, dass es hier auf dem Eis nicht mit rechten Dingen zugegangen war – es gab keine Mordwaffe und keine Spur einer gewaltsamen Einwirkung. Die Eisgeschosse würden sich im Schnee und Eis verlieren, und die Beule am Kopf der Frau ließ einen bösen Sturz vermuten – nicht verwunderlich bei diesem Sturm. Die anderen drei Opfer würden wehrlos gemacht und auf die gleiche Weise liquidiert werden. Das Delta-Team würde die Leichen auf den Schlitten laden und ein paar hundert Meter weit weg, ab vom Kurs, in den Schnee legen.

Viele Stunden würden vergehen, bis man die offensichtlich erfrorenen Opfer auffand. Die Suchmannschaft würde sich wundern, wie die Verunglückten so weit vom Kurs abgekommen waren, nicht jedoch über ihren Tod: Die Fackeln der Opfer waren ausgebrannt, das Wetter bedrohlich, und wer sich auf dem Milne-Eisschelf verirrte, war ohnehin ein sicherer Todeskandidat.

Delta-1 hatte sein tödliches Werk beendet. Er hakte das Sicherheitsseil des Opfers aus. Er würde es später wieder einklinken, doch die beiden hinter dem Schlitten sollten nicht etwa glauben, sie könnten ihm mit dem Seil einen Streich spielen.

Keuchend hatte Tolland den brutalen Mord beobachtet. Die Angreifer wandten sich jetzt Corky zu.

Du musst etwas unternehmen!

Corky war zu sich gekommen und versuchte sich aufzusetzen.

Einer der Kämpfer drückte ihn wieder zu Boden, setzte sich auf ihn und presste seine Arme mit den Knien aufs Eis. Corky schrie vor Schmerz, doch der Schrei verlor sich im tosenden Sturm.

Hektisch durchwühlte Tolland die vom Schlitten gestürzten Gerätschaften. *Irgendetwas, womit man sich wehren konnte, musste doch zu finden sein!* Aber seine Hände griffen immer nur in elektronische Apparaturen, vom Eiskugelhagel bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert. Neben ihm versuchte Rachel benommen, mithilfe des

Eisbeils den Oberkörper aufzurichten. »Weg, Mike! Weg…«

Tolland beäugte das Eisbeil, das an einer Schlaufe an Rachels Handgelenk hing. Es könnte als Waffe taugen… Er schätzte die Erfolgsaussichten eines Angriffs mit einem kleinen Eisbeil gegen drei Bewaffnete ab.

Selbstmord.

Tollands suchender Blick hatte hinter Rachel einen dicken Vinylsack erspäht. Mit einem Stoßgebet, dass sich eine Signalpistole oder ein Funkgerät darin befinden möge, zog er den Sack zu sich heran. Eine große, sorgfältig zusammengefaltete Mylarfolie steckte darin. Wertlos. Es war ein kleiner Wetterballon, der als Nutzlast Messgeräte vom Gewicht eines Heimcomputers tragen konnte. Norahs Ballon half hier auch nicht weiter, schon gar nicht ohne eine Heliumflasche zum Füllen.

Tolland fühlte sich so hilflos wie seit Jahren nicht. Tiefste Verzweiflung. Völlige Hilflosigkeit. Und dazu noch Corkys Schreie.

Wie in dem Klischee von dem Film des eigenen Lebens, der kurz vor dem Tod vor dem inneren Auge vorbeirast, schossen Tolland Bilder aus seiner Kindheit durch den Kopf. Für den Bruchteil einer Sekunde segelte er vor San Pedro und lernte ein uraltes Matrosenvergnügen: Spinnakerfliegen. An einem Tau, in das Knoten geknüpft waren, schwebte er am Spinnaker hängend über dem Meer auf und nieder und wurde manchmal kreischend ins Wasser getaucht, je nach der Laune des Windes und des geblähten Spinnakersegels.

Das war's! Spinnakerfliegen!

Tolland riss die Schutzhülle des Ballons auf. Er machte sich keine Illusionen. Sein Plan war im wahrsten Sinn des Wortes ein Versuchsballon. Aber hier zu bleiben bedeutete für sie alle den sicheren Tod. Er umklammerte das Mylarpaket. Am Lastkarabiner hing ein Warnschildchen: VORSICHT, NUR BEI WINDGESCHWINDIGKEITEN UNTER ZEHN KNOTEN BENUTZEN!

Zum Teufel damit! Mit dem Mylarpaket unterm Arm kroch er zu Rachel. Sie hatte sich auf einen Ellbogen aufgestützt. Er kroch ganz nahe an sie heran. Sie blickte ihn verwirrt an.

»Halten Sie das mal fest!«, rief er und ließ Rachel das Ballonpaket halten, um die Hände freizubekommen. Er hakte den Lastkarabiner des Ballons an einer Öse seines Sicherungsgeschirrs ein, um ihn dann durch eine Öse an Rachels Geschirr zu führen

An der Hüfte zusammengewachsen.

Zwischen ihnen schlängelte sich das Sicherungsseil zu Corky hinüber… und noch einmal zehn Meter weiter zum leeren Karabiner neben Norah Mangor.

Norah hat es erwischt, sagte sich Tolland, *da ist nichts mehr zu machen.* Die Angreifer hatten sich auf den zappelnden Corky geworfen. Gleich würden sie auch ihm Schnee in den Hals stopfen. Es war allerhöchste Zeit.

Tolland riss Rachel das Mylarpaket aus den Händen und schleuderte es in die stürmische Luft. »Festhalten, es geht los!«

»Mike…?«

Der heulende Sturm fuhr in das Paket. Mit einem Knall entfaltete sich das Mylar und blähte sich, als hätte man die Reißleine eines Fallschirms gezogen. Tolland spürte einen ungeheuren Ruck an seinem Geschirr. Er merkte sofort, dass er die Kraft des Fallwindorkans gewaltig unterschätzt hatte. Im Bruchteil einer Sekunde wurden er und Rachel herumgerissen. Eine wilde Fahrt den Gletscher hinunter begann. Das Seil, das zu Corky führte, wurde straff und riss ihn mit einem zweiten Ruck unter seinen Angreifern heraus. Der Mann auf seiner Brust machte einen Purzelbaum rückwärts. Mit einem markerschütternden Schrei wurde Corky jäh übers Eis gezerrt. Knapp am Schlitten vorbei schwenkte er auf Kiellinie ein. Hinter ihm schlingerte ein Seil…

die Sicherheitsleine, an der Norah Mangor gehangen hatte.

Nichts mehr zu machen.

Wie ein Gewirr aus menschlichen Marionetten riss es die drei Leiber den Gletscher hinunter. Ein paar Eisgeschosse pfiffen vorbei, doch Tolland wusste, dass er den Angreifern vorerst einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Die weißen Gestalten verschwammen zu hellen Flecken im Lichtkreis der Fackel. Tolland spürte durch die Polsterung seines Anzug hindurch, dass sie mit gnadenloser Beschleunigung über den eisigen Grund rasten. Die Erleichterung über die geglückte Flucht verflog schnell. Noch höchstens dreieinhalb Kilometer, dann hörte der Milne-Eisschelf mit einem jähen Abbruch abrupt auf – und dann… ein dreißig Meter tiefer Sturz in die tödliche Brandung des Polarmeers.

52

Marjorie Tench lächelte. Sie befand sich auf dem Weg zum eine Etage tiefer gelegenen »Communications Office« des Weißen Hauses, der Nachrichtenstation, in der die im Stock darüber – in der Bulletinabteilung »Communications BullPen« – formulierten Presseverlautbarungen herausgegeben wurden. Das Treffen mit Gabrielle Ashe hatte hervorragend geklappt. Ob es ihr gelungen war, Gabrielle so sehr einzuschüchtern, dass sie ihr die schriftliche Erklärung mit dem Eingeständnis der Affäre liefern würde, stand noch dahin, doch es war auf alle Fälle den Versuch wert gewesen. *Gabrielle wäre gut beraten, sich von Sexton abzusetzen,* dachte Marjorie. *Das arme Mädchen hat ja keine Ahnung, wie schlimm der Senator auf die Nase fallen wird.*

In ein paar Stunden würde die Pressekonferenz des Präsidenten mit der Ankündigung des Meteoriten Sexton den Boden unter den Füßen wegreißen. Das war ausgemacht. Gabrielle Ashe, falls sie mitspielte, würde ihm den Fangschuss verpassen. Dann konnte Sexton mit Schimpf und Schande einpacken. Man würde Gabrielles Erklärung am kommenden Morgen zusammen mit der Dokumentation von Sextons früherer gegenteiliger Beteuerung an die Medien weiterleiten.

Ein sauberer Doppeltreffer.

In der Politik genügte es nicht, Wahlen zu gewinnen. Es galt, sie mit fliegenden Fahnen zu gewinnen, den Schwung zu haben, die eigenen Visionen umzusetzen. Im historischen Rückblick hatte kein Präsident, der sich mit einer knappen Mehrheit ins Amt gequetscht hatte, viel bewegen können. Er war vom ersten Moment an geschwächt, und der Kongress schien ihm das immer wieder aufs Butterbrot zu schmieren.

Marjorie Tench war an der Tür des Communications Office angelangt. Sie war vom Kampfgeist beflügelt. Politik war Krieg.

Sie atmete tief durch und schaute auf die Uhr. 18:15. Der erste Schuss konnte abgegeben werden.

Sie trat ein.

Das Communications Office war klein. Diese effizienteste Massenkommunikationsstation der Welt war mit nur fünf Mitarbeitern besetzt, die sich im Augenblick wie startbereite Wettkampfschwimmer über ihre elektronischen Geräte beugten.

Marjorie staunte immer wieder, wie diese kleine Dienststelle in der Lage war, mit ihren elektronischen Verbindungen zu zehntausenden Nachrichtenquellen rund um

den Globus – vom größ-

ten Fernsehmulti bis zu den kleinsten Provinzblättern – mit zwei Stunden Vorlauf quasi auf Knopfdruck ein Drittel der Weltbevölkerung zu erreichen.

Fax-Computer schoben Presseerklärungen in die Eingangskörbe der Redaktionen von Radio, Fernsehen, Print- und Internet-Medien zwischen Maine und Moskau. E-Mail-Massensendungen gingen an Online-Nachrichtendienste. Selbstwählautomaten spielten Tausenden von Redakteuren Tonbandtexte zu. Eine Nachrichten-Internetseite wurde mit Updates laufend auf dem letzten Stand gehalten. Nachrichtenkanäle mit der Möglichkeit zu Liveschaltungen – CNN, NBC, ABC, CBS und ausländische Sendegesellschaften – wurden mit Angeboten von kostenlosen Liveübertragungen nach allen Regeln der Kunst bearbeitet. Welche Sendung bei diesen Sendern auch gerade lief, eine wichtige Erklärung des Präsidenten war allemal eine Programmunterbrechung wert.

Vollständige Nachrichtensättigung.

Wie ein General, der seine Truppen inspiziert, schritt Marjorie Tench wortlos zum Kopierer und nahm ein Exemplar der

»Blitzmeldung« heraus, die inzwischen abschussbereit in sämtlichen Übertragungsgeräten steckte.

Beim Durchlesen lachte sie leise in sich hinein. Nach den sonst gültigen Maßstäben war es eher ein Reklametext als eine Verlautbarung, aber der Präsident hatte das Communications Office angewiesen, bedenkenlos auf die Tube zu drücken – und das hatte man getan. Dieser Text war perfekt, reich an Reizwörtern und arm an Inhalt. Eine tödliche Kombination. Redaktionen, die ankommende Meldungen durch automatische Stichwort-Filterprogramme schickten, würden es auf ihrem Bildschirm blinken sehen wie Glühwürmchen in einer Juninacht.

Von: Weißes Haus, Communications Office

Betreff: Dringliche Erklärung des Präsidenten

Der Präsident der Vereinigten Staaten wird heute Abend 20:00 Eastern Standard Time im Briefing Room des Weißen Hauses eine dringliche Pressekonferenz abhalten. Das Thema der Erklärung unterliegt derzeit noch der Geheimhaltung. Audio- und Videoübertragungen stehen live über die üblichen Kanäle zur Verfügung.

Marjorie Tench legte das Blatt zurück und nickte anerkennend in die Runde. Die Leute waren mit Leib und Seele dabei. Sie zündete eine Zigarette an, rauchte ein paar Züge. Die Spannung knisterte im Raum. »Meine Damen und Herren«, sagte sie schließlich, »dann mal los.«

53

Logische Überlegung spielte für Rachel Sexton keine Rolle mehr. Der Meteorit, der rätselhafte Ausdruck des Radarbildes in ihrer Tasche, Ming, der grauenvolle Angriff – sie dachte nicht mehr darüber nach. Es ging nur noch um eines.

Überleben.

Das Eis fegte unter ihr hindurch wie eine endlose glatte Autobahn. Sie spürte keinen Schmerz, sie spürte gar nichts. Lag es am dicken Schutzanzug, oder war sie vor Angst betäubt? Sie wusste es nicht. Rachel und Tolland waren an der Hüfte zusammengeklammert. Einander zugekehrt und auf der Seite liegend hielten sie sich in einer ungeschickten Umarmung aneinander fest. Irgendwo vor ihnen blähte sich der Ballon wie der Bremsfallschirm hinter einem Dragster. Corky sauste in wilden Schlangenlinien hinter ihnen her. Die Fackel an der Stelle des Überfalls war so gut wie nicht mehr zu erkennen.

Der Zischton der Nylonanzüge auf dem Eis wurde zunehmend höher. Sie hatten keine Ahnung, wie schnell sie inzwischen dahinsausten, aber der Wind blies mit über einhundert Kilometer in der Stunde, und die Rutschbahn flitzte von Sekunde zu Sekunde schneller unter ihnen durch. Der luftundurchlässige Mylarballon zeigte keinerlei Neigung, nachzugeben oder zu reißen.

Wir müssen abkoppeln, dachte Rachel. Sie rasten von einer tödlichen Gefahr geradewegs in die nächste. *Bis zum Meer sind es vielleicht noch anderthalb Kilometer!* Beim Gedanken an eiskaltes Wasser kamen schreckliche Erinnerungen in ihr hoch.

Immer noch nahm das Tempo zu. Hinter ihnen gellten Corkys Schreckensschreie. Bei dieser Geschwindigkeit würden sie in wenigen Minuten über den Eisabbruch in den klirrend kalten Ozean geschleudert werden.

Tolland dachte offensichtlich das Gleiche. Er kämpfte schon mit dem Lastkarabiner des Ballons. »Ich kann uns nicht ausklinken«, rief er. »Der Zug ist zu stark!«

Rachel hoffte auf ein kurzes Nachlassen des Sturms, aber der Fallwind blies mit monotoner Brutalität. Rachel warf sich herum und stemmte die Fußsohlen mit den Spikes aufs Eis. Eine Eisstaubfahne gischtete hinter ihnen auf. Die Fahrt nahm kaum wahrnehmbar ab.

»Jetzt!«, rief sie und hob die Füße. Für den Bruchteil einer Sekunde ließ der Zug auf der Ballonleine unmerklich nach. Tolland griff nach dem Karabiner. Doch er hätte es genauso gut lassen können.

»Noch einmal!«, brüllte er.

Diesmal rammte auch Tolland die Füße aufs Eis. Die Bremswirkung war deutlich stärker.

Auf Tollands Zeichen hörten sie gleichzeitig zu bremsen auf.

Der Ballon zog sofort wieder an, während Tolland die Karabinerklinke aufdrückte. Es gelang ihm zwar nicht, den Karabiner auszuhaken, doch er war nahe daran. Mit ein bisschen mehr Entlastung müsste es klappen.

Rachel nahm alle Kraft und Zuversicht zusammen und knallte die Spikes aufs Eis. Mit durchgedrücktem Rücken legte sie ihr ganzes Gewicht auf die Spikes. Tolland tat es ihr nach. Die Erschütterungen fuhren ihnen wie Schockwellen durch die angespannte Muskulatur. Rachel hatte das Gefühl, die Fersen würden ihr abgerissen.

»Noch ein bisschen… noch ein bisschen!« Sie wurden langsamer. Tolland krümmte sich, drückte verbissen die Klinke auf, hebelte am Karabiner. Noch ein winziges Stück…

Die Klettverschlüsse von Rachels Spikes gaben nach. Die Stahlspitzen flogen davon, purzelten über Corky hinweg und verschwanden in der Nacht. Der Ballon ruckte sofort wieder an und schleuderte Rachel und Tolland herum. Der Karabiner flog Tolland aus der Hand.

Als wäre er wütend über das Bremsmanöver, zerrte der Ballon seine Last den Gletscher hinunter zum Meer. Der dreißig Meter tiefe Absturz ins Eismeer konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen, doch Rachel wusste, dass zuvor noch eine weitere Gefahr auf sie lauerte. Drei hohe Schneewälle standen im Weg.

Die Aussicht, drei steile Wälle mit hohem Tempo hinauf- und wieder heruntergeschleudert zu werden, erfüllte Rachel mit Entsetzen, Schutzanzug hin oder her. Verzweifelt zermarterte sie ihr Hirn, wie sie von dem Ballon freikommen

könnten. Dann hörte sie ein helles Scheppern von Leichtmetall auf Eis.

Das Eisbeil!

Das leichte Aluminiumwerkzeug trudelte an der Fangleine neben ihrem Bein. Rachel zog es heran, packte den Griff und begann, mit der Sägezahnschneide an dem dicken gestrafften Nylontrageseil zu säbeln, so gut es in ihrer unglücklichen Körperhaltung ging.

»Ja!«, rief Tolland, griff nach seinem eigenen Beil und machte sich an der gleichen Stelle von der anderen Seite ans Werk.

Wir schaffen es!, jubelte Rachel.

Plötzlich fuhr die silbrige Mylarblase vor ihnen wie in einem Aufwind nach oben. Entsetzt sah Rachel einen weißen Wall auf sich zurasen. Ein fürchterlicher Schlag gegen ihre Seite raubte ihr den Atem und riss ihr das Beil aus der Hand. Zusammen mit Tolland wurde sie jäh in die Luft katapultiert. Tief unter ihnen erstreckte sich die erste Landebahn, doch die angespleißte Leine hielt und trug die hochgeschleuderten Leiber über den Trog hinweg. Einen Moment lang konnten sie sehen, was vor ihnen lag: Noch zwei Wälle, ein kurzes Plateau, und dann der Steilabfall ins Meer. Wie ein Kommentar zu Rachels Entsetzen gellte hinter ihnen Corkys Schrei, als auch er durch die Luft segelte.

Mit einem Knall wie ein Schuss riss plötzlich die Ballonleine.

Der ausgefranste Rest schnappte zurück und peitschte Rachel ins Gesicht. Sofort begann der Sturz, während die Ballonhülle aufs Meer hinausflatterte.

In ihren Geschirren verfangen, stürzten Rachel und Tolland dem Boden entgegen. Sie flogen knapp über den Grat des zweiten Schneewalls hinweg und landeten auf der abschüssigen anderen Seite. Das Gefälle und die Schutzanzüge minderten den Aufprall. In einem Gewirr von Armen und Beinen schossen sie in einer Schneewolke die Böschung hinunter in den mittleren Eistrog. Instinktiv breitete Rachel Arme und Beine aus, um zu bremsen. Der letzte Wall raste auf sie zu. In Sekundenschnelle jagte sie mit Tolland den Schneehang hinauf. Wieder ein Moment der Schwerelosigkeit, als die Kimme des Walls unter ihnen hindurchfuhr. Rachel empfand lähmendes Entsetzen, als die Todesfahrt auf der anderen Seite hinunter und über die letzen fünfundzwanzig Meter des Milne-Eisschelfs begann.

Rachel spürte Corkys Widerstand am Sicherheitsseil. Ihre Fahrt verringerte sich, jedoch zu wenig und zu spät. Das Ende des Gletschers jagte auf sie zu. Rachel stieß

einen schrillen Schrei aus.

Die Kante des Eisabbruchs war erreicht. Dann kam der Sturz.

54

Die Hausverwaltung der Westbroke Apartments pries den Wohnkomplex als eine der besten Adressen Washingtons.

Gabrielle eilte durch die vergoldete Drehtür in die Marmorlobby, in der ein künstlicher Wasserfall vor sich hin toste.

Der Portier am Empfang blickte erstaunt auf. »Miss Ashe? Ich wusste gar nicht, dass Sie heute Abend bestellt waren.«

Gabrielle ließ diese Vorgabe nicht ungenutzt. »Ich bin viel zu spät dran«, sagte sie. Die Uhr über ihr zeigte achtzehn Uhr zweiundzwanzig.

Der Portier kratzte sich am Kopf. »Der Senator hat mir eine Liste gegeben, aber da stehen Sie nicht drauf…«

»Tja, die unverzichtbaren Leute werden immer vergessen.« Sie lächelte dem Mann aufmunternd zu und ging an ihm vorbei zum Aufzug.

Der Portier schaute ihr mit sichtlichem Unbehagen hinterher.

»Ich muss Sie auf alle Fälle oben anmelden«, sagte er und griff nach dem Telefon.

»Danke.« Gabrielle stieg in den Aufzug und fuhr nach oben.

Ruf nur an. Der Senator nimmt sowieso nicht ab. Im neunten Stock stieg sie aus und ging den eleganten Etagenflur hinunter. Vor Sextons Tür am Ende des Ganges saß ein Muskelpaket von Leibwächter gelangweilt auf einem Stuhl. Gabrielle war überrascht, was die Sicherheitsvorkehrung betraf, allerdings nicht so überrascht wie der Leibwächter über Gabrielles Erscheinen.

»Ich weiß, ich weiß«, rief sie schon auf halbem Weg, »heute ist P.-E.-Abend. Der Senator darf nicht gestört werden.«

Der Wachmann, der inzwischen aufgesprungen war, nickte eifrig. »Ich habe strikte Anweisung, keinen Besucher…«

»Es ist aber sehr dringend.«

Der Wächter versperrte mit dem Körper den Zugang zur Tür.

»Der Senator gibt einen privaten Empfang.«

»Ach ja?« Gabrielle hielt dem Mann den roten Umschlag mit dem Zeichen des Weißen Hauses unter die Nase. »Ich komme geradewegs aus dem Oval Office und muss dem Senator unverzüglich diese Dokumente übergeben. Da werden die alten Kumpels, mit denen er sich heute einen netten Abend macht, ein paar Minuten ohne ihn auskommen müssen. So, und jetzt lassen sie mich bitte hinein!«

Der rote Umschlag zeigte Wirkung. Die Forschheit des Wächters schwand.

Wenn er bloß nicht verlangt, *dass du den Umschlag aufmachst*, dachte Gabrielle.

»Geben Sie mir den Umschlag«, sagte der Leibwächter. »Ich bringe ihn hinein.«

»Auf gar keinen Fall! Ich habe Anweisung vom Weißen Haus, diese Dokumente eigenhändig zu übergeben. Und wenn Sie mich jetzt nicht bald hineinlassen, können wir beide uns morgen Früh einen neuen Job suchen. Geht das in Ihren Kopf?«

Dem Wächter war deutlich anzusehen, dass er einen inneren Kampf ausfocht. Offensichtlich hatte der Senator sich heute Abend besonders nachdrücklich jeden Besuch verbeten. Gabrielle zog die letzte Trumpfkarte. Sie hielt dem Wachmann den Umschlag vor die Augen, senkte die Stimme und sprach den Satz, vor dem sich jeder Sicherheitsbeamte Washingtons am meisten fürchtet.

»Sie verstehen nicht, worum es hier geht.«

Die Sicherheitsleute der Politiker wussten nie, worum es ging, und das war ihnen verhasst. Sie waren Figuren im Dunkeln, niemals gewiss, ob sie sich stur an die Anweisungen halten sollten, oder ob eine Krise vorlag.

Der Leibwächter schluckte schwer. Er betrachtete noch einmal den Umschlag. »Okay, aber ich werde dem Senator sagen, dass Sie mir die Pistole auf die Brust gesetzt haben, um reinzukommen.«

Er schloss die Tür auf. Gabrielle drängte sich sofort an ihm vorbei, falls er es sich

doch noch anders überlegte. Kaum war sie drinnen, schloss sie leise die Tür hinter sich.

Aus Sextons Wohnraum am Ende des Flurs drang ein Chor von Männerstimmen in die Diele. Das heutige P.E. war offenbar nicht so privat, wie nach Sextons Telefonat vom frühen Nachmittag zu vermuten war.

Gabrielle kam an einer Garderobennische vorbei, in der ein halbes Dutzend teure Herrenmäntel hing. Ein paar Aktenkoffer standen auf dem Boden. Die Arbeit blieb heute Abend in der Garderobe. Gabrielle wollte schon weitergehen, als ihr Blick an einem der Aktenkoffer hängen blieb. Er trug ein Namensschildchen mit einem auffälligen Firmenlogo.

Eine feuerrote Rakete.

Gabrielle kniete sich hin, um das Schildchen zu lesen.

SPACE AMERICA, INC.

Aufmerksam geworden, schaute sie sich die anderen Köfferchen an.

BEAL AEROSPACE… MICROCOSM, INC…. ROTARY ROCKET COMPANY… KISTLER AEROSPACE.

Gabrielle hörte Marjorie Tenchs Raucherstimme. *Ist Ihnen bekannt, dass Senator Sexton riesige Summen von Raumfahrtunternehmen zugeschoben bekommt?*

Gabrielles Puls begann zu rasen. Sie schaute den abgedunkelten Flur hinunter zum Türbogen an Sextons Wohnraum. Sie wusste, sie hätte sich bemerkbar machen, sich melden müssen. Stattdessen schlich sie lautlos zum Türbogen. Einen halben Meter davor blieb sie im Halbdunkel stehen… und lauschte dem Gespräch im Zimmer dahinter.

55

Während Delta-3 zurückblieb, um die Leiche Norah Mangors und den Schlitten zu bergen, fuhren die beiden anderen Kämpfer ihren Opfern den Gletscher hinunter hinterher.

Sie hatten Elektroskier an den Füßen – im Prinzip nichts anderes als Skier mit Raupenantrieb, sozusagen kleine Snowmobils für die Füße. Man kontrollierte die Geschwindigkeit durch das Zusammenpressen von Daumen und Zeigefinger im rechten Handschuh, wo ein druckempfindliches Steuerelement eingebaut war. Eine starke Gel-Batterie legte sich wie ein Stiefel um den Fuß und diente gleichzeitig der Wärmeisolation und dem geräuschlosen Antrieb. Die Batterien wurden beim Bergabfahren durch die kinetische Energie der Antriebsraupen für den nächsten Anstieg wieder aufgeladen.

Delta-1 ließ sich genau vor dem Wind den Gletscher hinunterwehen und hielt Ausschau auf das vor ihm liegende Gelände.

Sein Nachtsichtgerät in Brillenbauart war mit dem Patriot-Modell der Marines, das wie ein Feldstecher gehalten werden musste, überhaupt nicht zu vergleichen. Verschiedene Linsensysteme ermöglichten den Einsatz vom Vergrößerungsglas bis hin zum Fernrohr. Die Welt bildete sich nicht in der üblichen Grünfärbung, sondern in einem transparenten Blauton ab, der speziell für stark reflektierendes Gelände wie der Schnee und das Eis im Hochgebirge oder in der Arktis entwickelt worden war.

Als er sich dem ersten Schnee wall näherte, erkannte er ein paar streifenförmige frische Spuren in der Böschung. Augenscheinlich hatten die drei Ausreißer entweder nicht daran gedacht, sich beizeiten von ihrem selbst gemachten Schleppsegel abzukoppeln, oder sie hatten es nicht geschafft. Wie auch immer – wenn sie nicht vor dem dritten Wall freigekommen waren, befanden sie sich jetzt irgendwo draußen in Eismeer. Delta-1 wusste, dass der Schutzanzug die normale Überlebensdauer im Wasser um eine gewisse Zeitspanne verlängerte, aber die kräftige ablandige Strömung trieb die Opfer aufs Meer hinaus, wo sie unweigerlich ertrinken würden.

Delta-1 konnte also auf das sichere Ende der Opfer vertrauen, doch Vertrauen war gut, Kontrolle war besser. Die Ausbilder hatten es ihm immer wieder eingebläut.

Michael Tolland lag reglos da. Es hatte ihn übel durchgeschüttelt, aber gebrochen war wohl nichts. Der gepolsterte Schutzanzug hatte zweifellos schwere Verletzungen verhindert. Als er die Augen öffnete, war anfangs alles noch unscharf; alles schien irgendwie gedämpft… ruhiger. Der Wind heulte immer noch, aber längst nicht mehr so wild.

Wir sind doch vom Gletscher heruntergeflogen, oder nicht…?

Tolland sah nun wieder klar. Er lag auf eisigem Grund, fast im rechten Winkel quer über Rachel, die verhakten Karabiner zwischen ihnen. Er konnte Rachels Gesicht nicht sehen, spürte aber, dass sie noch atmete. Er rollte sich von ihr herunter. Seine Muskeln wollten ihm kaum mehr gehorchen.

»Rachel…?« Tolland war nicht sicher, ob er überhaupt einen Laut herausgebracht hatte. Er rief sich die letzten Sekunden der schrecklichen Rutschpartie ins Gedächtnis. Er war mit Rachel abgestürzt, doch der Fall war merkwürdig kurz gewesen. Statt des erwarteten Sturzes ins Meer waren sie nur ungefähr drei Meter tief auf einen Eisvorsprung gefallen, auf dem sie mit Corky als Schleppanker zum Liegen gekommen waren.

Tolland hob den Kopf und schaute in Richtung Meer. Nicht weit von ihm endete das Eis mit einem senkrechten Abbruch.

Der anbrandende Wellenschlag dröhnte von unten herauf. Tolland blickte zum Gletscher zurück. Knapp zwanzig Meter hinter sich konnte er im Dunkel der Nacht gerade noch eine überhängende Eiswand ausmachen. Jetzt begriff er, was geschehen war.

Sie waren vom Gletscher auf die ebene Oberfläche eines tiefer liegenden Eispfeilers vom Format eines Eishockeyfeldes gerutscht. Die Fläche lag tiefer, weil der bereits ein Stück weit abgesackte Pfeiler im Begriff war, sich abzuspalten und ins Meer abzugehen.

Der Gletscher kalbt, dachte Tolland und betrachtete die instabile Plattform, auf der er lag. An drei Seiten von senkrechten Abgründen begrenzt, hing der breite rechteckige Pfeiler wie ein riesiger Balkon an der Gletscherflanke. Die Verbindung zum Gletscher war alles andere als stabil. Im Grenzbereich zur Gletscherflanke des Milne-Eisschelfs klaffte ein fast anderthalb Meter breiter Spalt. Die Schwerkraft gewann allmählich die Oberhand.

Noch beunruhigender war der Anblick von Corky Marlinson, der zehn Meter entfernt am Ende der straff gespannten Sicherheitsleine bewegungslos auf dem Eis lag.

Tolland versuchte aufzustehen. Er löste den Karabiner, der ihn an Rachel kettete.

Rachel versuchte sich aufzusetzen. Sie sah mitgenommen aus.

»Wir sind also doch nicht… abgestürzt?«, fragte sie verwundert.

»Wir sind eine Etage tiefer auf einen Eisblock gefallen«, sagte Tolland. »Ich muss mich um Corky kümmern.«

Tolland versuchte aufzustehen, doch seine Beine waren zu wackelig. Er packte das Sicherungsseil und zog Corky vorsichtig übers Eis zu sich heran.

Corky Marlinson sah ramponiert aus. Er hatte seine Schutzbrille verloren; auf der Wange prangte eine schlimme Platzwunde, und seine Nase blutete. Doch Tollands Befürchtung, Corky könne tot sein, erwies sich rasch als voreilig. Corky schlug die Augen auf und funkelte Tolland wütend an.

»Mann, o Mann«, sagte er, »da ist dir aber ein toller Trick eingefallen!«

Tolland fiel ein Stein vom Herzen.

Rachel hatte sich inzwischen mit schmerzverzerrtem Gesicht aufgesetzt und schaute sich um. »Der Eisblock kann jeden Moment abgehen. Wir sollten schleunigst hier weg.«

Tolland nickte. Die Frage war nur, wie.

Sie hatten keine Zeit, sich über einen Ausweg Gedanken zu machen. Oben auf dem Gletscher war ein wohl bekanntes hohes Surren zu vernehmen. Tollands suchender Blick erfasste zwei weiß verhüllte Gestalten, die auf Skiern herangeglitten kamen und wie auf ein Zeichen gleichzeitig an der Gletscherkante stoppten. Die beiden Männer hielten einen Moment inne und blickten auf ihre Opfer herab wie Schachgroßmeister vor dem entscheidenden Zug zum Matt.

Delta-1 war überrascht, die drei entkommenen Opfer noch lebend anzutreffen. Doch sie waren auf einen Teil des Gletschers gestürzt, dessen unvermeidlicher Abgang ins Meer bereits begonnen hatte. Es wäre möglich gewesen, die Zielpersonen auf die gleiche Weise zu liquidieren wie zuvor schon die Frau, aber beim Blick über die Eiskante drängte sich Delta-1 eine wesentlich sauberere Lösung auf, bei der obendrein keine Leichen gefunden werden konnten.

Delta-1 betrachtete den klaffenden Spalt, der sich zwischen dem Eisschelf und dem anhängenden Eisblock auftat. Er spürte den vertrauten heißen Adrenalinschub vor dem Töten. Aus seiner Gefechtstasche zog er einen schweren, zitronenförmigen Gegenstand, der zur Standardausrüstung militärischer Kommandoeinheiten gehörte. Es war eine Blend- und Erschütterungsgranate, die den Angreifer durch eine Schockwelle und einen Lichtblitz vorübergehend außer Gefecht setzte. Heute allerdings hatte Delta-1 dieser Waffe eine tödliche Wirkung zugedacht.

Er baute sich knapp vor der Kante auf. Wie tief reichte der Spalt wohl hinab? Sechs Meter? Fünfzehn Meter? Es war im Grunde gleichgültig. Der Plan würde in jedem Fall funktionieren.

Mit der Ruhe des Profikillers stellte er auf der Drehskala des Zeitzünders dreißig Sekunden Verzögerung ein, zog den Sicherungsstift heraus und ließ die Granate in den Spalt fallen. Dann zog er sich mit seinem Partner rasch auf die Kimme des letzten Schneewalls zurück und wartete. Gleich würde sich ihnen ein Anblick für Kenner bieten.

Auch in ihrem benommenen Zustand erkannte Rachel, was die Angreifer soeben in den Spalt geworfen hatten. Nach einem entsetzlichen Moment der Verzögerung schoss von unten ein Lichtblitz durchs Eis. Ein geisterhaftes Leuchten ließ die Gletscherwand hundert Meter im Umkreis weißlich aufflammen.

Dann kam die Erschütterung – kein anschwellendes Rumpeln wie bei einem Erdbeben, sondern eine harte, unvermittelte, ohrenbetäubend krachende Schockwelle. Rachel spürte, wie der brutale Stoß durchs Eis jagte und ihren Körper stauchte.

Mit einem Übelkeit erregenden Knacken platzte der Eispfeiler von der Gletscherfront ab, als hätte man einen Keil zwischen den Eisschelf und den Eisblock getrieben. Rachel und Tolland starrten einander an. Das Entsetzen gefror ihnen auf den Gesichtern. Corky schrie in Panik auf.

Rachel fühlte sich schwerelos über dem abgehenden, viele tausend Tonnen schweren Eisblock schweben, während sie der eiskalten See entgegenstürzte.

Der Fall ins Bodenlose begann.

56

Begleitet vom ohrenbetäubenden Knirschen und Krachen der Eismassen jagte der riesige Block am Abbruch des Milne-Eisschelfs herunter. Gewaltige Gischtwolken schossen in die Höhe. Mit dem Eintauchen verlangsamte sich die Fahrt in die Tiefe. Die schwerelos stürzenden Körper von Rachel, Tolland und Corky wurden brutal abgebremst.

Als der fallende Eisblock, von der eigenen Wucht getrieben, immer tiefer ins

Wasser tauchte, sah Rachel, wie ihr die schäumende Wasseroberfläche in scheinbarer Verzögerung entgegenschwappte, ähnlich einem Bungeespringer, dessen Leine ein wenig zu lang ist. Das Wasser stieg… stieg… stieg. Der Albtraum ihrer Kindheit kehrte wieder. *Das Eis… das Wasser… die Dunkelheit.* Die Urangst erfasste sie.

Der Eisblock versank. Das Wasser des Eismeers schlug über ihm zusammen. Inmitten der strömenden Wasserwirbel wurde Rachel in die Tiefe gesaugt. Das Salzwasser brannte auf ihrer bloßen Gesichtshaut wie Feuer. Der eisige Grund sank unter ihren Füßen weg. Rachel kämpfte darum, an der Oberfläche zu bleiben. Das Gel in ihrem Anzug gab ihr Auftrieb. Sie schluckte Salzwasser. Spuckend durchstieß sie die Wasseroberfläche. Sie konnte die beiden anderen in der Nähe sehen; in den Sicherungsleinen verheddert, strampelten sie, um an der Oberfläche zu bleiben. Auch Rachel begann Wasser zu treten.

»Er kommt wieder hoch!«, brüllte Tolland in diesem Moment.

Rachel spürte das Meer unter sich aufwallen. Die unter Wasser zum Stillstand gekommene Eistafel stieg wie eine anfahrende Lokomotive nach einem Richtungswechsel wieder nach oben.

Ein lautes Grollen durchlief das Wasser, während der Rand der riesigen Tafel langsam am Gletscherabbruch emporschrammte.

Schnell und schneller stieg der Eisblock in den dunklen Fluten auf. Rachel fühlte sich emporgehoben. Inmitten wirbelnder Wasserfluten bekamen ihre Füße wieder Kontakt mit dem Eis. Der riesige Brocken durchbrach die Wasseroberfläche. Schwankend und pendelnd suchte er eine stabile Lage. Das ablaufende Wasser spülte Rachel über die gewaltige Eisfläche zum Rand. Flach auf dem Bauch rutschend, raste sie auf die Kante zu.

Halt dich fest!, hörte sie die Stimme ihrer Mutter rufen, wie damals in ihrer Kindheit, als sie unter das Eis zu geraten drohte.

Festhalten! Nicht untergehen!

Ein furchtbarer Ruck riss Rachel nur wenige Meter vor dem Rand der Eistafel herum. Die Rutschpartie endete. Zehn Meter entfernt war Corkys schlaffer Körper ebenfalls ruckartig zum Stillstand gekommen. Noch aneinander geleint, hatte das abfließende Wasser sie in entgegengesetzte Richtungen gespült. Auf allen vieren erschien hinter Corky eine weitere dunkle Gestalt, hielt sich an Corkys Sicherheitsleine fest und spuckte Salzwasser.

Michael Tolland.

Der letzte Schwall war abgeflossen, und tödliche Ruhe breitete sich aus. Eine schreckliche Kälte breitete sich in Rachels Körper aus. Ihre Glieder schmerzten. Auf Händen und Knien kroch sie auf dem immer noch schwankenden, neugeborenen Eisberg zu den beiden anderen hinüber.

Hoch oben auf dem Gletscher spähte Delta-1 durch die Nachtsichtgläser in die schwarzen Wasserstrudel rings um den jüngsten arktischen Tafeleisberg. Es überraschte ihn nicht, dass er keine Leichen im Wasser treiben sah. Es war dunkel, und die Opfer trugen schwarze Schutzanzüge mit Kopfhauben.

Delta-1 suchte erfolglos den gewaltigen Eisblock ab, der in der starken ablandigen Strömung rasch aufs offene Meer hinaustrieb.

Die Scharfeinstellung der Gläser ließ sich nur ungenau nachführen. Als Delta-1 schon den Blick abwenden wollte, sah er etwas Unerwartetes.

Drei schwarze Punkte auf dem Eis.

Sind das Leichen?

»Hast du was gesehen?«, wollte Delta-2 wissen.

Delta-1 erwiderte nichts. Er stellte die stärkste Vergrößerung ein. Im Blassblau des Eisbergs sah er drei menschliche Gestalten bewegungslos beieinander liegen; ob tot oder lebendig, war nicht zu erkennen. Es war auch nicht wichtig. Falls sie noch lebten, würden sie trotz der Schutzanzüge in längstens einer Stunde tot sein. Sie waren nass, ein Sturm zog auf, und sie trieben auf eines der tödlichsten Meere der Welt hinaus. Man würde die Leichen niemals finden.

»Nur ein paar Schatten«, sagte Delta-1. »Lass uns zur Basis zurückfahren.«

57

Senator Sedgewick Sexton stellte den Cognacschwenker auf dem Kaminsims seines eleganten Apartments ab und stocherte im Feuer, um seine Gedanken zu sammeln. Hinter ihm im Wohnraum saßen sechs Männer. Der Smalltalk war zu Ende. Die

Männer schwiegen erwartungsvoll. Es war an der Zeit, dass Sexton zur Sache kam. Sie wussten es. Er wusste es.

Politik hieß Verkaufen.

Du musst Vertrauen schaffen. Sie müssen begreifen, dass du ihre Probleme verstehst.

Sexton wandte sich den Herren zu. »Wie Ihnen bekannt sein dürfte, habe ich mich in den letzten sechs Monaten mit vielen Männern in Ihrer Position getroffen.« Er lächelte und setzte sich.

Die Leute auf gleicher Ebene ansprechen. »Sie sind die Ersten, mit denen ich mich in meinen eigenen vier Wänden treffe, denn bei Ihnen handelt es sich um außergewöhnliche Männer. Ich betrachte es als Ehre, mit Ihnen zusammenzutreffen.«

Sexton faltete die Hände und blickte der Reihe nach jedem Einzelnen in der Runde in die Augen. Dann sah er seinen ersten Gesprächspartner an, einen hünenhaften Mann mit Cowboyhut.

»Space Industries, Houston«, sagte Sexton. »Sir, ich freue mich, dass Sie kommen konnten.«

Der Texaner grunzte mürrisch. »Ich kann Washington nicht ausstehen.«

»Das kann ich nur zu gut verstehen«, sagte Sexton. »Washington war sehr unfair zu Ihnen.«

Der Texaner starrte unter seiner Hutkrempe hervor. Er sagte nichts.

»Vor zwölf Jahren haben Sie der U.S.-Regierung angeboten, für lächerliche fünf Milliarden Dollar eine Raumstation zu bauen.«

»Yeah, hab ich. Die Zeichnungen habe ich immer noch.«

»Aber die NASA hat dazwischengefunkt und die Regierung überzeugt, dass die Raumstation ein Projekt der NASA sein müsste.«

»Richtig. Vor fast zehn Jahren hat die NASA zu bauen angefangen.«

»Vor zehn Jahren. Aber die NASA-Station ist immer noch nicht voll betriebsbereit. Außerdem hat das Projekt das Zwanzigfache Ihres Angebots verschlungen. Mich als amerikanischen Steuerzahler macht so etwas krank.« Beifälliges Gemurmel erhob

sich in der Runde. Sexton ließ den Blickkontakt zu der Gruppe nicht abreißen. »Ich weiß sehr wohl«, sagte er und wandte sich nun an alle, »dass eine Reihe der von Ihnen vertretenen Gesellschaften mit dem Angebot hervorgetreten ist, die Spaceshuttle-Flüge für nur fünfzig Millionen Dollar pro Flug abzuwickeln.«

Allgemeines Nicken.

»Aber die NASA unterbietet Sie mit achtunddreißig Millionen Dollar pro Flug – obwohl die NASA bei jedem Flug tatsächliche Kosten von mehr als hundertfünfzig Millionen Dollar hat!«

»Mit diesen Methoden verbaut man uns den Weg ins All«, sagte einer der Männer. »Als privates Unternehmen kann man unmöglich gegen eine Konkurrenz antreten, die sich Shuttle-Einsätze mit vierhundert Prozent Verlust leisten kann, ohne aus dem Geschäft zu fliegen.«

»Das ist von vornherein ein Unding!«, sagte Sexton.

Beifälliges Nicken ringsum.

Sexton wandte sich an den Unternehmertyp, der neben ihm saß. Er hatte die Akte über den Mann mit Interesse gelesen. Wie viele der Unternehmer, die Sextons Kampagne finanzierten, war auch dieser Mann früher Raketeningenieur im militärischen Bereich gewesen. Aus Unzufriedenheit über die schlechte Bezahlung und die bürokratischen Hemmnisse hatte er die militärische Laufbahn aufgegeben, um sein Glück in der zivilen Raumfahrtindustrie zu suchen.

»Kistler Aerospace«, sagte er und nickte betroffen. »Ihr Unternehmen hat eine Rakete entworfen und gebaut, die Nutzlasten für nur zweitausend Dollar pro Pfund befördern kann, verglichen mit den zehntausend Dollar pro Pfund bei der NASA.«

Sexton machte eine Kunstpause. »Dennoch fehlt es Ihnen an Kunden.«

»Woher sollen wir auch Kunden nehmen?«, erwiderte der Mann. »Erst letzte Woche hat uns die NASA wieder unterboten und der Firma Motorola nur achthundertzwölf Dollar pro Pfund für den Abschuss eines Telekommunikationssatelliten berechnet.

Der Staat hat bei diesem Start neunhundert Prozent Verlust eingefahren.«

Sexton nickte. »Man kann inzwischen nicht mehr die Augen davor verschließen«, sagte er, »dass die NASA hart daran arbeitet, jede Konkurrenz im Weltraum abzuwürgen. Sie bietet ihre eigenen Leistungen zu Dumpingpreisen an, um unsere

privaten Raumfahrtunternehmen kaputtzumachen.«

»Ich bin es leid«, sagte der Texaner, »an Uncle Sam Unternehmenssteuern abzudrücken, damit er mir mit diesem Geld meine Kunden klaut.«

»Recht haben Sie!«, pflichtete Sexton ihm bei.

»An dem Verbot, als Werbeträger aufzutreten, gehen wir bei Rotary Rocket noch zugrunde«, sagte ein hochmodisch gekleideter Mann. »Die Gesetze gegen den Abschluss von Werbeverträgen sind kriminell.«

»Ganz meine Meinung«, empörte sich Sexton. Er hatte zur Kenntnis nehmen müssen, dass die NASA Bundesgesetze gegen Werbeaufschriften auf Weltraumfahrzeugen durchzudrücken geholfen hatte, was ihr Weltraummonopol zusätzlich absicherte.

Anstatt privaten Gesellschaften zu gestatten, mit Werbeverträgen und Firmenlogos die Finanzierung aufzubessern – wie es zum Beispiel im Rennsport längst üblich war –, durften auf Weltraumfahrzeuge nur die Aufschrift »USA« und der Name des Herstellers aufgebracht werden. In einem Land, das jährlich einhundertfünfundachtzig Milliarden Dollar für Werbung ausgab, fand kein einziger Werbedollar den Weg in die Schatullen der Weltraumunternehmen.

»Das ist Halsabschneiderei«, schimpfte einer der Männer.

»Das stimmt leider«, sagte Sexton. »Aber ich kann Ihnen versprechen, dass ich mich im Fall meiner Wahl nachdrücklich für die Abschaffung dieser Vorschriften einsetzen werde. Der Weltraum muss für die Werbung so zugänglich gemacht werden, wie es jeder Quadratmeter dieses Planeten bereits ist!«

Sexton betrachtete sein Publikum. Seine Stimme wurde ernst, und er suchte den Blickkontakt. »Ich bin davon überzeugt, es ist an der Zeit, dass die Amerikaner sich im Interesse unserer Zukunft an die Wahrheit gewöhnen. Es ist an der Zeit, die Amerikaner mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass die NASA ihnen nicht den Weg in den Himmel ebnet, sondern im Gegenteil ein Hindernis auf dem Weg der Erforschung des Weltraums darstellt. Mit der Raumforschung verhält es sich wie mit jedem anderen Forschungszweig. Es grenzt an einen kriminellen Akt, ausgerechnet auf diesem Gebiet die Industrie ausschließen zu wollen. Nehmen Sie nur die Computerindustrie, die uns geradezu jede Woche einen neuen explosiven Fortschritt meldet. Und warum? Weil die Computerindustrie nach dem Prinzip der freien Marktwirtschaft funktioniert! Hier erhalten Effizienz und Zukunftsvisionen in Form von Profiten ihren verdienten Lohn.

Man stelle sich vor, die Computerindustrie bestünde nur aus Staatsunternehmen. Wir würden heute noch mit dem Abakus rechnen! Im Weltraum geht es nicht voran, also sollten wir die Forschung in die Hände der Privatwirtschaft legen, wohin sie gehört. Die Amerikaner würden sich wundern über das Wachstum, die Zahl der neu geschaffenen Arbeitsplätze und die vielen eingelösten Träume. Ich bin überzeugt, dass das System der Marktwirtschaft uns neue Höchstleistungen im Weltraum bescheren würde. Wenn ich gewählt werde, wird es mir ein persönliches Anliegen sein, die Tore zu unserer letzten unbekannten Grenze weit aufzustoßen!«

Sexton hob den Cognacschwenker.

»Meine Freunde, Sie sind heute Abend hergekommen, um sich ein Bild davon zu machen, ob ich Ihr Vertrauen verdiene. Ich hoffe, ich bin auf dem richtigen Weg zu diesem Ziel. Man braucht Investoren, um ein Unternehmen aufzubauen, und man braucht auch Investoren für den Aufbau einer Präsidentschaft.

Aktieneigner erwarten Gewinne, und auch Sie als politische Investoren dürfen Gewinne erwarten. Ich habe für Sie heute Abend eine ganz einfache Botschaft: Investieren Sie in mich, und ich werde es Ihnen niemals vergessen. Niemals. Wir haben ein und dasselbe Ziel.«

Sexton hielt seinen Besuchern das Glas entgegen und prostete ihnen zu.

»Mit Ihrer Hilfe, liebe Freunde, werde ich das Weiße Haus erobern – und Ihre Wunschträume werden sich erfüllen.«

Wie versteinert stand Gabrielle Ashe nur drei Meter entfernt im Halbdunkel. Aus dem Wohnraum drang das melodische Klingen von kristallenen Cognacschwenkern und das Knacken des Kaminfeuers.

58

Der junge NASA-Techniker rannte in Panik durch die Kuppel. Er fand NASA-Direktor Ekstrom allein in der Nähe des Medienbereichs. »Sir«, rief der Techniker im Herbeilaufen, »es hat ein Unglück gegeben!«

Ekstrom drehte sich um. »Was ist los? Ein Unfall? Wo?«

»Im Bergungsschacht ist soeben die Leiche von Dr. Wailee Ming aufgetaucht!«

Ekstroms Gesicht war ausdruckslos. »Dr. Ming? Aber…«

»Wir haben ihn herausgezogen. Doch es war zu spät. Er ist bereits tot.«

»Um Gottes willen! Wie lange hat er dringesteckt?«

»Vielleicht eine Stunde. Es sieht aus, als wäre er hineingefallen und langsam auf den Grund gesunken. Als die Leiche sich aufgebläht hat, ist er wieder nach oben getrieben.«

Ekstroms rötlicher Teint färbte sich scharlachrot. »Verdammt nochmal! Weiß sonst noch jemand davon?«

»Niemand, Sir. Nur noch ein Kollege. Wir haben Ming herausgezogen, aber wir haben gedacht, wir sagen besser erst Ihnen Bescheid, bevor…«

»Sie haben vollkommen richtig gehandelt.« Ekstrom stieß einen tiefen Seufzer aus. »Lassen Sie die Leiche von Dr. Ming sofort irgendwo verschwinden. Und zu niemandem ein Wort!«

Der Techniker war verdutzt. »Aber, Sir…«

Ekstrom legte dem Mann seine Pranke auf die Schulter. »Hören Sie mir gut zu. Das ist ein tragisches Unglück, das ich zutiefst bedaure. Sobald ich Zeit habe, werde ich mich eingehend mit dem Vorfall befassen. Im Moment habe ich diese Zeit aber nicht.«

»Sie wollen also, dass ich die Leiche verstecke?«

Ekstroms Augen fixierten den Mann. »Denken Sie doch mal nach. Wir könnten allen Bescheid sagen, aber was wäre damit gewonnen? Wir haben noch eine knappe Stunde bis zu unserer Pressekonferenz. Jetzt einen tödlichen Unfall bekannt zu geben, hätte verheerende Auswirkungen auf die Stimmung. Es würde dem Meteoriten den Glanz nehmen. Dr. Ming hat leider nicht aufgepasst. Ich sehe nicht ein, dass die NASA die Rechnung für seinen Fehler bezahlen soll. Diese zivilen Wissenschaftler haben sich schon genug in unserem Erfolg gesonnt. Das hätte mir noch gefehlt, dass uns einer von denen mit einem blödsinnigen Fehltritt unseren großen Auftritt versaut. Der Unfall von Dr. Ming bleibt geheim, bis die Pressekonferenz vorbei ist. Haben Sie mich verstanden?«

Der Mann nickte. »Ich werde die Leiche verstecken.«

59

Michael Tolland war lange genug zur See gefahren, um die Gnadenlosigkeit und Gleichgültigkeit des Ozeans gegenüber seinen Opfern zu kennen. Er lag erschöpft auf der großen Eisfläche. In der Ferne konnte er gerade noch den schemenhaften Umriss des Milne-Eisschelfs ausmachen. Er wusste, dass der mächtige arktische Strom von den Elisabeth-Inseln ausgehend in einem gewaltigen Bogen um die Polkappe herumschwenkte und irgendwann die nordrussische Küste streifte. Nicht, dass es irgendetwas geändert hätte. Bis dahin würden Monate vergangen sein.

Wir haben noch dreißig Minuten… bestenfalls fünfundvierzig.

Ohne die mit Gel gefüllten Schutzanzüge wären sie längst tot.

Die Anzüge hatten dafür gesorgt, dass sie nicht nass geworden waren – der wichtigste Punkt für das Überleben bei Kälte. Außerdem hatte das Thermo-Gel die Stürze gedämpft. Jetzt halfen die Anzüge, den letzten verbliebenen Rest Körperwärme noch eine kleine Weile zu bewahren.

Bald würde die Unterkühlung einsetzen. Es würde mit dem Taubwerden der Extremitäten beginnen, wenn sich das Blut zur Versorgung der lebenswichtigen Organe in den Kernbereich des Körpers zurückzog. Als Nächstes würde es wegen der Verlangsamung von Puls und Atmung zu einer Unterversorgung des Gehirns mit Sauerstoff und damit zu Halluzinationen kommen.

Dann würde der Körper als letzte wärmesparende Maßnahme sämtliche Funktionen außer Herzschlag und Atmung einstellen.

Anschließend kam die Bewusstlosigkeit. Als Letztes würden das Atmungs- und Kreislaufzentrum des Gehirns aussetzen.

Tolland schaute Rachel an. Er wünschte, er könnte etwas tun, um sie zu retten.

Die Taubheit, die sich allmählich in Rachels Körper breit machte, war weniger unangenehm, als sie befürchtet hatte. Fast war es wie eine willkommene Betäubung. *Das Morphium der Natur.* Sie hatte ihre Schutzbrille eingebüßt. Vor Kälte gelang es ihr kaum, die Augen zu öffnen.

Sie konnte Tolland und Corky nahe bei sich auf dem Eis liegen sehen. Tolland schaute sie an. Bedauern sprach aus seinem Blick.

Corky bewegte sich, hatte aber augenscheinlich große Schmerzen. Seine rechte Wange war aufgeplatzt und blutig.

Rachel zitterte unkontrolliert, doch in ihrem Kopf suchte sie fieberhaft nach einer Antwort. *Wer? Warum?* Die Schwere, die sich in ihr ausbreitete, beeinträchtigte ihr Denken. Nichts ergab einen Sinn. Sie spürte, wie ihr Körper allmählich abschaltete.

Eine unsichtbare Kraft lullte sie ein, drängte sie in den Schlaf. Sie versuchte, dagegen anzukämpfen. Lodernder Zorn packte sie. Sie bemühte sich, seine Glut noch mehr anzufachen.

Man hat versucht, uns umzubringen. Sie lugte hinaus in die unbarmherzige See. Die Angreifer hatten so gut wie gewonnen. *Wir sind praktisch schon tot.* Rachel wusste, sie würde die Wahrheit über das tödliche Spiel auf dem Milne-Eisschelf nicht mehr ans Licht kommen sehen, aber sie war sich ziemlich sicher, den Schuldigen zu kennen. Direktor Ekstrom hatte am meisten zu gewinnen. Er hatte sie aufs Eis hinausgeschickt. Er hatte Verbindungen zum Pentagon und zu den Spezialeinheiten. *Aber was hatte Ekstrom davon, den Meteoriten ins Eis einzuschmuggeln? Wer konnte überhaupt etwas davon haben?*

Rachel dachte an Zach Herney. War der Präsident ein Mitverschwörer oder eine ahnungslose Schachfigur? *Herney weiß nichts davon. Er ist unbeteiligt.* Der Präsident war offensichtlich von der NASA hereingelegt worden. In vielleicht einer Stunde würde er mit der NASA-Entdeckung vor die Öffentlichkeit treten – bewaffnet mit einem Videoband, in dem sich vier zivile Wissenschaftler für die Echtheit verbürgten.

Vier tote Wissenschaftler.

Rachel konnten nichts mehr tun, um die Pressekonferenz aufzuhalten, doch sie schwor sich, dass der Urheber dieses Angriffs, wer immer es war, nicht ungeschoren davonkommen sollte.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und versuchte sich aufzusetzen. Ihre Glieder waren wie Blei. In den Gelenken von Armen und Beinen explodierte der Schmerz, als sie sich mühsam hinkniete. In ihrem Kopf drehte sich alles. Tolland sah sie mit forschendem Blick an. Rachel hatte das Gefühl, dass er annahm, sie wolle beten. Das wollte sie keineswegs, obwohl ein Gebet derzeit mindestens so hilfreich war wie das, was Rachel sich vorgenommen hatte. Sie griff nach dem Eisbeil, das zum Glück

immer noch an der Fangleine an ihrem Gürtel hing. Mit steifen Fingern packte sie den Stiel und stieß ihn mit aller Kraft, die ihr geblieben war, aufs Eis. Das Blut in ihren Adern war wie Sirup.

Tolland schaute Rachel verwundert zu. Er versuchte sich auf den Ellbogen aufzustützen. »Rachel…?«

Sie gab keine Antwort. Sie brauchte jetzt all ihre Kraft.

»Ich glaube… so weit nördlich kann uns… das SAA… nicht mehr hören…«, sagte Tolland.

Rachel schaute ihn erstaunt an. Sie hatte nicht bedacht, dass Tolland als Ozeanograf vermutlich verstand, was sie vorhatte.

Richtig gedacht, aber ich rufe nicht das SAA.

Sie hämmerte weiter ihre Signale aufs Eis.

SAA war die Abkürzung von »Subozeanische Abhör-Anlage«, einer Hinterlassenschaft des Kalten Krieges. Da der Schall im Wasser Hunderte von Kilometern geleitet wird, war es möglich, mit den neunundfünfzig Unterwassermikrofonen des SAA einen erstaunlich großen Prozentsatz der Weltmeere abzuhören. Bedauerlicherweise gehörte diese abgelegene arktische Region nicht zu diesem Prozentsatz, aber Rachel wusste, dass auf dem Meeresgrund auch noch andere ihre Lauscher aufsperrten. Sie pochte unverdrossen weiter ihr primitives Signal.

TOK – TOK – TOK.

TOK – TOK – TOK.

TOK – TOK – TOK.

Sie gab sich keinen Illusionen hin, dass ihr Tun den anderen und ihr das Leben retten könnte. Sie spürte bereits eine frostige Starre nach ihrem Körper greifen. Sie hatte vielleicht noch eine halbe Stunde Leben in sich. Eine Rettung lag nicht mehr im Bereich des Möglichen. Aber es ging ihr nicht um Rettung.

TOK – TOK – TOK.

TOK – TOK – TOK.

TOK – TOK – TOK.

»Die Zeit… ist gegen uns…«, sagte Tolland.

Es geht nicht um uns, dachte Rachel, *es geht um die Information in meiner Tasche.* Sie rief sich den verräterischen Ausdruck des Radarbildes in ihrer Anzugtasche vor Augen. *Ich muss dafür sorgen, dass der Ausdruck in die Hände des NRO kommt, und zwar schnell.*

Rachel war dem Delirium nahe, aber sie war sicher, dass man ihr Signal auffangen würde. Mitte der Achtzigerjahre hatte das NRO die SAA durch eine dreißigmal leistungsfähigere Anlage ersetzt. »Classic Wizard« hieß das zwölf Millionen Dollar teuere Ohr des NRO auf dem Meeresgrund. Innerhalb der nächsten Stunden würden die Cray-Supercomputer der Horchstation des NRO und des Nationalen Sicherheitsdienstes NSA in Menwith Hill eine anomale Signalsequenz an einem der arktischen Hydrophone registrieren, das Pochen als SOS-Signal identifizieren, die Koordinaten einpeilen und ein Rettungsflugzeug der grönländischen U.S.-Luftwaffenbasis Thule in die Luft beordern. Das Flugzeug würde drei Personen auf einem Eisberg finden. Erfroren. Tot. Eines der Opfer war eine Mitarbeiterin des NRO… und sie hatte ein merkwürdiges Dokument auf Thermopapier in der Tasche.

Einen GPR-Ausdruck. Norah Mangors Vermächtnis.

Bei der Untersuchung des Ausdrucks würde der geheimnisvolle Schacht unter dem Meteoriten ans Tageslicht kommen. Rachel hatte keine Ahnung, wie es dann weitergehen würde, aber das Geheimnis würde jedenfalls nicht mit ihnen zusammen auf dem Eis untergehen.

60

Zur Amtsübernahme eines Präsidenten gehört auch ein Gang durch drei schwer bewachte Lagerhäuser, in denen unschätzbare Einrichtungsgegenstände des Weißen Hauses aufbewahrt werden: Schreibtische, Tafelsilber, Büroeinrichtungen, Betten und andere Gegenstände, die bei den Vorgängern bis zurück zu George Washington in Gebrauch gestanden haben. Bei der Besichtigungstour wird es dem neuen Präsidenten freigestellt, nach Belieben Gegenstände zur Möblierung des Weißen Hauses für die Zeit seiner Amtsperiode auszusuchen. Nur das Bett im Lincoln-Schlafzimmer, in dem Lincoln ironischerweise nie genächtigt hat, steht auf Dauer im Weißen Haus.

Der Schreibtisch, an dem Zach Herney zurzeit im Oval Office saß, hatte früher einmal seinem Idol Harry Truman gehört. Nach modernen Maßstäben war er noch nicht einmal besonders groß, aber für Zach Herney war er eine tägliche Erinnerung daran, dass hier alles ging oder gar nichts. »The buck stops here« hatte Harry S. Truman gesagt, der schwarze Peter bleibt immer hier hängen.

Wenn in Zach Herneys Administration etwas schief ging, traf die Verantwortung letztlich immer ihn selbst. Herney begriff seine Verantwortung als Ehre und tat sein Bestes, seinen Stab zu motivieren, mit Freude und Engagement alles Erforderliche zu leisten.

»Mr President?«, rief seine Sekretärin durch den Türspalt herein. »Die Verbindung steht jetzt.«

Herney griff nach dem Telefonhörer. Er hätte diesen Anruf lieber in einem etwas privateren Rahmen geführt, aber das war zurzeit wirklich nicht möglich. Wie die Stechmücken hatten sich zwei Maskenbildner auf ihn gestürzt und fummelten ihm im Gesicht und an den Haaren herum. Ein Fernsehteam war unmittelbar vor seinem Schreibtisch mit dem Aufbau beschäftigt, abgesehen von dem Schwarm von Beratern und PR-Leuten, die aufgeregte Strategiediskussionen führten.

Eine Stunde bis Sendebeginn.

Herney drückte auf den leuchtenden Knopf an seiner privaten Telefonkonsole. »Lawrence? Sind Sie dran?«

»Ja, ich bin's.« Die Stimme des NASA-Direktors kam von weit her. Sie klang abgespannt.

»Ist bei euch alles okay?«

»Bei uns zieht ein Sturm auf, aber meine Leute haben mir versichert, dass die Satellitenverbindung nicht darunter leiden wird.

Wir stehen in den Startlöchern. Noch eine Stunde. Der Countdown läuft.«

»Ausgezeichnet. Wie ist die Stimmung? Ich hoffe doch, gut?«

»Sehr gut. Meine Mitarbeiter sind ganz aus dem Häuschen. Wir haben gerade ein paar Biere geköpft.«

Herney lachte. »Das freut mich zu hören. Ich habe Sie eigentlich nur angerufen, um

mich bei Ihnen zu bedanken, bevor wir dieses Ding durchziehen. Heute Abend wird es rundgehen.«

»Das wird es bestimmt, Sir. Auf diesen Augenblick haben wir lange warten müssen…« Ekstrom brach ab. Sein Ton war ungewohnt zurückhaltend.

Herney zögerte, bevor er sprach. »Hört sich an, als wären Sie erschöpft.«

»Ich brauche ein bisschen Sonne und ein richtiges Bett.«

»Lawrence, noch eine Stunde! Lächeln Sie in die Kamera, freuen Sie sich an Ihrem Erfolg, und dann schicken wir Ihnen ein Flugzeug, das Sie nach Washington zurückholt.«

»Darauf freue ich mich schon.« Lawrence verstummte erneut.

Als geschickter Unterhändler war Herney gewohnt, auf Untertöne zu achten und auf das zu hören, was zwischen den Worten zum Ausdruck kam. Irgendetwas in der Stimme des NASA-Direktors irritierte ihn. »Sind Sie sicher, dass bei Ihnen alles in Ordnung ist?«

»Absolut. Alle Systeme arbeiten einwandfrei.« Ekstrom schien darauf bedacht, das Thema zu wechseln. »Haben Sie den endgültigen Schnitt von Tollands Dokumentation schon gesehen?«

»Gerade eben. Phantastische Arbeit«, sagte Herney.

»Ja. Sie hatten einen guten Riecher, Tolland in das Projekt einzubinden.«

»Sind Sie mir wegen der Wissenschaftler immer noch gram?«

»Zum Teufel, ja!«, brummte Ekstrom gutmütig. Seine Stimme hatte wieder die gewohnte Festigkeit.

Herney war beruhigt. *Ekstrom geht es gut*, dachte er. *Er ist nur ein bisschen abgespannt*. »Okay, wir sehen uns in einer Stunde über Satellit. Wir werden den Leuten etwas geben, worüber sie reden können!«

»Genau.«

»Übrigens, Lawrence, Sie haben da oben einen verteufelt guten Job abgeliefert.« Herneys Stimme war ruhig und bestimmt. »Das vergesse ich Ihnen nie.«

Delta-3 hatte im Toben des Sturms große Mühe, Norah Mangors Schlitten aufzurichten und mit der herabgestürzten Ausrüstung zu beladen. Er verstaute alles, knöpfte die Abdeckplane fest, legte Norah Mangors Leiche quer darüber und band sie fest. Er wollte sich gerade mit dem Schlitten ins Gelände aufmachen, als seine Partner den Gletscher heraufgeglitten kamen.

»Kommando zurück!«, brüllte Delta-1 ihm durch den Sturm entgegen. »Die anderen drei sind vom Gletscher abgegangen.«

Delta-3 war nicht überrascht. Er begriff sofort, dass man mit einer einzigen Leiche nicht irgendwo auf dem Gletscher einen Unfall vortäuschen konnte. Diese Lösung würde mehr Fragen aufwerfen als beantworten. »Hinterherschmeißen?«, fragte er.

Delta-1 nickte ihm und Delta-2 zu. »Ich sammle die Fackeln ein. Ihr beseitigt den Schlitten mit der Leiche.«

Delta-3 und sein Partner bugsierten den schwer beladenen Schlitten den Gletscher hinab und über die Schneewälle. Am Gletscherabbruch angekommen, gaben sie ihm einen Stoß. Norah Mangor und ihre Ausrüstung glitten lautlos über die Kante und stürzten ins Eismeer.

Saubere Lösung, dachte Delta-3.

Auf dem Rückweg zur Basis registrierte er befriedigt, dass der Sturm bereits ihre Spuren verwehte.

61

Das Atom-Unterseeboot *Charlotte* war vor fünf Tagen ins Polarmeer abkommandiert worden. Ihr Aufenthalt in diesen Gewässern unterlag strengster Geheimhaltung.

Dieses Boot der Los-Angeles-Klasse war zum lautlosen Lauschen konstruiert. Die zweiundvierzig Tonnen schwere Turbinenanlage besaß eine federnde Aufhängung, die sämtliche Vibrationen absorbierte. Ungeachtet ihrer Konstruktion für den geheimen Einsatz gehörte die Charlotte mit ihren einhundertzehn Metern Länge von Bug bis Heck zu den größten Aufklärungs-Unterseebooten, die die Meere berühren. Getaucht hatte sie eine Wasserverdrängung von 6927 Tonnen und eine Marschgeschwindigkeit von fünfunddreißig Knoten, also erstaunliche

dreiundsechzig Kilometer pro Stunde. Mit seiner maximalen Tauchtiefe von fast fünfhundert Metern gehörte das mit einhundertachtundvierzig Mann besetzte Boot zum Modernsten, was es an U-Booten gab.

Der Techniker, der im Sonar-Raum vor dem Oszillatorbildschirm saß, war einer der Besten seines Fachs. Er war ein wandelndes Lexikon von Geräuschen und Wellenmustern. Er konnte einige Dutzend russischer U-Boote an ihrem Schraubengeräusch erkennen, die Stimmen von Hunderten von Meeresbewohnern identifizieren und die Lage von Unterwasservulkanen sogar noch vor dem fernen Japan haargenau bestimmen.

Zurzeit jedoch beschäftigte ihn ein dumpfes, regelmäßiges Pochen. Das an sich völlig eindeutige Geräusch kam gänzlich unerwartet.

»Du wirst mir nicht glauben, was ich da in meiner Mickymaus habe«, sagte er zu seinem Assistenten und reichte ihm den Kopfhörer.

Der Angesprochene setzte die Kopfhörer auf. »Mein Gott, das kommt klar wie eine Glocke!«, sagte er mit ungläubiger Miene.

»Was jetzt?«

Der Sonarmann hatte sich schon über Bordtelefon mit dem Kapitän in Verbindung gesetzt, der kurz darauf im Sonar-Raum erschien, um sich das über Lautsprecher eingespielte Geräusch anzuhören.

TOK – TOK – TOK.

TOK – TOK – TOK

TOK – TOK – TOK.

Der Kapitän lauschte mit ausdruckslosem Gesicht. Das Signal wurde langsamer, unregelmäßiger, schwächer.

»Koordinaten?«, fragte der Kapitän.

Der Techniker räusperte sich. »Es kommt von der Wasseroberfläche, Sir. Ungefähr drei Meilen Steuerbord.«

62

Gabrielle Ashe zitterten die Knie. Weniger vom langen, bewegungslosen Stehen in Senator Sextons halbdunkler Diele, sondern vor Enttäuschung über das, was sie gerade gehört hatte.

Die Zusammenkunft war noch nicht beendet, aber sie brauchte kein weiteres Wort mehr zu hören. Die schmerzhafte Wahrheit lag auf der Hand.

Senator Sexton lässt sich von privaten Raumfahrtunternehmen schmieren.

Marjorie Tench hatte die Wahrheit gesagt.

Gabrielle fühlte sich abgrundtief betrogen. Ekel kam in ihr hoch. Sie hatte an Sexton geglaubt, hatte für ihn gekämpft. *Wie kann er so etwas machen?* Gabrielle hatte erlebt, dass Sexton gelegentlich vor der Öffentlichkeit zur Lüge griff, um sein Privatleben zu schützen. Nun gut, das war eben Politik. Aber das! Das war ein klarer Gesetzesbruch!

Er ist noch gar nicht gewählt und betreibt schon den Ausverkauf des Weißen Hauses!

Gabrielle wusste, dass sie den Senator nun nicht mehr unterstützen konnte. Die Privatisierung der NASA konnte nur jemand versprechen, dem Demokratie und Gesetz piepegal waren. Und selbst wenn der Senator in dem guten Glauben war, sein Handeln läge im allgemeinen Interesse, hebelte eine gekaufte Vorabentscheidung sämtliche Kontrollmechanismen des Staates aus und machte mögliche Gegenargumente des Kongresses, der Berater, der Wähler und der Interessengruppen zur Makulatur. Vor allem hatte Sexton mit einer Garantie der Privatisierung der NASA einem grenzenlosen Missbrauch dieser Vorabinformation Tür und Tor geöffnet. Insiderhandel mit Börsenpapieren war in diesem Fall das Übliche. Wieder einmal konnten sich die Reichen, die an der Quelle saßen, auf Kosten der ehrlichen kleinen Anleger eine goldene Nase verdienen.

Gabriele war es nachgerade übel geworden. Was sollte sie jetzt tun?

Hinter ihr trillerte schrill ein Handy. Erschrocken fuhr Gabrielle herum. Das Trillern kam aus einem der Mäntel in der Garderobennische.

»Entschuldigung, Freunde«, sagte der Texaner, »das ist für mich.«

Gabrielle hörte den Mann aufstehen. *Gleich kommt er heraus!* Sie rannte den teppichbelegten Weg zurück, den sie gekommen war.

Auf halber Strecke schlug sie sich nach links in die dunkle Küche. Im selben Moment kam auch schon der Texaner aus dem Wohnraum und ging die Diele hinunter. Gabrielle erstarrte. Reglos stand sie im Dunkel.

Der Texaner ging an ihr vorbei, ohne sie zu bemerken.

Mit pochendem Herzen hörte sie ihn in der Garderobe nach seinem Handy stöbern. Schließlich hatte er es gefunden und meldete sich.

»Yeah?… Wann?… Ach was!… Ja, wir machen an. Danke.« Er drückte aufs Knöpfchen, steckte das Handy weg und ging eilig wieder zurück. »Macht mal das Fernsehen an!«, rief er noch in der Diele. »Zach Herney gibt gleich eine dringende Pressekonferenz. Acht Uhr, auf allen Kanälen. Entweder haben wir China den Krieg erklärt, oder die Internationale Raumstation ist ins Meer gefallen!«

»Na, wenn *das* kein Grund wäre, einen zu trinken!«, rief jemand aus.

Allgemeines Gelächter.

Um Gabrielle drehte sich alles. *Eine Pressekonferenz um acht?*

Marjorie Tench hatte anscheinend doch nicht nur auf den Busch geklopft. Um acht Uhr wollte sie die Erklärung auf ihrem Schreibtisch haben. Gabrielle hatte angenommen, der Zeitpunkt erkläre sich daraus, dass das Weiße Haus genügend Zeit haben wollte, die Erklärung den Morgenblättern zuzuspielen, aber jetzt hatte es den Anschein, dass der Präsident mit den Verdächtigungen direkt an die Öffentlichkeit gehen wollte.

Eine dringende Pressekonferenz? Je mehr Gabrielle darüber nachdachte, desto merkwürdiger kam ihr die Sache vor. *Herney will mit diesem Saustall live vor die Kameras? Höchstpersönlich?*

Aus dem Wohnraum plärrte jetzt der Fernsehapparat. Die Stimme des Sprechers bebte vor Aufregung. »Das Weiße Haus hat bislang keinerlei Angaben zum Thema des bevorstehenden heutigen Überraschungsauftritts des Präsidenten gemacht. Spekulationen ist ein weites Feld geöffnet. Einige Analytiker der politischen Szene sind der Auffassung, Präsident Zach Herney könnte nach seinem Rückzug aus dem Wahlkampf heute Abend seinen Verzicht auf eine zweite Amtszeit erklären.«

Im Wohnraum erhob sich hoffnungsvolles Jubeln.

Blödsinn, dachte Gabrielle. Bei der Wagenladung Schmutz, mit der das Weiße Haus Sexton bombardieren konnte, war es völlig ausgeschlossen, dass Herney heute Abend das Handtuch werfen würde. *Bei dieser Pressekonferenz kommt etwas anderes als die Abdankung aufs Tapet*, überlegte Gabrielle, und sie hatte das ungute Gefühl, schon zu wissen, was es war.

Sie schaute auf die Uhr. Noch nicht einmal mehr eine Stunde.

Sie musste zu einer Entscheidung kommen, und sie wusste auch, mit wem sie darüber sprechen wollte. Sie klemmte den Umschlag mit den Fotos unter den Arm und schlich sich leise aus dem Apartment. Der Wächter auf dem Flur machte ein erleichtertes Gesicht. »Ich habe von drinnen begeistertes Geschrei gehört«, sagte er. »Sie sind bei denen wohl gut angekommen.«

Mit einem knappen Lächeln schritt sie an ihm vorbei zum Aufzug.

Draußen auf der Straße setzte mit ungewohnter Kühle die Dämmerung ein. Gabrielle winkte ein Taxi heran.

»Zu den ABC-Fernsehstudios«, sagte sie zum Fahrer. »Und bitte schnell.«

63

Michael Tolland lag auf der Seite auf dem Eis, den Kopf auf den ausgestreckten Arm gelegt, den er schon längst nicht mehr spürte. Seine Lider waren schwer geworden, aber er kämpfte darum, die Augen offen zu halten. Von seinem ungewöhnlichen Beobachtungspunkt aus nahm er die letzten Bilder dieser Welt aus einer ungewohnten Seitenperspektive wahr. Eis und Meer. Es war ein merkwürdig stimmiges Ende für einen Tag, an dem sich alles als trügerischer Schein erwiesen hatte.

Gespenstische Stille hatte sich über das dahintreibende Eisfloß gelegt. Der Wind wurde immer ruhiger, je weiter sie sich vom Gletscher entfernten. Rachels Pochen war erstorben, und Corky gab keinen Laut mehr von sich. Tolland merkte, wie sein eigener Körper immer stiller wurde. Sein unter der Kopfhaube gut vernehmbarer Atem wurde langsamer… und flacher. Er hatte das Gefühl, zusammengestaucht zu werden, während sein Blut aus den Extremitäten in die lebenswichtigen Organe

flüchtete wie die Soldaten in eine Auffangstellung.

Aber er wusste, die Schlacht war verloren. Die schmerzhafte Phase war vorüber. Er hatte das Gefühl aufzublähen, zu schweben. Er schaute zurück zum Milne-Eisschelf, der jetzt nur noch ein milchiger Streifen im schwachen Mondlicht war. Als einer der ersten Reflexe setzte Tollands Lidschlag aus. Sein Blickfeld trübte sich, als die im Augeninnern zirkulierende Flüssigkeit gefror.

Tolland begann zu halluzinieren. Auf der Schwelle zur Bewusstlosigkeit träumte er nicht von Rettung, Wärme und Sicherheit.

Seine letzte Vision war furchtbar.

Mit unheilvollem Zischen brach der schlanke schwarze Leib eines tödlichen Ungeheuers neben dem Eisberg durch die schäumende Wasseroberfläche. Tolland versuchte angestrengt zu blinzeln. Sein Blick klärte sich ein wenig. Das Monstrum war ganz nahe; sein Leib keilte gegen den Rand des Eises wie ein riesiger, glänzender Hai, der ein kleines Boot bedrängt. Vor Tollands Augen wurde es schwarz. Nur noch die furchtbaren Geräusche drangen zu ihm. Metall mahlte auf Metall. Zähne gruben sich ins Eis. Es kam näher. Leiber wurden fortgeschleppt… *Rachel*!

Tolland spürte, wie er derb gepackt wurde.

Dann war nur noch Leere.

64

Gabrielle Ashe stürmte im Laufschritt in die Nachrichtenredaktion von ABC News. Gleichwohl war sie die Langsamste im ganzen Raum. Hier wurden täglich vierundzwanzig Stunden lang fieberhaft Nachrichtensendungen produziert, aber im Moment ging es in dem Großraumbüro zu wie in einem Börsensaal. Wild um sich blickende Redakteure schrien sich über den oberen Rand der Glastrennwände hinweg an, Reporter rannten mit Faxmeldungen wedelnd von Glaskasten zu Glaskasten, Praktikanten hechelten durchs Gewühl.

Gabrielle war gekommen, um Yolanda Cole aufzusuchen.

Yolanda war in der Regel im besseren Viertel des Redaktionsraums zu finden – in

einem der mit Glaswänden voneinander abgetrennten Einzelbüros für verantwortliche Redakteure, denen auch einmal ein Moment der Ruhe zum Nachdenken vergönnt sein musste. Heute Abend jedoch steckte Yolanda mitten im Gewühl. Als sie Gabrielle erblickte, trompetete sie ihren gewohnten überschwänglichen Willkommensschrei.

»Gabs!« Yolanda trug ein Batik-Wickelkleid und eine Schildpattbrille. Wie immer hatte sie sich mit schrillem Modeschmuck behängt wie ein Kirmesgaul. Sie kam herbeigewatschelt. »Küsschen!« Gabrielle schlang die Arme um ihre Freundin. Yolandas gute Laune wirkte ansteckend. Gabrielle ging es schon viel besser. Yolanda Cole, eine sommersprossige Polin mit schütterem Haar, von allen nur »Mama« genannt, war seit sechzehn Jahren Nachrichtenredakteurin bei ABC News in Washington. Ihre matronenhafte Erscheinung und ihre Umgänglichkeit kaschierten die raffinierte Durchtriebenheit und Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich Informationen zu verschaffen wusste. Gabrielle hatte Yolanda kurz nach ihrer Ankunft in Washington bei einem Schulungsseminar für Frauen in der Politik kennen gelernt. Sie hatten sich über Gabrielles Werdegang unterhalten, über die Schwierigkeiten, sich als Frau in der Hauptstadt durchzusetzen, und waren schließlich bei Elvis Presley gelandet, für den sie unverhofft ihre gemeinsame Begeisterung feststellten. Yolanda hatte Gabrielle unter ihre Fittiche genommen und ihr geholfen, wichtige Leute kennen zu lernen. Gabrielle kam immer noch alle vier Wochen bei Yolanda auf ein Schwätzchen vorbei.

Yolanda trat einen Schritt zurück und musterte Gabrielle.

»Mädchen, du siehst ja um hundert Jahre gealtert aus! Was ist denn los?«

Gabrielle senkte die Stimme. »Yolanda, ich stecke in der Klemme.«

»Die Leute draußen sehen das aber anders. Dein Mann ist auf dem aufsteigenden Ast.«

»Können wir uns nicht irgendwo ungestört unterhalten?«

»Schlechter Moment, Schatz. Der Präsident gibt in einer halben Stunde eine Pressekonferenz, und wir haben immer noch nicht den geringsten Schimmer, worum es geht. Ich muss Experten für Kommentare heranschaffen. Es ist der reine Blindflug.«

»Ich weiß aber, worum es geht.«

Yolanda blickte skeptisch über den Rand ihrer Brille. »Gabrielle, sogar unser

Korrespondent *im* Weißen Haus tappt diesmal im Dunkeln. Und Sextons Wahlkampfbüro will Bescheid wissen?«

»Nicht sein Wahlkampfbüro – *ich* weiß Bescheid. Gib mir fünf Minuten, und ich erzähle dir alles.«

Yolandas Blick streifte den roten Umschlag in Gabrielles Hand.

»Solche Umschläge benutzt das Weiße Haus für Interna. Wo hast du ihn her?«

»Von Marjorie Tench. Ich hatte heute Nachmittag ein Tete-á-Tete mit ihr.«

Yolanda blickte Gabrielle nachdenklich an. »Komm mit.«

In Yolandas Glaskasten angekommen, packte Gabrielle aus, gestand den One-Night-Stand mit Sexton, und dass Marjorie Tench fotografisches Beweismaterial in der Hand hatte.

Yolanda grinste breit und schüttelte schließlich lachend den Kopf. Offensichtlich war sie durch nichts mehr zu erschüttern.

»Oh, Gabs, ich habe mir schon längst gedacht, dass zwischen dir und Sexton etwas läuft. Wen wundert's? Er ist als Schürzenjäger bekannt, und du bist ein hübsches Mädchen. Darüber mach dir mal keine Sorgen!«

Keine Sorgen?

Gabrielle erzählte von Sextons Geheimtreffen mit den SFF-Leuten, dessen Zeugin sie soeben geworden war, und dass sich dabei Marjorie Tenchs Vorwurf, Sexton würde von der Raumfahrtbranche illegale Spendengelder annehmen, als wahr erwiesen hatte. Wieder ließ Yolandas Miene wenig Überraschung oder Besorgnis erkennen. Dann rückte Gabrielle damit heraus, welchen Schritt sie tun wollte. Jetzt schlich sich Besorgnis in Yolandas Gesicht. »Gabrielle, wenn du eine eidesstattliche Erklärung abgeben willst, dass du mit einem Senator geschlafen und tatenlos zugesehen hast, wie er die Öffentlichkeit belügt, ist das deine Sache. Aber es gibt Dinge, die tut man nicht. Man darf keinem Senator einen Sexskandal ans Bein binden. Das ist Selbstmord!

Mädchen, ich kann dir nur sagen, wenn du vorhast, einen Präsidentschaftskandidaten zu demontieren, spring schleunigst in dein Auto und fahr so weit weg, wie du nur kannst. Dann bist du eine gezeichnete Frau. Gewisse Leute investieren einen schönen Batzen Geld, um einen Kandidaten ganz nach oben zu hieven. Hier stehen Finanz-

und Machtinteressen auf dem Spiel – Interessen, für die manch einer zu morden bereit ist.«

Gabrielle verstummte.

»Mein persönlicher Eindruck ist, dass die Tench dir die Hölle heiß gemacht hat in der Hoffnung, dass du eine Dummheit begehst – wie dich von Sexton abzuseilen und die Affäre zuzugeben.« Yolanda deutete auf den roten Umschlag in Gabrielles Hand. »Diese Bildchen von dir und Sexton sind keinen Pfifferling wert, solange nicht du oder Sexton zugeben, dass sie echt sind. Das Weiße Haus weiß ganz genau, wenn sie diese Fotos den Medien zuspielen, wird Sexton einfach behaupten, sie seien eine Fälschung, und der Schuss geht nach hinten los.«

»Das habe ich mir auch schon gedacht, aber das Thema Wahlkampfspenden-Betrug…«

»Schatz, sei nicht voreilig. Wenn das Weiße Haus mit den Schmiergeldvorwürfen bis jetzt nicht an die Öffentlichkeit gegangen ist, will es das vielleicht überhaupt nicht. Der Präsident nimmt es mit dem sauberen Wahlkampf ohne Negativschlagzeilen sehr ernst. Ich denke mal, er will keinen Skandal in der Raumfahrtbranche und hat dir deshalb die Tench auf den Hals gehetzt, in der Hoffnung, dass du dich vor Angst abseilst und deinem Kandidaten in den Rücken fällst.«

Gabrielle ließ sich den Gedanken durch den Kopf gehen. Yolandas Vermutung klang vernünftig, aber irgendetwas passte nicht zusammen. Gabrielle deutete durch die Glasscheibe hinaus in die hektische Redaktion. »Yolanda, ihr steht hier in den Startlöchern für eine Pressekonferenz des Präsidenten. Wenn der Präsident nicht Schmiergelder oder Sex aufs Tapet bringen will, was dann?«

Yolanda machte ein fassungsloses Gesicht. »Langsam. Du glaubst doch wohl nicht, in der Pressekonferenz geht es um dich und Sexton?«

»Oder die Schmiergelder. Oder beides. Marjorie Tench hat mir jedenfalls angedroht, wenn ich die eidesstattliche Erklärung nicht bis heute Abend um acht bei ihr abliefere, wird der Präsident…«

Yolanda lachte prustend los. »Oh, bitte, aufhören! Du bringst mich sonst noch um!«

Gabrielle war nicht nach Scherzen zu Mute. »Was ist?«

»Gabs, nun hör mal zu«, stieß Yolanda außer Puste hervor,

»glaub mir, ich habe seit sechzehn Jahren mit dem Weißen Haus zu tun. Es ist völlig ausgeschlossen, dass Zach Herney eine Pressekonferenz einberuft, um vor dem ganzen Globus auszubreiten, dass Senator Sexton mit dir pennt und dunkle Geschäfte macht!

So was lässt man durchsickern, das verkündet man nicht vor der ganzen Welt! Kein Präsident gewinnt an Popularität, wenn er laufende Programme unterbricht, um über Sexskandale oder angebliche miese Finanzierungspraktiken zu jammern.«

»Angebliche Praktiken?«, empörte sich Gabrielle. »Die Zustimmung zu einem Weltraumgesetz für Millionen Dollar an Schmiergeldern zu verkaufen ist wohl mehr als eine miese Finanzierungspraktik!«

»Weißt du denn genau, ob es auch wirklich stimmt?« Yolandas Tonfall war hart geworden. »Weißt du es so genau, dass du dafür vor den Kameras der ganzen Nation die Hosen herunterlassen würdest? Denk doch mal nach. Heutzutage kommt man ohne mächtige Verbündete zu gar nichts. Wahlkampffinanzierungen sind eine komplexe Angelegenheit. Vielleicht war Sextons Versammlung im Wohnzimmer vollkommen legal.«

»Er tritt das Gesetz mit Füßen«, sagte Gabrielle. *Oder etwa nicht?*

»Marjorie Tench hat es jedenfalls geschafft, dass du das glaubst.

Kandidaten nehmen immer und überall unter der Hand Spenden von großen Firmen entgegen. Das ist vielleicht nicht sehr sauber, aber es muss deswegen nicht illegal sein. Überhaupt geht es bei den meisten gesetzlichen Vorschriften nicht darum, woher das Geld stammt, sondern was der Kandidat damit macht.«

Gabrielle war unsicher geworden.

»Gabs, das Weiße Haus hat heute Nachmittag mit dir ein Spielchen gespielt. Man hat versucht, dich deinem Kandidaten abspenstig zu machen, und du bist im Begriff, ihnen auf den Leim zu gehen. Wenn ich mich entscheiden müsste, wem ich mein Vertrauen schenke, dann würde ich lieber bei Sexton bleiben, bevor ich mich bei jemand wie Marjorie Tench anbiedere.«

Yolandas Telefon klingelte. Sie nahm ab, sagte »aha« und »so, so« und machte sich ein paar Notizen. »Interessant!«, sagte sie zum Schluss. »Bin sofort da.«

Sie hängte ein und schaute Gabrielle mit einer hochgezogenen Braue an. »Gabs, ich denke, du bist aus dem Schneider. Genau, wie ich dachte.«

»Was war?«

»Ich weiß immer noch nichts Endgültiges, aber ich kann dir versprechen, die Pressekonferenz hat mit Sexskandalen und Wahlkampffinanzierung nicht das Geringste zu tun.«

Gabrielle spürte einen Hoffnungsschimmer. Sie hätte Yolanda nur allzu gerne geglaubt. »Weshalb bist du dir da so sicher?«

»Ein Insider hat durchblicken lassen, dass es um die NASA geht.«

Gabrielle setzte sich ruckartig auf. »Die NASA?«

Yolanda winkte ab. »Es könnte ein glücklicher Abend für dich werden. Ich vermute, der Präsident hat von Sexton inzwischen so viel Druck bekommen, dass er nicht mehr anders kann, als der internationalen Raumstation den Stecker herauszuziehen.

Das würde den globalen Medienzirkus erklären. «

Eine *Pressekonferenz mit dem Aus für die Raumstation!* Gabrielle konnte es sich nicht vorstellen.

Yolanda stand auf. »Dieser Vorstoß von der Tench heute Nachmittag war vermutlich nur das letzte Aufgebot vom Weißen Haus, um Sexton kleinzukriegen, bevor sich der Präsident mit schlechten Nachrichten vor die Kameras stellen muss. Ein Sexskandal ist immer noch das beste Ablenkungsmanöver von einer Pleite im Weißen Haus. Gabs, ich muss jetzt leider was tun.

Wenn ich dir einen Rat geben darf – hol dir einen Kaffee, setz dich hier hin, mach meinen Fernseher an und lass die Sache auf dich zukommen – wie wir alle. In zwanzig Minuten geht die Chose los, und ich sage dir, es ist völlig ausgeschlossen, dass der Präsident heute Abend eine Schlammschlacht abzieht. Die ganze Welt schaut ihm zu. Was immer er zu sagen hat, es muss um etwas Ernstes gehen.« Sie nickte Gabrielle aufmunternd zu. »So, und jetzt gib mir den Umschlag.«

»Wie bitte?«

Yolanda streckte fordernd die Hand aus. »Diese Bilder werden in meinen Schreibtisch eingeschlossen, bis das Ganze vorbei ist.

Ich will sicher sein, dass du keine Dummheiten machst.«

Zögernd gab Gabrielle den Umschlag her.

Yolanda schloss die Fotos sorgsam in ihre Schreibtischschublade ein und steckte den Schlüssel in die Tasche. »Gabs, du wirst mir noch dankbar sein, ich schwör's dir.« Im Hinausgehen strubbelte sie Gabrielle burschikos die Haare. »Bleib schön brav sitzen. Ich glaube, gleich gibt's gute Neuigkeiten für dich.«

Gabrielle saß allein in dem Glaskasten und versuchte, sich von Yolandas Munterkeit anstecken zu lassen. Doch Marjorie Tenchs selbstzufriedenes schiefes Grinsen ging ihr nicht aus dem Sinn.

Gabrielle konnte sich nicht vorstellen, was der Präsident der Welt verkünden wollte, doch es war bestimmt nichts Gutes für Senator Sexton.

65

Rachel Sexton hatte das Gefühl, bei lebendigem Leibe zu verbrennen.

Es regnet Feuer!

Sie versuchte, die Augen zu öffnen, konnte aber lediglich verschwommene blendende Lichter erkennen. Ringsumher platschte der Regen, siedend heißer Regen, der gnadenlos auf ihre nackte Haut prasselte. Sie lag zusammengerollt auf der Seite; unter ihrem Körper fühlte sie heiße Kacheln. Es roch chemisch, nach Chlor vielleicht. Sie versuchte davonzukriechen, doch starke Hände packten sie an den Schultern und drückten sie auf die Kacheln.

Lasst mich los! Ich verbrenne!

Instinktiv schlug sie um sich, doch wieder ergriffen sie starke Hände und pressten sie auf den Boden. »Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte eine ruhige männliche Stimme mit amerikanischem Tonfall. »Es ist gleich vorbei.«

Was ist gleich vorbei?, fragte sich Rachel. Die Schmerzen? Mein Leben? Sie versuchte, ihre Umgebung zu erkennen. Es musste ein sehr kleiner Raum sein, mit grellen Lichtern, beengt, niedrige Decke.

»Ich verbrenne!« Rachels Schrei war kaum mehr als ein Flüstern.

»Nur ruhig«, sagte die Stimme. »Das Wasser ist lauwarm. Vertrauen Sie mir.«

Rachel bemerkte, dass sie außer der nassen Unterwäsche nichts am Körper trug, doch das Schamgefühl blieb aus. Zu viele Fragen bohrten in ihrem Kopf. Die Erinnerungen setzten wie eine Springflut ein. Der Eisschelf. Das Radarbild. Der Angriff. Die Flucht. Der Absturz.

Der Eisberg. Die Kälte. Wer war es? Wo bin ich? Sie versuchte, die Teile zusammenzufügen, doch ihr bleierner Geist war wie blockiert. Aus dem zähen Durcheinander löste sich ein Gedanke: *Michael und Corky…wo sind Michael und Corky?*

Immer noch war alles verschwommen. Rachel konnte nur die Männer erkennen, die über ihr standen. Sie trugen alle die gleichen blauen Overalls. Rachel wollte etwas sagen, doch die Stimme versagte ihr den Dienst. Das Brennen auf ihrer Haut ließ allmählich nach. Wellen stechenden Schmerzes rollten jetzt durch ihre Muskulatur.

»Lassen Sie es geschehen«, sagte der Mann über ihr. »Das Blut muss in die Muskeln zurückfließen.« Der Mann sprach wie ein Arzt. »Versuchen Sie, die Glieder zu bewegen.«

Rachel hatte das Gefühl, auf einer Folterbank zu liegen. Jeder Muskel fühlte sich an, als würde mit dem Hammer darauf herumgeschlagen. Der Schmerz presste ihr die Brust zusammen.

Sie bekam kaum noch Luft.

»Sie müssen Arme und Beine bewegen, egal wie weh es tut«, forderte der Mann sie beharrlich auf.

Rachel gab sich alle Mühe. Jede Bewegung schmerzte wie ein Messerstich in den Gelenken. Die stechenden Wasserstrahlen wurden noch heißer. Als Rachel schon glaubte, es nicht mehr aushalten zu können, gab ihr jemand eine Injektion. Der Schmerz ließ nach und schwand schließlich. Der Schüttelfrost verebbte. Rachel merkte, dass sie wieder atmete.

Eine neue Empfindung breitete sich in ihrem Körper aus.

Überall spürte sie schmerzhafte Nadelstiche – Millionen kleiner Nadeln, die mit jeder Bewegung heftiger stachen. Rachel versuchte, ganz stillzuhalten, doch der Mann über ihr hatte ihre Arme gepackt und bewegte sie. Das brühheiße Wasser strömte immer noch auf sie ein.

Mein Gott, tut das weh! Rachel war zu schwach, um sich zur Wehr zu setzen. Tränen des Schmerzes und der Erschöpfung liefen ihr über die Wangen. Sie presste die Lider zusammen, um der Welt den Zutritt zu verwehren.

Endlich ließen die Nadelstiche nach. Der sengende Regen hatte aufgehört. Als Rachel die Augen öffnete, konnte sie endlich etwas erkennen.

Corky und Tolland lagen gleich neben ihr, zitternd, halb nackt und klatschnass. Rachel konnte an ihren schmerzverzerrten Gesichtern erkennen, dass sie ähnliche Folterqualen durchgemacht hatten. Tollands braune Augen waren blutunterlaufen und glasig.

Als er Rachel erkannte, brachte er mit bebenden blauen Lippen ein Lächeln zu Stande.

Rachel versuchte sich aufzusetzen. Sie nahm ihre bizarre Umgebung in Augenschein. In einem Durcheinander zitternder, halb nackter Glieder lagen sie zu dritt auf dem Boden eines kleinen Duschraums.

66

Starke Arme hoben Rachel hoch.

Sie spürte, wie die Unbekannten sie abtrockneten und in Decken wickelten. Sie wurde auf eine Art medizinische Liege gebettet und an Armen, Beinen und Füßen kräftig durchmassiert.

Dann bekam sie eine weitere Injektion in den Arm.

»Adrenalin«, sagte jemand.

Das Hormon zirkulierte durch Rachels Adern wie ein Elixier, das die Muskeln wieder zum Leben erweckt. Rachel empfand zwar immer noch eine eisige Leere in ihrem Leib, und ihr Bauch war hart wie eine gespannte Trommel, aber der Blutkreislauf hatte allmählich wieder ihre Glieder erobert.

Von den Toten auferstanden.

Tolland und Corky lagen in Decken gewickelt zitternd auf ähnlichen Liegen, wurden

ebenfalls massiert und bekamen gleichfalls Injektionen. Rachel zweifelte nicht daran, dass diese geheimnisvolle Männerversammlung ihr und den beiden anderen das Leben gerettet hatte. Ein paar der Männer waren klatschnass, offensichtlich, weil sie voll bekleidet in die Dusche gesprungen waren, um zu helfen. Wie diese Männer sie und ihre Begleiter beizeiten gefunden hatten und wer sie waren, war Rachel unerfindlich. Im Augenblick war es auch völlig gleichgültig. *Wir leben.*

»Wo… sind wir?«, brachte Rachel mühsam hervor. Die wenigen Worte verursachten ihr rasende Kopfschmerzen.

»Sie befinden sich im Krankenrevier eines…«, begann der Masseur.

»Aaach-tung!«, rief jemand.

Rachel spürte eine plötzliche Unruhe überall im Raum. Sie versuchte sich aufzusetzen. Einer der Männer in Blau half ihr, lehnte sie mit dem Oberkörper gegen die Wand und zog die Decken hoch. Rachel rieb sich die Augen.

Ein gut aussehender, kraftvoller Afroamerikaner in Khakiuniform betrat den Raum. Er strahlte Autorität aus. »Stehen Sie bequem«, sagte er zu den Männern, während er auf Rachel zuschritt. Er blieb stehen, beugte sich leicht vor und betrachtete sie mit fest blickenden schwarzen Augen. »Harold Brown«, stellte er sich vor. Seine Stimme klang tief und selbstbewusst. »Kapitän der U.S.S. *Charlotte.* Und Sie sind?«

U.S.S. Charlotte?, dachte Rachel. Der Name kam ihr irgendwie bekannt vor. »Sexton…«, antwortete sie. »Ich bin Rachel Sexton.«

Der Mann trat überrascht einen Schritt näher und musterte Rachel. »Zum Teufel, Sie sind es tatsächlich.«

Rachel wusste nicht, was sie denken sollte. *Er kennt mich?* Sie war sicher, den Mann nie getroffen zu haben. Als ihr Blick auf das Emblem auf seiner Brust fiel, den Adler mit einem Anker in den Klauen, drumherum der Schriftzug »U.S. NAVY«, kam schlagartig die Erinnerung, woher sie den Namen Charlotte kannte. »Willkommen an Bord, Miss Sexton«, sagte der Kapitän.

»Sie haben für unser Schiff eine ganze Reihe Erkundungsberichte bearbeitet. Ich weiß, wer Sie sind.«

»Aber… was tun Sie in diesen Gewässern?«, fragte Rachel.

Der Blick des Kapitäns wurde härter. »Das wollte ich Sie gerade fragen.«

Tolland richtete sich langsam auf, um etwas zu sagen, doch Rachel brachte ihn mit einem energischen Kopfschütteln zum Verstummen. *Nicht hier. Nicht jetzt.* Tolland und Corky hätten bestimmt sofort von dem Meteoriten und dem Angriff erzählt, doch es war nicht ratsam, ein solches Thema vor der Mannschaft eines Navy-Unterseebootes anzusprechen. In der Welt der Geheimdienste blieb die Wahrung der Vertraulichkeit auch in der größten Krise oberstes Gebot. Immer noch war alles, was mit dem Meteoriten zu tun hatte, streng geheim.

»Ich muss mit NRO-Direktor William Pickering Verbindung aufnehmen«, erklärte Rachel dem Kapitän. »Sofort und vertraulich.«

Der Kapitän hob die Brauen. Er war es nicht gewohnt, auf seinem eigenen Schiff Befehle entgegenzunehmen.

»Ich bin im Besitz von Geheiminformationen, die unbedingt übermittelt werden müssen.«

Der Kapitän schaute sie bedächtig an. »Erst wollen wir mal Ihre Körpertemperatur auf den Normalwert bringen. Dann werde ich gern die Verbindung zu Pickering für Sie herstellen.«

»Sir, es ist sehr dringend. Ich…« Rachel hielt inne. Ihr Blick war auf die Uhr über dem Arzneischrank gefallen.

19:51.

Rachel blinzelte erschreckt. »Geht die Uhr genau?«

»Sie befinden sich auf einem Schiff der Kriegsmarine, Ma'am.

Wir haben nur genaue Uhren.«

»Und die Uhr zeigt Eastern Time?«

»19 Uhr 51 Eastern Standard Time. Wir sind aus Norfolk ausgelaufen.«

Mein Gott!, dachte Rachel. *Erst 19 Uhr 51!* Sie hatte geglaubt, dass seit ihrer Bewusstlosigkeit Stunden vergangen seien. Zwanzig Uhr war noch nicht vorbei? *Der Präsident ist noch nicht vor die Kameras getreten! Noch ist Zeit, ihn aufzuhalten!* Rachel rutschte von ihrer Liege herunter. In Decken gewickelt stand sie auf wackeligen Beinen da. »Ich muss sofort den Präsidenten sprechen!«

»Welchen Präsidenten?«, erkundigte der Kapitän sich verwundert.

»Den Präsidenten der Vereinigten Staaten!«

»Ich dachte, Sie wollten Pickering sprechen.«

»Dazu fehlt jetzt die Zeit. Ich muss den Präsidenten haben.«

Der Kapitän machte keine Anstalten, etwas zu unternehmen.

Er hatte sich in seiner ganzen imponierenden Größe vor Rachel aufgebaut. »Meines Wissens ist der Präsident soeben im Begriff, eine wichtige Pressekonferenz zu geben. Ich bezweifle, dass er jetzt für persönliche Anrufe erreichbar ist.«

Rachel stellte sich so aufrecht hin, wie ihre wackeligen Beine es zuließen. »Sir, die Pflicht zur Geheimhaltung verbietet es mir, Ihnen die Situation zu erklären, aber der Präsident ist im Begriff, einen schrecklichen Fehler zu begehen. Ich habe Informationen, von denen er unter allen Umständen sofort in Kenntnis gesetzt werden muss. Jetzt sofort, unverzüglich. Vertrauen Sie mir!«

Der Kapitän blickte sie skeptisch an. Stirnrunzelnd schaute er noch einmal auf die Uhr. »Wir haben nur noch acht Minuten. In so kurzer Zeit kann ich keine sichere Leitung ins Weiße Haus für Sie herstellen. Ich könnte Ihnen lediglich unser Funktelefon anbieten, eine völlig offene Verbindung. Und ich müsste auf Antennentiefe hochfahren, was ebenfalls ein paar…«

»Tun Sie’s! Worauf warten Sie?«

67

Die Telefonzentrale des Weißen Hauses liegt auf der unteren Ebene des Ostflügels. Sie ist ständig mit drei Telefonistinnen besetzt. Zurzeit saßen jedoch nur zwei Damen an den Konsolen. Die dritte war mit einem schnurlosen Telefon in der Hand im Eiltempo zum Briefing Room unterwegs. Sie hatte versucht, den Anruf ins Oval Office durchzustellen, aber der Präsident war schon zur Pressekonferenz im Briefing Room unterwegs. Sie hatte auch versucht, die Leute des Stabs per Handy zu erreichen, aber sämtliche Handys waren wie immer bei solchen Gelegenheiten bereits abgeschaltet, um die Übertragung nicht zu stören.

In einem Moment wie diesem dem Präsidenten ein schnurloses Telefon hinzuhalten, war natürlich ein höchst fragwürdiges Unterfangen, doch als die Geheimdienstreferentin des Weißen Hauses am anderen Ende der Strippe geltend machte, sie hätte eine dringende Information, die der Präsident unbedingt noch vor seinem Liveauftritt erhalten müsse, hatte die Telefonistin sofort begriffen, dass Eile angesagt war. Die Frage war nur, ob sie es noch beizeiten schaffen würde.

In einem kleinen Arztzimmer an Bord der U.S.S. *Charlotte* hielt Rachel Sexton den Telefonhörer ans Ohr gepresst und wartete darauf, mit dem Präsidenten verbunden zu werden. Tolland und Corky saßen neben ihr. Die beiden sahen ramponiert aus. Corky hatte eine üble Schwellung auf der Wange, die mit fünf Stichen genäht worden war. Sie hatten Kälteschutz-Unterwäsche bekommen, schwere Navy-Pilotenanzüge, dicke Wollsocken und Deckstiefel. Mit einem Becher heißen, wenn auch ziemlich dünnen Kaffee in der Hand fühlte Rachel sich fast schon wieder wie ein menschliches Wesen.

»Warum dauert das so lange?«, drängte Tolland. »Es ist schon vier Minuten vor acht!«

Rachel wusste nicht, woran es lag. Sie hatte schnell und reibungslos eine der Telefonistinnen des Weißen Hauses erreicht, sich vorgestellt und den Anruf als äußerst dringend deklariert.

Die Telefonistin war sehr gefällig gewesen, hatte Rachel um einen Moment Geduld gebeten und war im Moment wohl damit beschäftigt, Rachel zum Präsidenten durchzustellen.

Noch vier Minuten, dachte Rachel. *Nun mach schon!*

Sie schloss die Augen und versuchte sich zu sammeln. *War das ein Tag gewesen! Du bist auf einem Atom-U-Boot gelandet,* sagte sie sich.

Sie wusste, wie froh sie sein konnte, überhaupt irgendwo gelandet zu sein. Nach Angaben des Kapitäns hatte die Charlotte sich vor zwei Tagen auf einer routinemäßigen Patrouillenfahrt im Beringmeer befunden, als sie ungewöhnliche Unterwassergeräusche auffing, die aus dem Milne-Eisschelf kamen – Bohrgeräusche, Triebwerkgeräusche von Flugzeugen, jede Menge verschlüsselter Funkverkehr. Das Schiff hatte Anweisung erhalten, in aller Stille beizudrehen und zu lauschen. Vor ungefähr einer Stunde war auf dem Eisschelf eine Explosion registriert worden.

Die Charlotte war herangefahren, um sich ein Bild zu verschaffen, wobei sie

Rachels SOS-Signale gehört hatte.

»Noch drei Minuten!«, rief Tolland mit einem besorgten Blick auf die Uhr.

Rachel wurde nervös. Warum dauerte das so lange? Wieso hatte der Präsident den Anruf nicht entgegengenommen? Wenn Präsident Herney mit der ihm bekannten Sachlage an die Öffentlichkeit ging…

Rachel verscheuchte den Gedanken. Sie schüttelte den Hörer.

Nun geh schon ran!

Die Telefonistin rannte auf den Bühneneingang des Briefing Rooms zu. Eine gestikulierende Traube von Mitarbeitern stand davor, schrie durcheinander, traf letzte Vorbereitungen. Der Präsident stand keine zwanzig Meter entfernt. Die Maskenbildner zupften immer noch an ihm herum.

»Bitte lassen sie mich durch!«, rief die Telefonistin. »Anruf für den Präsidenten! Entschuldigung, ich muss hier durch!«

»Live in zwei Minuten!«, rief ein Regieassistent.

Das Telefon in der Hand, drängte die Telefonistin sich durch die Menge. »Anruf für den Präsidenten«, rief sie atemlos, »bitte durchlassen!«

Eine hoch aufragende Gestalt verstellte ihr den Weg. Das Pferdegesicht der Präsidentenberaterin schaute missbilligend auf die Bedienstete herab. »Was ist denn hier los?«

»Dringender Anruf!«, stieß die Telefonistin atemlos hervor, »… für den Präsidenten!«

»Das kann doch wohl nicht wahr sein. Doch nicht jetzt!«

»Rachel Sexton ist am Apparat. Sie sagt, es sei außerordentlich dringend.«

Der Zorn auf Marjorie Tenchs finsterem Gesicht wich der Verwunderung. »Das ist doch ein Hausanschluss«, sagte sie mit einem Blick auf das schnurlose Telefon. »Der ist nicht abhörsicher.«

»Gewiss, Ma’am. Aber der Anruf läuft ohnehin über einen offenen Kanal. Miss Sexton spricht von einem Funktelefon aus. Sie will unbedingt sofort den Präsidenten

sprechen.«

Live in neunzig Sekunden!

Marjorie Tench streckte die spinnenfingrige Hand aus. »Geben Sie mir den Hörer.«

Der Telefonistin klopfte das Herz bis zum Hals. »Miss Sexton möchte mit Präsident Herney persönlich sprechen. Sie hat gesagt, ich müsste verhindern, dass die Pressekonferenz anfängt, bevor sie mit dem Präsidenten gesprochen hat. Ich habe ihr versichert…«

Marjorie Tench machte einen Schritt auf die Telefonistin zu.

»Lassen Sie sich einmal erklären, wie das hier läuft«, zischte sie.

»Für Ihre Anweisungen ist nicht die Tochter des Gegners unseres Präsidenten zuständig, sondern ich! Ich garantiere Ihnen, dass Sie keinen Schritt näher an den Präsidenten herankommen werden, bevor ich nicht weiß, was hier gespielt wird!«

»Noch *sechzig* Sekunden!«, rief der Regieassistent.

Rachel Sexton tigerte in dem engen Arztzimmer an Bord der Charlotte verzweifelt auf und ab, als es endlich im Hörer klickte.

Eine raue Stimme meldete sich. »Hallo?«

»Präsident Herney?«, sprudelte Rachel hervor.

»Marjorie Tench«, stellte die raue Stimme richtig. »Ich bin die Chefberaterin des Präsidenten. Wer immer Sie sind, ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Scherzanrufe im Weißen Haus einen Gesetzesverstoß…«

»Herrgott nochmal, das ist kein Scherz! Hier spricht Rachel Sexton. Ich bin Ihre Geheimdienstreferentin und…«

»Ich weiß, wer Rachel Sexton ist. Und ich bezweifle, dass Sie mit ihr identisch sind. Sie rufen das Weiße Haus auf einer nicht gesicherten Leitung an und verlangen von mir, eine wichtige Fernsehsendung des Präsidenten zu unterbrechen…«

»Nun hören Sie mal gut zu«, sagte Rachel wütend, »vor ein paar Stunden habe ich Ihren gesamten Mitarbeiterstab über einen Meteoriten ins Bild gesetzt. Sie haben in der ersten Reihe gesessen und meine Ausführungen über einen auf dem Schreibtisch

des Präsidenten aufgebauten Fernseher verfolgt. Noch Fragen?«

Marjorie Tench verstummte einen Moment lang. »Was hat das alles zu bedeuten, Miss Sexton?«

»Dass Sie den Präsidenten aufhalten müssen! Die Daten über diesen Meteoriten stimmen nicht! Wir haben soeben herausgefunden, dass der Meteorit von unten ins Eis eingebracht worden ist. Ich weiß nicht von wem, und ich weiß nicht warum, aber hier läuft ein gewaltiges Verwirrspiel. Der Präsident ist dabei, sich unhaltbares Datenmaterial zu Eigen zu machen, und ich kann Ihnen nur dringend raten…«

»Nun halten Sie mal einen Moment die Luft an!« Marjorie Tench senkte die Stimme. »Wissen Sie überhaupt, was Sie da sagen?«

»Und ob! Ich habe den Verdacht, der Direktor der NASA hat einen Betrug größten Ausmaßes inszeniert, und Präsident Herney ist im Begriff, in die Falle zu tappen. Sie müssen wenigstens den Beginn der Konferenz um zehn Minuten verzögern, damit ich unserem Präsidenten erklären kann, was sich hier oben abspielt. Man hat versucht, mich umzubringen, verdammt!«

Marjorie Tenchs Stimme wurde eisig. »Miss Sexton, erlauben Sie mir ein Wort der Warnung. Wenn Ihnen Ihre stützende Rolle im Wahlkampf unseres Präsidenten jetzt auf einmal unangenehm wird, hätten Sie sich das früher überlegen müssen, und nicht, nachdem Sie sich persönlich für die Richtigkeit der Daten über diesen Meteoriten vor unserem Präsidenten verbürgt haben.«

»Wie bitte?« *Hört die mir überhaupt zu?*

»Ich bin über Ihr Verhalten aufs Äußerste empört! Dieser Anruf über eine ungesicherte Leitung ist ein billiger Trick. Und dann auch noch zu behaupten, der Meteorit sei eine Fälschung!

Wo gibt es einen Geheimdienstbeamten, der über ein Funktelefon das Weiße Haus anruft und sich offen über Geheiminformationen auslässt! Sie legen es offensichtlich darauf an, dass jemand mithört!«

»Norah Mangor musste meine Erkenntnisse mit dem Leben bezahlen. Und Dr. Ming ist ebenfalls tot! Sie müssen den Präsidenten warnen…«

»Jetzt ist aber Schluss! Ich weiß nicht, welches Spiel Sie spielen, aber ich warne Sie – und jeden, der dieses Gespräch mithört. Das Weiße Haus besitzt Videoaufzeichnungen der Erklärungen führender Wissenschaftler der NASA, von

einigen anerkannten zivilen Wissenschaftlern, und auch von Ihnen, liebe Miss Sexton, in denen das Datenmaterial über den Meteoriten einhellig als authentisch dargestellt wird. Über Ihren plötzlichen Sinneswandel kann ich nur mutmaßen. Was immer der Grund sein mag, betrachten Sie sich ab sofort als Ihres Postens im Weißen Haus enthoben. Und ich versichere Ihnen, wenn Sie weiterhin versuchen, die großartige Entdeckung mit der absurden Behauptung mies zu machen, es sei mit unrechten Dingen zugegangen, werden Sie vom Weißen Haus und der NASA so schnell mit Verleumdungsklagen eingedeckt, dass Ihnen vor dem Gang in den Knast noch nicht einmal Zeit bleibt, ein Köfferchen zu packen!«

Rachel öffnete den Mund, um etwas zu sagen, war aber sprachlos.

»Zach Herney war sehr großzügig zu Ihnen«, giftete Marjorie Tench. »Ehrlich gesagt, für mich riecht das nach einem billigen Wahlkampftrick aus der Ecke von Senator Sexton. Hören Sie sofort damit auf, oder wir sehen uns vor Gericht, das schwöre ich Ihnen.«

Die Verbindung brach ab.

Rachel stand noch mit offenem Mund da, als der Kapitän an die Tür klopfte. »Miss Sexton, wir empfangen ein schwaches Signal des kanadischen Rundfunks. Die Pressekonferenz von Präsident Herney hat soeben begonnen.«

68

Schon neben dem Podium des Briefing Rooms spürte Zach Herney die Hitze der Scheinwerfer. Er wusste, die ganze Welt würde ihm zuschauen. Die gezielte Blitzaktion des Pressebüros des Weißen Hauses hatte epidemieartig das Interesse der Medien wachgerufen. Wer nicht über Radio, Fernsehen oder Online-Nachrichtendienste von der bevorstehenden Erklärung des Präsidenten erfahren hatte, war unausweichlich von Nachbarn, Arbeitskollegen oder innerhalb der Familie darauf aufmerksam gemacht worden. Jeder, der nicht gerade ein Höhlenmensch war, stellte um zwanzig Uhr Spekulationen an, was der Präsident wohl zu sagen hatte. Auf dem gesamten Globus blickten in Wohnzimmern und Kneipen Millionen von Menschen neugierig und gespannt auf den Bildschirm.

Wenn Zach Herney in Augenblicken wie diesen den Blick der ganzen Welt auf sich spürte, wurde ihm die Schlagkraft seines Amtes erst richtig bewusst. Wenn jemand behauptete, dass Macht nicht süchtig mache, fehlte ihm einfach diese Erfahrung.

Herney wurde von Unbehagen beschlichen. Lampenfieber war ihm fremd, und das Unbehagen, das in seinem Innern um sich griff, gab ihm Rätsel auf.

Es ist dieses unermesslich große Publikum, versuchte er sich zu beruhigen. Und doch wusste er, dass es nicht sein konnte. Ein Instinkt war in ihm wach geworden. Er hatte etwas gesehen.

Es war völlig nebensächlich gewesen, und dennoch…

Nicht beachten, sagte er sich. Es *war nichts.*

Aber es bohrte weiter. Marjorie Tench.

Vor ein paar Augenblicken hatte er sie in dem gelb gestrichenen Flur in ein schnurloses Telefon sprechen sehen. Das war an sich schon ungewöhnlich, umso mehr, als eine Telefonistin daneben stand, blass vor Aufregung. Herney konnte von dem Gespräch nichts hören, aber es war deutlich zu erkennen, dass es nicht um eine Lappalie ging. Marjorie Tench echauffierte sich mit einer Vehemenz, die Herney selten erlebt hatte – gerade bei ihr. Er suchte ihren Blick und schaute sie forschend an.

Sie machte ihm ein Zeichen. Daumen nach oben. Herney hatte sie noch nie dieses Zeichen geben sehen. Er hörte sein Stichwort. Als er auf die Bühne stieg, begleitete ihn dieses Bild.

Auf dem großen blauen Teppich in der Kuppel auf Ellesmere Island saß Direktor Lawrence Ekstrom von leitenden NASA-Wissenschaftlern flankiert in der Mitte des Tisches. Ein Großbildschirm spielte ihnen das Eröffnungsstatement des Präsidenten zu. Die übrige NASA-Mannschaft drängte sich begeistert vor den für sie aufgestellten Monitoren, um nicht die Worte zu verpassen, mit denen ihr oberster Dienstherr seine Pressekonferenz eröffnete.

»Guten Abend«, hörten sie Herney sagen. Er wirkte ungewohnt förmlich. »Ich begrüße meine Landsleute und unsere Freunde auf der ganzen Welt.«

Ekstrom betrachtete den riesigen verbrannten Gesteinsbrocken, der an prominenter Stelle vor ihm aufgebaut war. Sein Blick schweifte zu einem seitwärts aufgestellten Monitor. Er sah sich selbst, flankiert von seinen ernst dreinblickenden Fachleuten, dahinter die riesige amerikanische Flagge mit dem NASA-Schriftzug. In der theatralischen Beleuchtung sah das Ganze wie ein Gemälde im Stil des Fotorealismus aus – die zwölf Apostel beim Letzten Abendmahl. Zach Herney hatte aus der Sache eine Politshow gemacht. *Ihm ist auch nichts anderes übrig geblieben.*

Ekstrom kam sich vor wie ein Fernsehprediger, der den Massen den lieben Gott verkauft.

In ungefähr fünf Minuten würde der Präsident Ekstrom und seine NASA-Fachleute vorstellen. Und dann, in einer dramatischen Satelliten-Liveschaltung zum Kühlschrank der Welt, würde die NASA zusammen mit dem Präsidenten dem gesamten Globus das große Ereignis präsentieren. Nach ein paar kurzen Worten über den Hergang der Entdeckung und ihre Bedeutung für die Weltraumforschung sowie einigem gegenseitigen Schulterklopfen würden NASA und Präsident die fünfzehnminütige Dokumentation des gefeierten Populärwissenschaftlers Michael Tolland ankündigen. Danach, wenn die Begeisterung und die Glaubwürdigkeit bis an ihre Grenzen ausgereizt waren, würden Ekstrom und der Präsident allen einen guten Abend wünschen und weitere Informationen auf weiteren Pressekonferenzen der NASA in den kommenden Tagen in Aussicht stellen. Während Ekstrom dasaß und auf sein Stichwort wartete, legte sich ein wachsendes Schuldgefühl auf seine Seele. Er wusste, dass es kommen würde. Er hatte es schon erwartet.

Er hatte gelogen… sich für unwahre Aussagen verbürgt.

Die Lügen waren inzwischen von untergeordneter Bedeutung.

Eine größere Last drückte sein Gewissen.

Im Chaos der ABC-Nachrichtenredaktion stand Gabrielle Ashe Schulter an Schulter mit lauter fremden Leuten, die mit verdrehten Hälsen zur Batterie der an der Decke montierten Fernsehbildschirme hinaufschauten. Als der große Moment kam, wurde es still. Gabrielle schloss die Augen und schickte ein Stoßgebet gen Himmel, sie möge bitte nicht ihren eigenen nackten Körper sehen, wenn sie die Augen wieder aufmachte.

In Senator Sextons Wohnraum hielt es vor Spannung niemand mehr auf den Sitzen. Die Besucher waren aufgesprungen und starrten auf den Großbildschirm. Zach Herney stellte sich vor die Kameras der Welt. Seine Grußworte – kaum zu glauben – waren unbeholfen. Er wirkte unsicher.

Er ist fertig, dachte Sexton. *Ich habe ihn noch nie so fertig gesehen.*

»Schaut ihn euch an«, murmelte einer. »Das kann nur eine schlechte Nachricht geben.«

Die internationale Raumstation?, rätselte Sexton.

Herney schaute in die Kamera und holte tief Luft. »Liebe Freunde, ich habe mich in den vergangenen Tagen immer wieder gefragt, wie ich es in Worte fassen soll, was ich Ihnen…«

Nun sag schon die drei Worte, versuchte Sexton ihm telepathisch in den Mund zu legen. ICH BIN FERTIG.

Herney verlieh ein paar Sätze lang seinem Bedauern Ausdruck, dass die NASA ein so bedeutsames Wahlkampfthema geworden war und dass er aus diesem Grund seiner Bekanntmachung eine Entschuldigung vorausschicken müsse.

»Für diese Bekanntmachung wäre mir jeder andere Zeitpunkt lieber gewesen«, sagte Herney. »Wenn politische Hochspannung in der Luft liegt, können aus Zweiflern Träumer werden, doch als Ihr Präsident habe ich die Aufgabe und die Pflicht, Ihnen mitzuteilen, was mir unlängst zur Kenntnis gebracht worden ist.«

Er lächelte. »Es scheint, dass die Geheimnisse des Kosmos sich nicht an irdische Terminpläne halten… noch nicht einmal an den eines Präsidenten.«

In Sextons Wohnraum sahen sich alle an. »Was meint er?«

»Vor zwei Wochen«, fuhr Herney fort, »hat der neue NASA-Satellit PODS den Milne-Eisschelf auf Ellesmere Island überflogen, eine einsam gelegene Landmasse oberhalb des fünfundachtzigsten Breitengrades im Polarmeer.«

Sexton und seine Besucher tauschten verwunderte Blicke.

»Dieser NASA-Satellit hat sechzig Meter tief im Eis einen großen Steinbrocken von hoher Dichte geortet. Die Daten ließen die NASA vermuten, dass PODS einen Meteoriten gefunden hatte.« Herney war in Schwung gekommen.

»Ein Meteorit?«, prustete Sexton. »Das soll weltbewegend sein?«

»Die NASA hat ein Team zum Eisschelf hinaufgeschickt, das Kernproben genommen hat. Und dabei…« Herney machte eine Pause. »Dabei machten sie, kurz gesagt, die wissenschaftliche Entdeckung des Jahrhunderts.«

Sexton trat in ungläubigem Erstaunen einen Schritt näher zum Bildschirm. *Nein…* Seine Gäste traten unbehaglich von einem Fuß auf den anderen.

»Meine Damen und Herren«, verkündete Herney, »vor einigen Stunden hat die NASA aus dem arktischen Eis einen acht Tonnen schweren Meteoriten geborgen. Er

enthält…« Der Präsident machte neuerlich eine Kunstpause. Die ganze Welt sollte sich gebührend der Mattscheibe entgegenbeugen können. »Er enthält Fossilien belebter Organismen – Dutzende. Den unwiderleglichen Beweis für extraterrestrisches Leben.«

Aufs Stichwort leuchtete hinter dem Präsidenten ein Bildschirm auf. Das brillante Bild eines perfekt durchgebildeten, riesigen, insektenartigen Geschöpfs erschien, eingebettet in verkohltes Gestein.

In Sextons Wohnraum rissen sechs Unternehmertypen erschreckt die Augen auf. Sexton erstarrte zur Salzsäule.

»Meine Freunde«, sagte der Präsident, »das Fossil hinter mir ist einhundertneunzig Millionen Jahre alt. Es wurde in einem Bruchstück des so genannten Jungersol-Meteoriten gefunden, der vor fast drei Jahrhunderten über dem Eismeer niedergegangen ist. Der faszinierende neue PODS-Satellit der NASA hat dieses in einem Eisschelf begrabene Meteoritenfragment aufgespürt. Die NASA und meine Administration haben während der vergangenen zwei Wochen die Authentizität dieser wegweisenden Entdeckung mit äußerster Sorgfalt und sämtlichen Details untersucht und bestätigt gefunden, bevor wir sie jetzt der Öffentlichkeit bekannt geben. In der nächsten halben Stunde werden Sie Kommentare von zahlreichen Wissenschaftlern der NASA und aus dem Bereich der zivilen Forschung hören und sehen und sich außerdem eine Dokumentation anschauen können, die von einem Mann stammt, den Sie gewiss alle kennen. Doch bevor ich mich jetzt in Einzelheiten verliere, möchte ich in einer Liveschaltung zum nördlichen Polarkreis jenen Mann begrüßen, dessen Führungsqualität, Weitsicht und harter Arbeit wir es zu verdanken haben, dass wir heute diesen historischen Moment feiern können. Es ist mir eine große Ehre, Ihnen Mr Lawrence Ekstrom vorstellen zu dürfen, den Direktor der NASA.«

Herney wandte sich dem Bildschirm zu.

In perfekter Synchronisation löste sich das Bild des Fossils auf und blendete über in die Tafelrunde der NASA-Wissenschaftler; in ihrer Mitte war die beherrschende Erscheinung von Lawrence Ekstrom zu sehen.

»Vielen Dank, Mr President!« Ekstrom erhob sich schwungvoll und schaute direkt in die Kamera. »Es erfüllt mich mit Stolz und Genugtuung, dass ich gemeinsam mit Ihnen diese… Sternstunde der NASA feiern kann.«

Ekstrom hielt eine leidenschaftliche Ansprache über die NASA und ihre Entdeckung.

Mit einer Fanfare des Patriotismus und Triumphs leitete er nahtlos über zur Dokumentation des gefeierten Populärwissenschaftlers Michael Tolland.

Sextons Fassungskraft war erschöpft. Er brach vor dem Bildschirm in die Knie und raufte sich die silberne Mähne.

69

Marjorie Tench stand der Zorn ins Gesicht geschrieben, als sie sich von dem ausgelassenen Durcheinander vor dem Presseraum absetzte und zu ihrer Fluchtburg im Westflügel zurückmarschierte. Ihr war nicht nach Feiern zu Mute. Der Anruf von Rachel Sexton war eine große Überraschung gewesen.

Und eine große Enttäuschung.

Marjorie Tench knallte die Bürotür zu, stakste zu ihrem Schreibtisch und wählte die Hausvermittlung. »William Pickering, NRO!« Sie steckte sich eine Zigarette an und ging rauchend auf und ab, während sie darauf wartete, dass die Telefonistin Pickering aufspürte. Normalerweise hätte er zu Hause sein müssen, aber bei dem Wind, den das Weiße Haus um die heutige Pressekonferenz gemacht hatte, konnte sie sich gut vorstellen, dass Pickering den ganzen Abend in seinem Büro vor dem Fernseher gehockt und sich gefragt hatte, was wohl in der Welt vorgegangen sein mochte, worüber der Chef des NRO nicht schon vorab im Bilde war. Marjorie Tench hätte sich ohrfeigen können, weil sie nicht auf ihren Instinkt gehört hatte, als der Präsident auf die Idee gekommen war, Rachel Sexton zum Milne-Eisschelf zu schicken. Sie hatte ein ungutes Gefühl gehabt und eingewandt, dass es ein unnötiges Risiko sei. Doch der Präsident hatte seine ganze Überzeugungskraft aufgewandt und geltend gemacht, sein Mitarbeiterstab sei in den letzten Wochen amtsmüde geworden und würde der NASA-Entdeckung skeptisch gegenüberstehen, wenn die Meldung aus dem Hause selbst käme. Wie von Herney vorausgesagt, hatte der von Rachel Sexton abgegebene Bericht jedem Verdacht den Boden entzogen. Eine hausinterne Diskussion war gar nicht erst aufgekommen. Der Mitarbeiterstab hatte wieder Tritt gefasst und zu einer gemeinsamen Front gefunden.

Ein unschätzbarer Erfolg, das musste Marjorie Tench zugeben.

Und jetzt diese Töne!

Das Luder hat auf einer offenen Leitung angerufen!

Rachel Sexton war sichtlich darauf aus, die Glaubwürdigkeit der Entdeckung infrage zu stellen. Der einzige Trost war, dass der Präsident Rachel Sextons Erklärung vom Nachmittag auf Band hatte aufnehmen lassen. *Gott sei Dank!* So viel Vorsicht hatte Herney immerhin walten lassen. Marjorie Tench hatte das ungute Gefühl, man würde das Band noch brauchen.

Im Augenblick jedoch würde sie versuchen, dem Problem auf andere Weise beizukommen. Rachel Sexton war nicht dumm; wenn sie wirklich vorhatte, sich mit dem Weißen Haus und der NASA anzulegen, musste sie sich mächtige Verbündete besorgen. Der Erste, der dafür in Frage kam, war logischerweise William Pickering. Pickerings Einstellung zur NASA war Marjorie Tench bekannt. Sie musste mit Pickering reden, bevor Rachel es tat.

»Miss Tench?«, sagte eine körperlose Stimme im Hörer. »Hier Pickering. Was verschafft mir die Ehre?«

Marjorie Tench hörte den Fernseher im Hintergrund laufen – NASA-Kommentare. Sie spürte schon an Pickerings Stimme, dass er sich vom Schock der Pressekonferenz noch nicht erholt hatte. »Kann ich Sie einen Moment sprechen?«

»Ich hätte erwartet, dass Sie jetzt kräftig feiern. Sieht aus, als lägen die NASA und der Präsident wieder gut im Rennen.«

Marjorie Tench bemerkte eine Mischung aus Erstaunen und Bissigkeit in seiner Stimme – letztere zweifelsfrei ein Nebenprodukt seiner legendären Ungnädigkeit, wenn er wichtige Neuigkeiten gleichzeitig mit den normalen Sterblichen erfuhr. Sie versuchte, ihm eine goldene Brücke zu bauen. »Ich muss mich entschuldigen«, sagte sie, »aber das Weiße Haus und die NASA hatten leider keine andere Wahl, als Ihnen den Vorgang vorzuenthalten.«

»Es dürfte Ihnen bekannt sein«, entgegnete Pickering, »dass das NRO vor ein paar Wochen dort oben NASA-Aktivitäten festgestellt und eine Untersuchung vorgenommen hat.«

Er ist sauer, dachte Marjorie Tench. »Gewiss, das ist uns bekannt, aber…«

»Die NASA hat uns auf Anfrage die Auskunft gegeben, es sei belanglos, es handle sich um eine Übung unter extremen Witterungsbedingungen – Gerätetests und so weiter.« Pickering machte eine Pause. »Wir haben der NASA die Lüge abgekauft.«

»Wir wollen es doch nicht gleich eine Lüge nennen«, sagte Marjorie Tench. »Es war eher eine notwendige Schutzbehauptung. In Anbetracht der Bedeutsamkeit der

Entdeckung darf ich doch mit Ihrem Verständnis rechnen, dass die NASA die Sache unter Verschluss halten musste.«

»Gewiss – vor der Öffentlichkeit.«

Beleidigtsein gehörte nicht zum Verhaltensrepertoire von Männern wie William Pickering. Marjorie Tench spürte, dass es für ihn hiermit sein Bewenden hatte.

»Ich habe leider nicht viel Zeit«, sagte sie, um wieder das Heft in die Hand zu bekommen, »aber ich dachte mir, ich sollte Sie anrufen und warnen.«

»Mich warnen?« Pickerings ironischer Tonfall war sofort wieder da. »Hat Zach Herney beschlossen, meiner Behörde einen neuen, NASA-freundlichen Direktor vor die Nase zu setzen?«

»Natürlich nicht. Der Präsident weiß durchaus, dass Ihre Kritik an der NASA lediglich aus Sicherheitserwägungen erfolgt, und er arbeitet daran, die lecken Stellen abzudichten. Nein, ich rufe Sie wegen einer Ihrer Mitarbeiterinnen an. Rachel Sexton. Haben Sie von Ihr heute Abend schon etwas gehört?«

»Nein. Auf Bitten des Präsidenten habe ich sie heute Vormittag ins Weiße Haus geschickt. Dort habt ihr Miss Sexton wohl ziemlich auf Trab gehalten. Sie ist noch nicht wieder zurück.«

Marjorie Tench war erleichtert. Offenbar hatte sie Pickering als Erste angerufen. Sie nahm einen Zug an ihrer Zigarette. »Ich vermute, dass Miss Sexton in Kürze anrufen wird«, sagte sie ruhig.

»Sehr gut. Ich warte ohnehin auf ihren Anruf. Ich muss Ihnen gestehen, als die Pressekonferenz begann, war ich besorgt, Zach Herney könnte Miss Sexton überredet haben, sich an einer öffentlichen Pressekonferenz zu beteiligen. Nun muss ich erfreut feststellen, dass er Abstand davon genommen hat.«

»Zach Herney ist ein Mensch mit Grundsätzen«, sagte Marjorie Tench. »Was ich von Rachel Sexton leider nicht behaupten kann.«

Eine lange Pause entstand. »Ich hoffe, ich habe Sie eben falsch verstanden.«

»Nein, Sir, ich fürchte, das haben Sie nicht«, sagte Marjorie Tench mit einem tiefen Seufzer. »Ich möchte mich am Telefon nicht in Einzelheiten ergehen, aber es hat den Anschein, dass Miss Sexton die Glaubwürdigkeit dieses NASA-Erfolges unterminieren will. Ich habe keine Ahnung wieso, aber nachdem sie heute

Nachmittag die Daten der NASA überprüft und für gut befunden hatte, machte sie plötzlich eine volle Kehrtwendung und setzt jetzt die unglaublichsten Behauptungen über einen angeblichen Betrug der NASA in die Welt.«

»Entschuldigen Sie, wie bitte?«

Pickering war die Anspannung anzuhören.

»Ja, es ist beunruhigend. Ich möchte es Ihnen nur ungern verraten, aber Miss Sexton hat zwei Minuten vor der Pressekonferenz Kontakt mit mir aufgenommen, um mich zu bewegen, die ganze Sache abzublasen.«

»Mit welcher Begründung?«

»Völlig absurd, ehrlich gesagt. Sie hat behauptet, sie hätte in den Daten ernste Unstimmigkeiten entdeckt.«

Pickerings langes Schweigen war von mehr Argwohn erfüllt, als Marjorie Tench lieb war. »Unstimmigkeiten?«, erklang es schließlich aus dem Hörer.

»Lächerlich, nicht wahr? Nachdem die NASA zwei Wochen lang untersucht und experimentiert hat! Und…«

»Es fällt mir schwer zu glauben, dass jemand wie Rachel Sexton Sie um den Aufschub einer Pressekonferenz bitten würde, es sei denn, sie hätte einen verdammt guten Grund.« Pickering klang besorgt. »Sie hätten vielleicht auf sie hören sollen.«

»Oh, bitte!«, rief Marjorie Tench empört und bekam einen Hustenanfall. »Sie haben doch die Sendung gesehen. Der wissenschaftliche Befund über diesen Meteoriten ist von zahllosen Spezialisten bestätigt worden, darunter auch Wissenschaftler aus nicht staatlichen Institutionen. Kommt es Ihnen nicht verdächtig vor, dass Rachel Sexton – die Tochter des einzigen Mannes, dem diese Entdeckung wehtun muss – plötzlich ganz andere Töne anschlägt?«

»Es könnte einem verdächtig vorkommen, Miss Tench, nur herrscht zwischen Miss Sexton und ihrem Vater ein sehr gespanntes Verhältnis, wie ich zufällig weiß. Ich kann mir nicht vorstellen, wieso Miss Sexton nach Jahren der zuverlässigen Arbeit für den Präsidenten auf einmal das Lager wechseln und zur Unterstützung ihres Vaters mit Lügen aufwarten sollte.«

»Vielleicht aus Karrieresucht? Ich weiß nicht, aber wer bekommt schon die Gelegenheit, die Tochter des Präsidenten zu werden…?«

»Dünnes Eis, Miss Tench«, sagte Pickering hart. »Wirklich sehr dünnes Eis.«

Marjorie Tench runzelte die Stirn. Was, zum Teufel, hatte sie erwartet? Sie beschuldigte eine prominente Mitarbeiterin Pickerings des Verrats am Präsidenten! Der Mann konnte ja nur abwiegeln.

»Holen Sie Miss Sexton ans Telefon«, verlangte Pickering. »Ich möchte selbst mit ihr sprechen.«

»Ich fürchte, das ist unmöglich. Miss Sexton hält sich nicht im Weißen Haus auf.«

»Wo denn?«

»Der Präsident hat sie heute Vormittag zum Milne-Eisschelf geschickt, um die Befunde persönlich in Augenschein zu nehmen. Wir warten noch auf ihre Rückkehr.«

Pickering war wütend geworden. »Also, das ist doch…! Und ich erfahre kein Wort davon?«

»Jetzt ist nicht der Moment für verletzte Gefühle, Sir. Ich habe Sie aus reiner Kollegialität angerufen. Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, dass Rachel Sexton hinsichtlich der heutigen Bekanntmachungen eigene Wege zu gehen gedenkt. Sie wird Verbündete suchen. Falls sie sich mit Ihnen in Verbindung setzt, sollten Sie klugerweise in Rechnung stellen, dass das Weiße Haus sich im Besitz eines am heutigen Nachmittag aufgenommenen Videobandes befindet, auf dem Rachel Sexton sich vor dem Präsidenten, vor seinem Kabinett und seinem ganzen Mitarbeiterstab für die Echtheit der Meteoritenbefunde verbürgt. Wenn Rachel Sexton, aus welchen Motiven auch immer, auf einmal den guten Namen des Präsidenten oder den guten Ruf der NASA in den Schmutz zu ziehen gedenkt, wird das Weiße Haus dafür sorgen, dass ihr ein tiefer Sturz bevorsteht, das schwöre ich Ihnen!«

Marjorie Tench machte eine Pause, um ihre Worte wirken zu lassen. »Ich erwarte von Ihnen, dass Sie sich für meine Gutwilligkeit erkenntlich zeigen, indem Sie mich sofort benachrichtigen, wenn Rachel Sexton sich bei Ihnen meldet. Sie begeht einen Angriff auf den Präsidenten. Das Weiße Haus beabsichtigt, Ihre Mitarbeiterin unter Arrest zu stellen, bevor sie weiteres Unheil anrichten kann. Ich erwarte Ihren Anruf, Direktor Pickering. Das ist alles. Guten Abend!«

Marjorie Tench hängte ein. Sie war sicher, dass William Pickering sein Leben lang noch nie von jemandem auf diese Weise angegangen worden war. Jetzt wusste er wenigstens, wie ernst es ihr war.

Im obersten Stock des NRO-Gebäudes stand William Pickering am Fenster und starrte in die Nacht. Marjorie Tenchs Anruf war sehr beunruhigend gewesen. Auf der Unterlippe kauend versuchte er, seine wirbelnden Gedanken zu einem Bild zusammenzufügen.

»Herr Direktor?« Die Sekretärin hatte leise angeklopft. »Da ist noch ein Anruf für Sie.«

»Jetzt nicht«, sagte Pickering geistesabwesend.

»Es ist Rachel Sexton.«

Pickering fuhr herum. Marjorie Tench konnte anscheinend in die Zukunft blicken. »Okay, stellen Sie den Anruf sofort durch.«

»Es ist aber eine verschlüsselte Audio/Video-Datenübertragung. Soll ich sie in den Konferenzraum stellen?«

Ein A/V stream? »Von wo meldet sie sich denn?«

Die Sekretärin gab ihm Auskunft.

Verwundert lief Pickering den Gang zum Konferenzraum hinunter. Das musste er sehen.

70

Der »Dead Room« an Bord der *Charlotte* war ein so genannter »schalltoter Raum« ohne parallele oder schallreflektierende Flächen, der einer ähnlichen Einrichtung der Bell Laboratories nachgebaut war. Er absorbierte den Schall zu 99,4 Prozent. Wegen der guten Schallleitfähigkeit von Metall und Wasser waren Gespräche an Bord von U-Booten durch in der Nähe lauernde Lauscher oder an den Rumpf geheftete Kontaktmikrofone besonders abhörgefährdet. Der Dead Room war im Prinzip eine kleine, schallisolierte Kammer, aus der keinerlei Geräusch nach außen dringen konnte. Hier geführte Gespräche waren absolut abhörsicher.

Rachel, Corky und Tolland saßen in der Mitte der Kammer um einen kleinen, U-förmigen Tisch, dessen lange Beine durch den berührungsfreien Gitterboden hindurch in einen Wald von Schaumgummistalagmiten hinabreichten. Auf dem

Tisch warteten ein paar Mikrofone mit Schwanenhalsständern und einige Kopfhörer auf ihre Benutzer. Ein Bildschirm und darüber eine Kamera mit Fischaugenoptik standen ebenfalls bereit. Stimm- und Bildsignale wurden sofort nach dem Durchgang durch Mikrofon oder Kamera mehrfach elektronisch verschlüsselt, bevor sie den langen Weg durch die Atmosphäre antraten.

»Lautstärkecheck«, sagte unvermittelt eine körperlose Stimme im Kopfhörer. Rachel, Tolland und Corky zuckten erschrocken zusammen. »Miss Sexton, können Sie mich klar und deutlich verstehen?«

Rachel beugte sich zum Mikrofon. »Ja, vielen Dank.«

»Die Verbindung zu Direktor Pickering steht«, sagte die Geisterstimme. »Er hat das A/V angenommen. Ich gehe jetzt aus der Leitung. Ihr Datenfluss beginnt sofort.«

Rachel hörte die Verbindung abbrechen. In ihrem Kopfhörer vernahm sie ein fernes Rauschen und dann eine schnelle Folge von Pieps- und Klickgeräuschen. Mit erstaunlicher Klarheit baute sich auf dem Monitor vor ihr ein Bild auf. Rachel sah Direktor Pickering im NRO-Konferenzraum vor sich sitzen. Er war allein.

Unvermittelt hob er den Kopf und blickte Rachel in die Augen.

Sie empfand eine seltsame Erleichterung.

»Miss Sexton!«, sagte er. Verwirrung und Sorge standen ihm ins Gesicht geschrieben. »Was, in aller Welt, ist los?«

»Es geht um den Meteoriten«, sagte Rachel. »Ich glaube, er wird zu einem ernsten Problem.«

Rachel stellte Pickering Tolland und Corky vor. Anschließend lieferte sie einen kurzen Bericht von der unwahrscheinlichen Abfolge der Ereignisse des Tages.

Der NRO-Direktor lauschte bewegungslos.

Pickering war dafür bekannt, dass er sich ohne mit der Wimper zu zucken die schlimmsten Katastrophenberichte anhören konnte. Dennoch glaubte Rachel seine Fassungslosigkeit und später seinen Zorn zu spüren, als sie vom Mord an Norah Mangor berichtete und von der nur um Haaresbreite geglückten Flucht vor dem Angriff des Spezialeinsatztrupps. Rachel hätte gern ihren Argwohn gegen Ekstrom geäußert, aber sie kannte Pickering gut genug, um nicht auf Verdacht mit dem Finger auf jemand zu zeigen. Sie vermittelte die Geschichte lediglich als Abfolge

harter Tatsachen.

Als sie geendet hatte, saß Pickering eine Zeit lang reglos da.

»Miss Sexton, meine Herren«, sagte er endlich und schaute jeden der Reihe nach an. »Wenn es stimmt, was Sie sagen – und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln – ,können Sie alle von Glück reden, dass Sie mit dem Leben davongekommen sind.«

Sie nickten stumm. *Der Präsident hat fünf Außenstehende als Experten hinzugezogen… und zwei davon sind bereits tot.*

Pickering seufzte betrübt. Er schien nicht recht zu wissen, was er sagen sollte. Die Geschehnisse ergaben wenig Sinn. »Ist es irgendwie denkbar, dass der untere Schacht, den Sie auf dem Radarbild gesehen haben, ein natürliches Phänomen sein könnte?«

Rachel schüttelte den Kopf. »Er ist zu perfekt.« Sie entfaltete den durchgeweichten Ausdruck und hielt ihn vor die Kamera.

»Sehen Sie selbst. Nach allen Regeln der Kunst gebohrt.«

Pickering betrachtete das Dokument. Er nickte. »Geben Sie das auf keinen Fall aus der Hand.«

»Ich habe Marjorie Tench angerufen und sie dringend gebeten, den Präsidenten aufzuhalten, aber Sie hat mich auflaufen lassen.«

»Ich weiß. Sie hat es mir berichtet.«

Rachel blickte überrascht auf. *Das ging aber schnell.* »Marjorie Tench hat Sie angerufen?«

»Gerade eben. Sie ist sehr beunruhigt. Sie glaubt, Sie würden eine Farce inszenieren, um den Präsidenten und die NASA zu diskreditieren – vielleicht, um Ihrem Vater einen Dienst zu erweisen.«

Rachel sprang auf. Sie wedelte mit dem Ausdruck und zeigte auf ihre beiden Begleiter. »Sieht das vielleicht nach einer Farce aus? Wir sind beinahe umgebracht worden! Und wie käme ich dazu, meinem…«

Pickering hob begütigend die Hände. »Gemach, gemach! Marjorie Tench hat versäumt, mir zu erzählen, dass Sie zu dritt sind.«

Rachel konnte sich nicht erinnern, dass Tench ihr überhaupt Gelegenheit gegeben hatte, Corky und Tolland zu erwähnen.

»Und sie hat auch nicht erwähnt, dass Sie einen materiellen Beweis in Händen haben«, sagte Pickering. »Ich war schon vor dem Gespräch mit Ihnen skeptisch. Inzwischen bin ich überzeugt, dass Marjorie Tench auf dem Holzweg ist. Miss Sexton, ich hege keinerlei Zweifel an Ihrer Darstellung. Damit stehen wir allerdings vor der Frage, was das alles zu bedeuten hat.«

Langes Schweigen.

William Pickering, dem selten Ratlosigkeit anzusehen war, schüttelte den Kopf und wusste anscheinend nicht weiter. »Lassen Sie uns für den Moment einmal davon ausgehen, dass jemand diesen Meteoriten tatsächlich künstlich ins Eis eingebracht hat. Dann stellt sich die Frage, warum. Wenn die NASA einen Meteoriten mit Fossilieneinschlüssen gefunden hat, wieso sollte es ihr oder sonst jemandem darauf ankommen, *wo* er gefunden wird?«

»Es hat den Anschein«, sagte Rachel, »dass der Meteorit ins Eis eingebracht worden ist, damit PODS den Fund machen konnte und der Meteorit als Bruchstück eines bekannten Meteoritenabsturzes erscheint.«

»Der Jungersol-Absturz«, sekundierte Corky.

»Aber was hat man denn davon, wenn sich der Meteorit einem bekannten Absturz zuordnen lässt?«, sagte Pickering geradezu aufgebracht. »Sind solche Fossilien nicht jederzeit und überall eine Entdeckung höchsten Grades – egal, welchem Absturz sie zuzuordnen sind?«

Die drei nickten einhellig.

Pickering zögerte. Ein störender Gedanke schien ihn zu irritieren. »Es sei denn…«

Rachel sah das Räderwerk hinter Pickerings Stirn arbeiten. Er hatte die einfachste Erklärung gefunden, weshalb eine Zuordnung des Meteoriten zum Jungersol-Ereignis sinnvoll war – die einfachste und zugleich beunruhigendste Erklärung.

»Es sei denn«, fuhr Pickering fort, »dass diese sorgfältige Platzierung den Zweck hatte, völlig falsche Daten in ein glaubwürdiges Licht zu rücken.« Seufzend wandte er sich an Corky. »Dr. Marlinson, besteht die Möglichkeit, dass dieser Meteorit ein Kunstprodukt ist?«

»Ein Kunstprodukt, Sir?«

»Ja, künstlich, gefälscht.«

»Ein gefälschter Meteorit?« Corky lachte verlegen auf. »Völlig ausgeschlossen! Dieser Meteorit ist von zahllosen Fachleuten untersucht worden, meine Wenigkeit eingeschlossen. Wir haben chemische Analysen, Spektrogramme und Rubidium-Strontium-Verhältnisbestimmungen erstellt. Dieser Meteorit unterscheidet sich von sämtlichen Gesteinen unserer Erde. Er ist authentisch.

Das wird Ihnen jeder Astrogeologe bestätigen.«

Pickering zupfte geistesabwesend an seiner Krawatte. Er schien über Corkys Argument lange nachzudenken. »Dennoch… wenn ich mir überlege, dass die NASA zum derzeitigen Moment durch die Entdeckung sehr viel zu gewinnen hat, dass es klare Hinweise auf Manipulationen gibt, und dass obendrein ein Anschlag auf Sie verübt worden ist… der erste und einzige logische Schluss, der sich mir aufdrängt, lautet: Der Meteorit ist eine sehr gute Fälschung.«

»Unmöglich!«, erwiderte Corky aufgebracht. »Mit allem Respekt, Sir, Meteoriten sind keine Hollywood-Spezialeffekte, die man in irgendeinem Laboratorium geschickt zusammenbasteln kann, um ein paar harmlose Astrophysiker an der Nase herumzuführen. Meteoriten sind chemisch hochgradig komplexe Objekte mit einzigartigen Kristallstrukturen und Mengenverhältnissen der chemischen Elemente!«

»Dr. Marlinson, bitte, verstehen Sie, ich will Ihnen ja gar nicht am Zeug flicken, ich folge nur einer Kette von logischen Schlussfolgerungen. Wenn ich davon ausgehe, dass jemand Sie umbringen wollte, damit Sie nicht erzählen können, der Meteorit sei künstlich ins Eis eingebracht worden, ergeben sich allerlei Szenarien, die allesamt durchdacht werden müssen. Was macht Sie denn so sicher, dass dieser Steinbrocken nur ein Meteorit sein kann?«

»Das will ich Ihnen sagen.« Corkys Stimme kiekste im Kopfhörer. »Die makellose Schmelzrinde, die Chondren, ein Nickelanteil, wie kein irdisches Gestein ihn aufweist. Wenn Sie andeuten wollen, dass jemand, der uns einen Bären aufbinden will, diesen Brocken in einem irdischen Labor hergestellt hat, kann ich nur sagen, dass dieser Jemand vor hundertneunzig Millionen Jahren in diesem Labor gewerkelt haben muss.« Corky wühlte in seinen Taschen und brachte eine Steinscheibe in der Form einer CD zum Vorschein. Er hielt sie vor die Kamera. »An Proben wie dieser haben wir chemische Datierungen nach den verschiedensten

Methoden vorgenommen, darunter Rubidium-Strontium-Datierungen. Da hört es mit dem Fälschen auf.«

»Sie haben eine Probe?«, sagte Pickering überrascht.

Corky zuckte mit den Schultern. »Bei der NASA fliegen sie zu Dutzenden herum.«

Pickering schaute Rachel an. »Soll das heißen, die NASA entdeckt einen Meteoriten, der angeblich Leben enthält, und lässt dann die Leute einfach so mit den Proben davonspazieren?«

»Der springende Punkt ist doch der«, sagte Corky, »dass die Probe in meiner Hand echt ist.« Er hielt den Stein dicht vor die Kamera. »Sie können das jedem x-beliebigen Geologen in die Hand drücken, er wird seine Untersuchungen machen und Ihnen anschließend zweierlei als Ergebnis mitteilen. Erstens, der Stein ist hundertneunzig Millionen Jahre alt, und zweitens, er weicht chemisch von sämtlichem Gestein ab, das hier auf der Erde vorkommt.«

Pickering beugte sich vor und studierte das in den Stein eingebettete Fossil. »Ich bin kein Wissenschaftler«, sagte er schließlich seufzend. »Ich kann nur sagen, wenn dieser Meteorit echt ist – und das scheint der Fall zu sein –, wüsste ich gerne, warum ihn die NASA nicht ohne diesen ganzen Zirkus präsentiert hat. Wieso hat ihn jemand mühevoll von unten ins Eis eingebracht, als gälte es, so zu tun, *als ob* er echt sei?«

Zur gleichen Zeit wählte im Weißen Haus ein Sicherheitsbeamter die Nummer von Marjorie Tench.

Beim ersten Klingelzeichen nahm die Chefberaterin ab. »Ja?«

»Miss Tench«, sagte der Beamte, »es geht um den Anruf über Funk von Rachel Sexton heute Abend. Ich habe jetzt die Information vorliegen, die Sie vorhin von mir haben wollten.«

»Ja, bitte?«

»Der Diensthabende beim Secret Service hat mich informiert, das Signal sei von Bord des Marine-U-Boots Charlotte gekommen.«

»Was?«

»Die Koordinaten konnten sie nicht feststellen, aber sie haben die Schiffskennung eindeutig identifiziert.«

»Oh, verdammt!«, sagte Marjorie Tench und knallte den Hörer hin.

71

Die tote Akustik im »Dead Room« der *Charlotte* machte Rachel allmählich zu schaffen. William Pickerings besorgter Blick wanderte auf dem Bildschirm zu Michael Tolland. »Mr Tolland, Sie sind so still.«

Tolland fuhr hoch wie ein vom Lehrer beim Schlafen ertappter Schüler. »Sir?«

»Wir haben soeben im Fernsehen einen sehr überzeugenden Dokumentarfilm von Ihnen gesehen. Was ist Ihre jüngste Einschätzung des Meteoriten?«

Tollands Unbehagen war mit Händen zu greifen. »Nun, Sir, ich kann mich Dr. Marlinson nur anschließen. Ich halte den Meteoriten und die Fossilien für authentisch. Ich kenne mich in Datierungstechniken ein bisschen aus, und das Alter dieses Brockens ist mit mehreren Methoden ermittelt worden. Das Gleiche gilt für den Nickelgehalt. Das sind Daten, die man nicht fälschen kann. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass dieser Brocken, der vor einhundertneunzig Millionen Jahren entstanden ist, einen nichtirdischen Nickelanteil und Dutzende von eindeutig als Fossilien identifizierten Strukturen aufweist, die ebenfalls vor hundertneunzig Millionen Jahren entstanden sind. Ich kann daraus nur schließen, dass die NASA einen echten Meteoriten gefunden hat.«

Pickering verstummte. Er schaute hilflos drein, ein Ausdruck, den Rachel noch nie bei ihm bemerkt hatte.

»Was sollen wir tun, Sir?«, wollte Rachel wissen. »Der Präsident muss doch unbedingt sofort darauf hinweisen, dass es Probleme mit den Befunden gibt.«

Pickering runzelte die Stirn. »Lassen Sie uns hoffen, dass der Präsident es nicht ohnehin schon weiß.«

Rachel spürte einen Kloß im Hals. Pickerings Anspielung war eindeutig. *Präsident Herney könnte daran beteiligt sein.* Rachel bezweifelte es zwar, aber der Präsident hatte bei dieser Sache mindestens so viel zu gewinnen wie die NASA.

»Leider weisen mit Ausnahme des Radarausdrucks sämtliche wissenschaftlichen Befunde auf eine echte Entdeckung der NASA hin«, sagte Pickering. Er blickte

düster. »Und diese Geschichte mit dem Anschlag auf Sie… Sie haben eingangs Spezialeinsatzkräfte erwähnt?«, sagte er mit einem Blick zu Rachel.

»Richtig, Sir.« Sie schilderte noch einmal die Schusswaffen für IM-Munition und die Taktik der Männer.

Pickerings Miene wurde immer bekümmerter. Rachel konnte sich denken, dass ihr Chef im Geiste durchging, wer alles Zugriff auf eine kleine militärische Killertruppe haben konnte. Der Präsident allemal. Marjorie Tench als Chefberaterin ebenfalls. Lawrence Ekstrom mit seinen Verbindungen zum Pentagon höchstwahrscheinlich auch. Wenn Rachel die vielfältigen Möglichkeiten bedachte, konnte praktisch jeder, der genügend politischen Einfluss und die richtigen Verbindungen besaß, der Drahtzieher hinter den Angriffen sein.

»Ich könnte den Präsidenten sofort anrufen«, sagte Pickering, »aber solange wir noch nicht wissen, wer dahinter steckt, halte ich das nicht für klug. Sobald das Weiße Haus mit einbezogen ist, sind meine Möglichkeiten zu Ihrem Schutz begrenzt. Außerdem weiß ich gar nicht, was ich dem Präsidenten sagen sollte. Wenn der Meteorit echt ist, was Sie ja alle bestätigen, dann ergeben Ihre Aussagen, dass Sie einen Einführungsschacht gefunden haben und angegriffen worden sind, keinen Sinn. Der Präsident könnte meine Behauptungen mit Fug und Recht zurückweisen.« Er hielt inne und schien verschiedene Optionen zu bedenken. »Egal wie… worum es auch geht und wer immer dahinter steckt, einige sehr mächtige Leute schrecken offenbar auch nicht vor Mord zurück, damit diese Informationen nicht an die Öffentlichkeit gelangen. Ich schlage vor, ich bringe Sie erst einmal in Sicherheit, bevor wir weitere Schritte unternehmen.«

In Sicherheit bringen? Rachel war überrascht. »Sir, ich denke, an Bord eines Atom-U-Boots dürfte unsere Sicherheit einigermaßen gewährleistet sein.«

Pickering schaute sie skeptisch an. »Ihre Anwesenheit auf dem Boot wird sich nicht lange geheim halten lassen. Ich werde Sie unverzüglich von Bord bringen lassen. Ehrlich gesagt, mir ist erst wieder wohl zu Mute, wenn Sie alle drei hier in meinem Büro sitzen.«

72

Senator Sexton kauerte allein auf seiner Couch. Er kam sich vor wie ein Aussätziger. Sein elegantes Apartment, in dem sich noch vor Stundenfrist neue

Freunde und Parteigänger getummelt hatten, war verlassen. Leere Cognacschwenker standen herum, achtlos weggeworfene Geschäftskarten lagen auf dem Boden. Die Gäste waren buchstäblich aus der Wohnung geflüchtet.

Am liebsten hätte Sexton den Fernseher abgestellt, aber er schaffte es nicht, sich das quälende Marathon der analytischen Medienkommentare zu ersparen. Washington ließ grüßen: Es dauerte nicht lange, und der ganze pseudowissenschaftliche und allerweltsphilosophische Quatsch war abgehakt, und es ging zur Sache – der Innenpolitik. Wie Folterknechte, die Salz in Sextons Wunden streuten, ritten die Nachrichtenkommentatoren auf dem herum, was ohnehin mit Händen zu greifen war.

»Vor wenigen Stunden noch befand sich Senator Sextons Wahlkampf auf Höhenflug«, sagte ein Kommentator. »Doch jetzt, nach diesem wissenschaftlichen Durchbruch der NASA, hat er eine Bruchlandung hingelegt.«

Sexton zuckte zusammen. Er griff nach dem Courvoisier und trank den Cognac direkt aus der Flasche. Der heutige Abend versprach der längste und einsamste seines ganzen Lebens zu werden. Er verfluchte Marjorie Tench, weil sie ihn derart über den Tisch gezogen hatte. Vor allem aber verfluchte er Gabrielle Ashe, weil sie ihm das Thema NASA untergejubelt hatte. Er verfluchte den Präsidenten mit seinem unverschämten Glück. Und er verfluchte die ganze Welt, weil sich jetzt jeder über ihn totlachte.

»Keine Frage, der Senator hat eine verheerende Schlappe einstecken müssen«, tönte der Kommentator. »Der Präsident und die NASA haben mit diesem Meteoritenfund einen unverhofften Erfolg verbuchen können. Meldungen dieser Art sind dazu angetan, der Kampagne des Präsidenten neuen Schub zu verleihen, völlig unabhängig davon, welche Position Sexton zur NASA einnimmt. Aber nachdem Sexton heute Nachmittag noch angekündigt hat, er würde der NASA den Geldhahn abdrehen… nun, man kann sich an drei Fingern abzählen, dass die Erklärung des Präsidenten für Sexton ein schwerer Treffer ist, von dem er sich kaum noch erholen kann.«

Man hat mich reingelegt, murmelte Sexton. *Die Arschlöcher im Weißen Haus haben mich reingelegt*.

Der Kommentator lächelte. »Was die NASA bei den Amerikanern in der Vergangenheit an Glaubwürdigkeit eingebüßt hat, das hat sie heute mit Bravour wettgemacht. Die Wellen der Begeisterung und des Stolzes auf unser Land schlagen hoch bei den Bürgern im Land. Und so sollte es auch sein. Die Leute lieben Zach

Herney, aber sie sind unsicher geworden. Zugegeben, der Präsident hat unlängst schwer einstecken müssen. Er war angeschlagen, aber jetzt ist er wieder voll da – wie der Phönix aus der Asche.«

Als Sexton an die CNN-Fernsehdebatte am frühen Nachmittag dachte, wurde ihm beinahe schlecht. Der Sprengsatz gegen die NASA, den er in den letzten Monaten zusammengebastelt hatte, war zum Rohrkrepierer geworden. Er stand da wie ein Depp.

Das Weiße Haus hatte ihm in aller Seelenruhe ein Bein gestellt.

Die Karikaturen in den morgigen Zeitungen standen ihm jetzt schon vor Augen. Er würde die Witzfigur der ganzen Nation abgeben.

Die diskreten Wahlkampfspenden der SFF würden natürlich auch ausbleiben. Ab jetzt war alles anders. Die Männer, die in seiner Wohnung gewesen waren, hatten vor einer halben Stunde ihre Blütenträume den Bach hinuntergehen sehen. Mit der Privatisierung des Weltraums war es nun vorbei.

Sexton genehmigte sich noch einen Schluck, stand auf und ging unsicheren Schrittes zu seinem Schreibtisch. Bedächtig legte er den abgehängten Hörer wieder aufs Telefon, auch wenn er wusste, dass es ein Akt masochistischer Selbstgeißelung war. Er zählte die Sekunden.

Einundzwanzig, zweiundzwanzig…

Das Telefon klingelte. Er ließ den Anrufbeantworter anspringen.

»Senator Sexton, hier spricht Judy Oliver von CNN. Wir wollen Ihnen Gelegenheit zur Reaktion auf die Meldung vom Fund der NASA heute Abend geben. Bitte rufen Sie zurück.« Klick.

Sexton zählte erneut. *Einundzwanzig…* Es klingelte. Er wandte sich ab und ließ den Anruf über den Anrufbeantworter laufen.

Wieder ein Journalist.

Die Flasche Courvoisier in der Hand, schlenderte er zur Balkonschiebetür, schob sie auf und trat hinaus in die Kühle. Ans Geländer gelehnt, schaute er über die Dächer der Stadt zur hell angestrahlten Fassade des Weißen Hauses. Die Lichter schienen ihm amüsiert zuzuzwinkern.

Sausäcke, dachte er. Seit Jahrhunderten wird nach einem Beweis für Leben in den himmlischen Gefilden gesucht. Und ausgerechnet im Jahr meiner beschissenen Wahl wird dieser Beweis entdeckt! Das war mehr als Glück, das war Hellseherei, verdammt!

Hinter jedem Fenster weit und breit lief der Fernseher. Sexton fragte sich, wo eigentlich Gabrielle Ashe heute Abend steckte. Es war alles nur ihre Schuld. Sie hatte ihn mit einer NASA-Pleite nach der anderen kirre gemacht.

Er hob die Flasche und nahm noch einen Schluck.

Verdammte Gabrielle… sie hat mich in den Schlamassel hineingeritten.

Gabrielle Ashe war nach der völlig unerwarteten Erklärung des Präsidenten wie vor den Kopf geschlagen. Sie stand am anderen Ende der Stadt mitten im Gewühl des ABC-Redaktionsraums und schaute immer noch zu einem der Fernsehmonitore hinauf.

Ringsumher tobte das Chaos.

Während der ersten Sätze der Erklärung war völlige Stille eingetreten – aber nur für ein paar Augenblicke, bevor alles im ohrenbetäubenden Lärm der wild durcheinander rennenden Journalistenmeute unterging. Diese Leute waren Profis. Zeit für persönliche Betroffenheit hatten sie bestenfalls nach der Arbeit. Jetzt erwartete die Welt Hintergrundinformationen, und die Reporter von ABC hatten sie zu liefern. Diese Story bot alles, was das Herz eines Journalisten begehrte – Wissenschaft zum Anfassen, Geschichtsträchtigkeit, politischen Sprengstoff. Niemand aus der Medienbranche würde heute Nacht schlafen.

»Gabs?« Yolanda klang besorgt. »Lass uns in mein Büro verschwinden, bevor jemand dich erkennt und ins Kreuzverhör nimmt.«

Yolanda bugsierte die geistesabwesende Gabrielle durch das Getümmel in ihren Büroglaskasten, platzierte sie auf einem Stuhl und drückte ihr ein Glas Wasser in die Hand. Sie setzte ein Lächeln auf. »Gabs, versuch es doch von der positiven Seite zu sehen. Die Wahlkampagne deines Kandidaten ist zwar im Eimer, aber du nicht.«

»Danke. Großartig!«

Yolanda wurde ernst. »Ich weiß, dass du dich mies fühlst, Gabrielle. Dein Kandidat hat gerade eins mit dem Vorschlaghammer abbekommen, und wenn du meine Meinung wissen willst – er wird sich davon nicht mehr erholen, jedenfalls nicht

schnell genug, um die Karre noch aus dem Dreck ziehen zu können.

Aber wenigstens kommt dir dein Hintern nicht aus jedem Fernsehapparat entgegen. Ganz im Ernst, das ist schon was. Herney kann jetzt keinen Sexskandal brauchen, dafür sieht er im Moment viel zu landesväterlich aus.«

Für Gabrielle war das ein geringer Trost.

»Und was die Andeutungen Marjorie Tenchs über Sextons illegale Wahlkampfspenden angeht…« Yolanda wiegte den Kopf.

»Ich habe da so meine Zweifel. Zugegeben, Herney meint es Ernst mit seinem sauberen Wahlkampf, und ein Bestechungsskandal wäre schlecht für unser Land. Ob Herney aber wirklich so weit gehen würde, sich aus Patriotismus die Chance entgehen zu lassen, seinem Gegner eins aufs Dach zu geben? Ich glaube, Marjorie Tench hat zu Sextons Finanzgebaren ein bisschen dazugedichtet, damit du Muffensausen bekommst. Sie hat einfach darauf spekuliert, dass du bei Sexton abspringst und Herney einen Sexskandal zum Nulltarif mitbringst. Und du musst doch zugeben – einen besseren Zeitpunkt als heute Abend, um Sextons moralische Qualifikation infrage zu stellen, konnte Marjorie Tench sich nicht ausdenken.«

Gabrielle nickte halbherzig. Ein Sexskandal wäre für Sexton der endgültige Knockout gewesen, von dem er sich nie mehr erholt hätte… niemals mehr.

»Gabs, du hast der Tench die Tour vermassselt. Sie wollte dir einen Elfmeter reinknallen, aber du hast ihn gehalten. Es werden noch andere Wahlen kommen.«

Gabrielle schaute wenig überzeugt drein. Sie wusste nicht, was sie denken sollte.

»Aber eines musst du zugeben«, sagte Yolanda, »das Weiße Haus hat sich Sexton nach allen Regeln der Kunst zur Brust genommen! Ihn so geschickt auf die NASA-Fährte zu locken, dass er alles auf diese eine Karte gesetzt hat, das war schon genial.«

Und alles meine Schuld, dachte Gabrielle.

»Und diese Erklärung, die wir gerade gesehen haben – mein Gott, war das brillant! Von der Wichtigkeit der Entdeckung mal ganz abgesehen, es war auch unglaublich professionell gemacht.

Liveeinspielungen aus der Arktis, eine Dokumentation von Michael Tolland – du lieber Gott, wer soll dagegen anstinken können? Zach Herney hat heute Abend

wirklich gezeigt, was er draufhat. Kein Wunder, dass der Mann Präsident ist.«

Und auch die nächsten vier Jahre…

»Gabs, ich muss jetzt noch ein bisschen arbeiten«, sagte Yolanda. »Bleib schön hier sitzen, solange du Lust hast. Komm erst mal wieder auf die Beine.« Yolanda strebte zur Tür. »Schatz, ich schau in ein paar Minuten wieder vorbei.«

Gabrielle nippte an ihrem Wasser. Es schmeckte schal. Wie alles. *Es ist deine Schuld,* dachte sie. Sie versuchte, ihr Gewissen zu beruhigen mit der Erinnerung an die vielen trübseligen Pressekonferenzen der NASA in den vergangenen Jahren – die Rückschläge mit der Weltraumstation, die ewigen Verzögerungen mit der X-33, die vermurksten unbemannten Marslandungen, die notorischen Budgetüberschreitungen. Sie fragte sich, was sie hätte anders machen sollen.

Nichts, gab sie sich selbst die Antwort. *Du hast alles richtig gemacht.*

Es war halt schief gegangen.

73

Der donnernde SeaHawk-Hubschrauber der Navy hatte sich unter Geheimoperationsstatus aus der Luftwaffenbasis Thule in Nordgrönland davongeschlichen. In Böen bis zu Orkanstärke schoss er unterhalb der Radarerfassung in niedriger Höhe aufs offene Meer hinaus. In Ausführung des bizarren Befehls ging der Pilot nach Erreichen der Zielkoordinaten mitten im Ozean in den Schwebeflug.

»Wen sollen wir denn suchen?«, rief der Copilot irritiert. Da im Einsatzbefehl ein Hubschrauber mit Rettungsgeschirr und Seilwinde angefordert worden war, hatte die Besatzung sich auf eine Such- und Rettungsaktion eingestellt. »Sind wir auch an der richtigen Stelle?« Er leuchtete die raue See mit dem Suchscheinwerfer ab. Nichts war zu sehen.

Ohne jede Vorankündigung brach unter ihnen ein schwarzer, unmarkierter Stahlkoloss schäumend durch die Wogen.

»Oh, verdammt!« Der Pilot riss am Knüppel. Der Hubschrauber schoss etliche Meter in die Höhe.

Pilot und Copilot schauten sich mit einem verlegenen Lachen an. »Das sind sie wohl.«

Befehlsgemäß war die Übernahme bei völliger Funkstille abzuwickeln. Auf dem Rücken des U-Boots öffnete sich ein zweiflügeliges Portal. Ein Matrose gab mit dem Stroboskopstrahler Blinksignale nach oben. Der Hubschrauber glitt über die Öffnung und warf ein dreisitziges Rettungsgeschirr ab – im Prinzip drei schaumgummigepolsterte Schlaufen an einem Stahlseil. Innerhalb von sechzig Sekunden waren die drei unbekannten »Pendler« im Sturmwind der Rotoren zum Hubschrauber hinaufgeholt.

Während der Copilot die menschliche Fracht noch an Bord hievte – zwei Männer und eine Frau – blinkte der Pilot schon »Alles klar« nach unten. Binnen Sekunden war das gewaltige U-Boot in der windgepeitschten See verschwunden, als wäre es nie da gewesen.

Der Pilot drehte den Helikopter auf Heimatkurs, nahm die Nase nach unten und beschleunigte Richtung Süden, kaum dass die Passagiere sicher an Bord gelangt waren. Ein Orkan braute sich zusammen, und der Auftrag war erst erledigt, wenn die drei Unbekannten unversehrt auf dem Luftwaffenstützpunkt Thule abgeliefert waren, von wo sie mit einer Düsenmaschine weitertransportiert werden sollten. Der Pilot hatte keine Ahnung, wer seine Fluggäste waren. Es musste sich aber um eine sehr wertvolle Fracht handeln, denn der Befehl war von ganz oben gekommen.

74

Über dem Milne-Eisschelf explodierte der Orkan. Mit Urgewalt warf er sich gegen die NASA-Kuppel. Das futuristische Gebäude erbebte in seinen Grundfesten, als würde der Sturm es im nächsten Moment vom Eis losreißen und aufs Meer hinausschleudern. Die Stahltrossen der Verankerung strafften sich wie große Gitarrensaiten und sangen ein klagendes Lied. Die außerhalb der Kuppel installierten Dieselgeneratoren begannen zu stottern, und das Licht flackerte. Immer wieder drohte der riesige Innenraum in Dunkelheit zu versinken.

NASA-Direktor Ekstrom befand sich auf dem Weg quer durch die Kuppel. Er wäre liebend gerne noch in dieser Nacht verschwunden, aber es sollte nicht sein. Er würde einen weiteren Tag hier bleiben und Pressekonferenzen vor Ort geben müssen.

Außerdem hatte er die Vorbereitungen für den Transport des Meteoriten nach Washington zu überwachen. Im Moment sehnte er sich nach nichts sosehr wie nach ein paar Stunden Schlaf. Die unerwarteten Probleme des heutigen Tages hatten ihm alles abgefordert.

Seine Gedanken wanderten wieder einmal zu Wailee Ming, Rachel Sexton, Norah Mangor, Michael Tolland und Corky Marlinson. Das Fehlen der Zivilisten war einigen NASA-Mitarbeitern inzwischen schon aufgefallen.

Keine Aufregung, suchte Ekstrom sich zu beruhigen, *alles unter Kontrolle.*

»Hallo, Chef!« Ein NASA-Techniker kam ihm über das Eis hinterhergelaufen. »Im Kommunikationsmodul ist ein dringender verschlüsselter Anruf für Sie angekommen.«

Ekstrom blieb stehen. *Was, zum Teufel, ist denn nun schon wieder…?* Seufzend machte er sich auf den Weg zum PSC.

Der Techniker lief neben ihm her. »Sir, die Jungs am Radar im PSC wüssten gern, was es mit dem U-Boot auf sich hat…«

»Ach ja?« Ekstrom war in Gedanken ganz woanders.

»Dieses Aufklärungsboot, das da vor der Küste stationiert ist… wir haben uns schon gefragt, warum Sie uns nichts davon gesagt haben.«

Ekstrom blickte verwundert auf. »Wie bitte?«

»Ja, das Unterseeboot, Sir. Sie hätten doch wenigstens den Jungs am Radar Bescheid sagen können. Es ist ja verständlich, dass auch vor der Küste Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden sind, aber unsere Radarmannschaft war im ersten Moment total perplex.«

Ekstrom blieb ruckartig stehen. »Was für ein U-Boot?«

Der Techniker hielt nun ebenfalls inne. Die Überraschung seines Chefs hatte er nicht erwartet. »Das U-Boot gehört nicht zu unserer Operation?«

»Nein! Wo liegt es denn?«

Der Techniker schluckte. »Drei Meilen vor der Küste. Es ist ein paar Minuten lang aufgetaucht. Durch Zufall haben wir es auf dem Radar entdeckt. Ziemlich großer

Pott. Wir dachten, Sie hätten die Navy ohne unser Wissen gebeten, ein Auge auf unsere Operation zu haben.«

»Ach was, keine Spur!«

»Sir, dann sollte ich Ihnen wohl sagen, dass das U-Boot gerade eben vor unserer Küste ein Rendezvous mit einem Hubschrauber hatte«, sagte der Techniker besorgt. »Es sah nach einer Personenübernahme aus. Wir waren ziemlich beeindruckt, dass die bei diesem Wetter eine See-Luft-Übergabe durchziehen.«

Ekstrom spürte, wie seine Nackenhaare sich sträubten. *Was hat ein U-Boot vor unserer Nase zu suchen, und du weißt nichts davon, verdammt noch mal?* »Haben Sie feststellen können, in welcher Richtung der Hubschrauber davongeflogen ist?«

»Nach Süden. Ich nehme an, zur Air Base Thule, für den Transport zum Festland.«

Wortlos legte Ekstrom den Rest des Weges zum Kommunikationsmodul zurück. Als er in der beengten dunklen Kammer den Kopfhörer aufsetzte, schnarrte die vertraute raue Stimme in seinem Ohr.

»Wir haben hier ein Problem bekommen«, hustete Marjorie Tench. »Es geht um Rachel Sexton.«

75

Es pochte. Senator Sexton wusste nicht mehr, wie lange er schon ins Leere gestarrt hatte. Als er merkte, dass das Pochen nicht aus seinem Brummschädel kam, sondern von der Wohnungstür, rappelte er sich von der Couch hoch, ließ die Cognacflasche verschwinden und schlurfte in die Diele. Er hatte keine Lust auf Besucher. »Wer ist da?«, rief er unwillig. Die Stimme des Leibwächters meldete den unerwarteten Gast. Sexton wurde augenblicklich nüchtern. *Das ging aber schnell.* Er hatte gehofft, sich diesem Gespräch nicht vor dem kommenden Vormittag stellen zu müssen.

Er ordnete das zerwühlte Haar, atmete tief durch und öffnete.

Das harte, ledrige Gesicht des trotz seiner mehr als siebzig Jahre drahtigen Mannes war ihm nur allzu vertraut. Erst am Vormittag noch hatte er sich im Ford Minivan in jener Tiefgarage mit ihm getroffen. *War das erst heute Vormittag gewesen?,* wunderte sich Sexton. *Mein Gott, wie hat sich seitdem alles verändert.*

»Darf ich hereinkommen?«, sagte der dunkelhaarige Mann.

Sexton trat beiseite und ließ den Präsidenten der Space Frontier Foundation eintreten.

»Ist die Zusammenkunft zufriedenstellend verlaufen?«, erkundigte sich der Mann, während Sexton die Tür schloss.

Zufriedenstellend? Der Mann lebte wohl auf einem anderen Stern. »Bis zur Fernsehansprache des Präsidenten lief alles prima.«

Der alte Herr nickte indigniert. »Ja. Ein unglaublicher Sieg der Gegenseite. Unsere Sache wird sehr darunter leiden.«

Darunter leiden? Der Mann war wirklich ein Optimist. Nach dem heutigen Triumph der NASA würde er längst tot und begraben sein, bevor seine Space Frontier Association an die Privatisierung des Weltraums auch nur wieder denken konnte.

»Seit Jahren habe ich damit gerechnet, dass ein solcher Beweis auftaucht«, sagte der alte Herr. »Ich wusste nicht wie und wann, aber früher oder später musste es zur Gewissheit werden.«

»Es hat Sie nicht überrascht?«, fragte Sexton verdutzt.

»Aus mathematischen Erwägungen sind andere Lebensformen im Kosmos geradezu unausweichlich«, sagte der Alte. »Diese Entdeckung überrascht mich keineswegs. Intellektuell und spirituell bin ich begeistert und von Ehrfurcht ergriffen, aber politisch bin ich zutiefst beunruhigt. Ein ungünstigerer Zeitpunkt war nicht denkbar.«

Sexton fragte sich, warum der Mann eigentlich gekommen war.

Doch bestimmt nicht, um ihn aufzuheitern.

»Wie Sie wissen«, sagte der Mann, »haben die Mitgliedsfirmen der SFF Millionen ausgegeben, um den Weltraum für den Normalbürger zugänglich zu machen. In jüngster Zeit ist ein Großteil dieses Geldes Ihrem Wahlkampf zugeflossen.«

Sexton glaubte, sich verteidigen zu müssen. »Das Fiasko von heute Abend habe ich nicht zu verantworten. Das Weiße Haus hat meinen Angriff auf die NASA mit einem Trick provoziert.«

»Ja, ja, der Präsident hat das schlau eingefädelt. Aber vielleicht ist doch noch nicht alles verloren.« Ein Hoffnungsfunke glitzerte in den Augen des alten Mannes.

Er ist senil, sagte sich Sexton. Es war definitiv alles im Eimer.

Jeder Fernsehsender im Land berichtet von nichts anderem als der Bruchlandung von Sextons Wahlkampagne.

Der alte Herr ging unaufgefordert in Sextons Wohnraum und setzte sich auf die Couch. »Erinnern Sie sich noch«, sagte er, »dass die NASA mit dem PODS-Satelliten anfangs Computerprobleme hatte? Wie Sie sicher noch wissen, hat die Software an Bord des Satelliten nicht funktioniert. Sie haben damals in der Presse viel Wind darum gemacht.«

»Und das war auch richtig so!«, sagte Sexton. »Es war wieder mal einer der vielen Fehlschläge der NASA.«

Aber was macht das jetzt noch, nachdem PODS den verfluchten Meteoriten mit den Fossilien gefunden hat?

Sexton setzte sich dem Mann gegenüber.

»Kurz darauf hat die NASA eine Pressekonferenz gegeben«, fuhr der Mann fort, »und angekündigt, sie hätte eine Ausweichlösung gefunden – eine Art Pflaster für die kaputte Software.«

Sexton hatte diese Ankündigung nicht im Fernsehen verfolgt, aber man hatte ihm gesagt, sie sei sehr kurz und nichts sagend gewesen – der Leiter des PODS-Programms hätte mit langwierigen technischen Erläuterungen beschrieben, auf welche Weise die NASA eine kleine Störung der Software des Anomaliendetektors behoben und alles wieder zum Funktionieren gebracht hatte.

»Ich habe PODS seit der Funktionsstörung mit Interesse verfolgt«, sagte der Mann. Er holte eine Videokassette hervor, ging zu Sextons Fernsehapparat und steckte die Kassette in den Videorekorder. »Das dürfte Sie interessieren.«

Zu Beginn der Aufzeichnung war der Pressesaal des NASA-Hauptquartiers in Washington zu sehen. Ein gut gekleideter Herr betrat das Podium und begrüßte die Anwesenden. Am unteren Bildrand stand:

CHRIS HARPER, Abteilungsleiter Polar-Orbit Dichtescanner (PODS)

Chris Harper war hoch gewachsen, kultiviert und sprach mit der selbstsicheren, geschliffenen Ausdrucksweise eines gebildeten, europäischstämmigen Amerikaners, der sich seiner Herkunft durchaus bewusst ist. Selbstbewusst wandte er sich mit den schlechten Neuigkeiten an die Journalisten. »Der PODS-Satellit hat sicher seine Umlaufbahn erreicht und funktioniert erwartungsgemäß gut, allerdings gibt es zurzeit noch ein kleines Problem mit den Bordcomputern. Es handelt sich um einen unbedeutenden Programmierungsfehler, für den ich die volle Verantwortung übernehme. Der FIR-Filter hat einen falschen Voxel Index, was zur Folge hat, dass die Software des Anomaliendetektors nicht optimal arbeitet. Wir sind dabei, eine Lösung zu erarbeiten.«

Aus der Journalistenmenge erhob sich ein mürrisches Brummen. Offensichtlich war man die Pannen der NASA schon gewohnt. »Was bedeutet das für die augenblickliche Leistungsfähigkeit des Satelliten?«, fragte jemand.

Harper reagierte professionell. Er blieb unbeirrt und sachlich.

»Stellen Sie sich zwei hervorragende Augen vor, aber das Gehirn funktioniert nicht. Der PODS-Satellit sieht im Prinzip alles, weiß aber nicht, *was* er sieht. Der Zweck des PODS-Programms ist das Aufspüren von Schmelzwassereinschlüssen in den polaren Eiskappen. Aber wenn der Computer die Daten, die er von den Scannern geliefert bekommt, nicht analysieren kann, kann PODS auch nicht die Stellen anzeigen, die für uns von Interesse sind.

Das Problem wird behoben sein, wenn mit der nächsten Shuttle-Mission eine Umprogrammierung des Bordcomputers möglich ist.«

Die Journalisten machten sich mit einem enttäuschten Stöhnen Luft.

Der Alte schaute Sexton an. »Er versteht ziemlich gut, wie man schlechte Nachrichten verkauft!«

»Er ist schließlich von der NASA«, spottete Sexton. »Die tun ja nichts anderes.«

Nach einem kurzen Stück Leerband kam wieder eine NASA-Pressekonferenz.

»Diese zweite Pressekonferenz fand erst vor ein paar Wochen statt«, sagte der alte Herr. »Ziemlich spät abends. Nur wenige Leute haben sie gesehen. Diesmal gibt Dr. Harper *gute* Nachrichten bekannt.«

Nach dem Vorspann trat Chris Harper auf. Er sah mitgenommen aus. »Mit großer Freude kann ich Ihnen mitteilen«, sagte er und sah dabei alles andere als erfreut aus,

»dass die NASA eine Möglichkeit gefunden hat, das Software-Problem des PODS-Satelliten zu umgehen.« Er rang sich mühsam eine Erläuterung ab – irgendwie wurden die Rohdaten von PODS vom gestörten Bordcomputer abgezweigt, zur Erde geleitet und hier durch den Computer geschickt. Alle Anwesenden waren sehr beeindruckt.

Die Lösung hörte sich sehr plausibel an und klang nach frischem Wind. Als Harper endete, spendete der ganze Saal ihm begeistert Applaus.

»Dann können wir also bald mit Daten rechnen?«, fragte jemand.

Harper war schweißnass. Er nickte. »In ein paar Wochen.«

Erneuter Applaus. In ganzen Saal schossen Hände von Leuten nach oben, die um Wortmeldungen baten.

»Mehr kann ich Ihnen zurzeit nicht sagen«, erklärte Harper und raffte seine Unterlagen zusammen. Er sah elend aus. »PODS funktioniert wieder. Wir werden in Kürze Daten bekommen.«

Fluchtartig verließ er den Saal.

Sexton runzelte die Stirn. Er musste zugeben, dass es seltsam war. Warum war Chris Harper bei der schlechten Meldung so gelassen und bei der guten so gestresst? Eigentlich hätte es doch genau andersherum sein müssen!

Der alte Herr schaltete den Fernseher aus. »Die NASA hat erklärt, Harper hätte sich an jenem Abend gesundheitlich nicht wohl gefühlt.« Er machte eine Pause. »Ich bin allerdings der Meinung, Dr. Harper hat gelogen.«

Gelogen? Sexton schaute verdutzt drein. Er konnte sich keine logische Erklärung zusammenreimen, weshalb Harper gelogen haben sollte. Andererseits hatte Sexton in seinem Leben oft genug gelogen, um schlechte Lügner auf Anhieb zu erkennen. Harper hatte keinen guten Eindruck bei ihm hinterlassen.

»Vielleicht ist Ihnen entgangen, dass diese kleine Erklärung, die wir soeben von Dr. Harper gehört haben, die wichtigste Pressekonferenz in der Geschichte der NASA war«, sagte der alte Herr.

»Ohne diese von Dr. Harper so beiläufig beschriebene Software-Reparatur hätte PODS den Meteoriten nicht finden können.«

Sexton überlegte. *Harper soll gelogen haben?* »Aber wenn Harper gelogen hat und folglich die Software von PODS immer noch nicht funktioniert – wie hat die NASA dann den Meteoriten gefunden?«

Der alte Herr lächelte. »Eben!«

76

Bei der Verhaftung von Drogenkriminellen hatte das U.S.-Militär eine ganze Reihe von Privatjets beschlagnahmt. Dazu gehörten auch drei Flugzeuge des Typ G4, die man anschließend für den Transport von militärischen VIPs umgebaut hatte.

Vor einer halben Stunde hatte eine G4 in Thule abgehoben, sich durch den Sturm auf Reisehöhe gekämpft, und donnerte jetzt mit Kurs auf Washington durch die kanadische Nacht die Küste entlang gen Süden. Rachel Sexton, Michael Tolland und Corky Marlinson hatten die achtsitzige Kabine für sich allein. In ihren einheitlichen blauen Overalls und Mützen der U.S.S. *Charlotte* sahen sie aus wie eine abgekämpfte Sportlermannschaft.

Corky Marlinson schlief ungeachtet des Lärms der Triebwerke auf seinem Sitz im Heck der Kabine. Tolland saß fast ganz vorne und schaute hinunter aufs Meer. Er sah erschöpft aus. Rachel saß auf der anderen Seite des Mittelgangs neben ihm. Nicht einmal unter Beruhigungsmitteln hätte sie schlafen können. Das Geheimnis des Meteoriten und das zurückliegende Gespräch mit Pickering ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Pickering hatte Rachel zum Abschluss noch zwei beunruhigende Informationen übermittelt.

Die erste besagte, dass Marjorie Tench behauptete, eine Videoaufzeichnung von Rachels vertraulicher Aussage vor den Mitarbeitern des Weißen Hauses befände sich in ihrem Besitz – eine Aufzeichnung, mit der sie den Beweis antreten könne, dass Rachel sich von ihrem Eintreten für die Korrektheit der Meteoritendaten distanzieren wolle. Diese Information war insofern besonders beunruhigend, als Zach Herney sich offenbar über seine Zusage hinweggesetzt hatte, Rachels Aussage nur zur internen Information des Stabs im Weißen Haus zu verwenden.

Die zweite wenig erfreuliche Neuigkeit betraf die CNN-Fernsehdebatte ihres Vaters vom frühen Nachmittag. Marjorie Tench hatte einen ihrer seltenen Auftritte gegeben und Rachels Vater geschickt dazu gebracht, sich rückhaltlos zu seiner NASA-feindlichen Haltung zu bekennen. Sie hatte ihm sogar das Bekenntnis entlockt, er

halte die Hoffnung auf außerirdisches Leben für völligen Blödsinn.

Dann frisst er einen Besen? Das hatte, laut Pickering, ihr Vater zu tun behauptet, falls die NASA jemals außerirdisches Leben fände. Rachel fragte sich, wie Marjorie Tench es geschafft hatte, diesen Satz, der so wunderbar in ihr Konzept passte, aus dem Senator herauszukitzeln. In einem raffinierten Blindekuh-Spiel hatte das Weiße Haus die Falle sorgfältig aufgebaut, Marjorie Tench hatte Sexton an den Rand des Abgrunds geführt, und der Präsident hatte Sexton zu guter Letzt den tödlichen Schubs verpasst.

Herney zufolge hatte die NASA auf seine Bitte die Meldung der Entdeckung zurückgehalten, weil er ausreichend Zeit haben wollte, den Sachverhalt zu überprüfen. Aber wie Rachel jetzt bemerkte, hatte das Weiße Haus die Verzögerung bedenkenlos benutzt, um die Schlinge auszulegen, in der sich der Senator verfangen hatte.

Rachel empfand kein Mitleid mit ihrem Vater, doch sie musste gestehen, dass in dem warmherzigen Krauskopf Zach Herney ein Hai lauerte. Ohne Killerinstinkt wurde man nicht zum mächtigsten Mann der Welt. Jetzt stellte sich die Frage, ob Herney mit im Spiel steckte, oder ob er nur zufällig davon profitierte.

Rachel kroch aus dem Sitz und streckte die Beine. Es war frustrierend, nichts passte zusammen. Sie ging im Mittelgang der Kabine auf und ab. Pickering mit seiner bekannt nüchternen Logik hatte den Schluss gezogen, dass der Meteorit gefälscht war.

Corky und Tolland hatten mit wissenschaftlicher Akribie dagegengehalten, dass er echt sein müsse. Rachel wusste nur, was sie gesehen hatte – einen verbrannten Felsbrocken mit Fossilien, den man aus dem Eis geholt hatte. Im Vorbeigehen schaute sie den schnarchenden Corky an. Die Wange mit der genähten Platzwunde war schon nicht mehr so dick. Die Meteoritenprobe in den Wurstfingern, schlief er den Schlaf des Gerechten.

Rachel beugte sich zu ihm hinunter und nahm ihm behutsam die Steinscheibe ab. Sie betrachtete die Fossilien. *Vergiss alles, was du darüber weißt.* Sie zwang sich, ihre Gedanken neu zu ordnen.

Sie versuchte es mit dem alten NRO-Trick, wenn die Teile nicht zusammenpassen wollten: die Beweiskette von Null an neu aufbauen. Jeder Datenanalyst hatte den »Nullstart« trainiert.

Wie gehören die Beweise zusammen?

Sie ging wieder im Mittelgang auf und ab.

Liefert dieser Stein den Beweis für außerirdisches Leben?

Vergiss alles, was nur auf Annahmen beruht. Fang wieder ganz von vorne an.

Was haben wir denn?

Einen Felsblock mit versteinerten Lebewesen.

Sie setzte sich wieder auf ihren Sitz neben Michael Tolland.

»Mike, lassen Sie uns ein Spiel spielen.«

Tief in Gedanken wandte Tolland den Blick vom Fenster. »Ein Spiel?«

Rachel reichte ihm die Meteoritenprobe. »Lassen Sie uns so tun, als würden Sie diesen Stein mit Fossilien zum ersten Mal sehen. Was könnten Sie mir darüber sagen?«

Tolland seufzte bedrückt. »Seltsam, dass Sie mich das fragen. Ich hatte mir gerade selber Gedanken gemacht…«

Hunderte von Kilometern hinter Rachel und Tolland jagte ein seltsames Flugzeug mit der Delta Force an Bord im Tiefflug über den öden Ozean nach Süden. Die Männer waren schon öfter in aller Eile von einem Einsatzort abgezogen worden, aber so hastig noch nie. Alles war Hals über Kopf gegangen.

Ihr Einsatzleiter kochte.

Delta-1 hatte ihn zuvor informiert, dass sein Team wegen einer unerwarteten Wendung der Lage auf dem Eisschelf notgedrungen zu gewaltsamen Maßnahmen gegriffen habe, was den Tod der fünf Zivilpersonen zur Folge gehabt hätte, einschließlich Rachel Sexton und Michael Tolland.

Der Einsatzleiter war schockiert gewesen. Im äußersten Notfall war Töten zwar zulässig, doch es war nie ein Bestandteil seines Plans gewesen.

Später, als er erfuhr, wie die Mordanschläge im Einzelnen verlaufen waren, war sein Missfallen in unverhohlenen Zorn umgeschlagen.

»Ihr Team hat versagt«, hatte der Einsatzleiter gezischt.

Der androgyne Klang des CrypTalk hatte den Zorn des Sprechers kaum zu kaschieren vermocht. »Drei von Ihren Zielpersonen sind nach wie vor am Leben!«

Unmöglich! dachte Delta-1. »Aber wir haben doch mit eigenen Augen gesehen…«

»Sie haben Kontakt mit einem Unterseeboot aufgenommen und befinden sich zurzeit auf dem Weg nach Washington!«

»Was?«

»Hören Sie mir gut zu«, sagte der Einsatzleiter mit tödlicher Bestimmtheit. »Ich gebe Ihnen jetzt neue Befehle. Und diesmal werden Sie nicht versagen!«

77

Als Senator Sexton seinen unerwarteten Besucher zum Aufzug begleitete, sah er einen kleinen Hoffnungsschimmer. Der Präsident der SFF war nicht gekommen, um ihn fertig zu machen, sondern um ihn aufzubauen und ihm zu verdeutlichen, dass die Schlacht noch nicht vorüber war.

Der Panzer der NASA hatte vermutlich ein kleines Loch. Das Videoband von der merkwürdigen Pressekonferenz der NASA hatte Sexton überzeugt, dass der alte Herr richtig gesehen hatte.

Chris Harper, der Leiter der PODS-Mission, hatte gelogen. *Aber warum? Und wie konnte die NASA den Meteoriten finden, wenn die PODS-Software gar nicht in Ordnung gebracht worden war?*

»Manchmal braucht man nur an einem kleinen Fädchen zu ziehen, damit der ganze Knoten sich löst«, sagte der alte Herr auf dem Weg zum Aufzug. »Vielleicht gelingt es uns, der NASA ihren Sieg madig zu machen. Lassen Sie uns dafür sorgen, dass ein Schatten des Misstrauens auf die NASA fällt. Wir werden sehen, was dann passiert.« Der alte Herr sah Sexton in die Augen. »Ich bin noch nicht bereit, mich hinzulegen und zu sterben. Und ich hoffe, Sie sind es auch nicht, Senator.«

»Natürlich nicht«, sagte Sexton, um eine feste Stimme bemüht.

»Wir sind schon so weit gekommen.«

»Chris Harper hat gelogen«, sagte der alte Herr beim Einsteigen in den Fahrstuhl. »Wir müssen herausfinden, warum.«

»Ich werde mich darum kümmern, dass wir es umgehend erfahren«, gab Sexton zurück. *Ich weiß auch schon, wer uns die Information besorgt.*

»Gut. Ihre Zukunft hängt davon ab.«

Als Sexton zu seiner Wohnung zurückging, war sein Schritt schon wieder ein bisschen schwungvoller, sein Kopf ein bisschen klarer. *Die NASA hat in Sachen PODS Lügen aufgetischt.* Für Sexton blieb nur noch die Frage, wie er es beweisen konnte. Gabrielle Ashe! Wo immer sie im Moment steckte, es musste ihr beschissen zu Mute sein. Ohne jeden Zweifel hatte sie die Pressekonferenz gesehen. Jetzt stand sie wohl irgendwo auf einem Fenstersims und machte sich zum Sprung bereit. Ihr Vorschlag, die NASA zu einem Hauptthema von Sextons Wahlkampf zu machen, hatte sich als der größte Flop in Sextons Karriere erwiesen.

Sie ist mir etwas schuldig, dachte Sexton. *Und sie weiß es auch.*

Gabrielle hatte schon bewiesen, dass sie an NASA-Interna herankommen konnte. *Sie muss da jemand kennen.* Seit Wochen hatte sie Insiderinformationen beschafft. Gabrielle hatte Verbindungen, über die sie sich ausschwieg – Verbindungen, die sie auch in Sachen PODS anzapfen konnte. Und vor allem, heute Abend würde Gabrielle hoch motiviert sein. Sie hatte eine Scharte auszuwetzen. Sexton vermutete, dass sie zu jeder Schandtat bereit war, um sich wieder bei ihm beliebt zu machen.

Als Sexton zu seiner Wohnungstür zurückkehrte, nickte der Leibwächter ihm zu. »‘n Abend, Senator. Ich hoffe, es war Ihnen recht, dass ich Gabrielle vorhin reingelassen habe. Sie hat gesagt, es brennt. Sie müsste Sie unbedingt sprechen.«

Sexton hielt inne. »Bitte noch einmal.«

»Miss Ashe. Sie hat gesagt, sie müsste Ihnen dringend etwas sagen. Deshalb habe ich sie reingelassen, am frühen Abend.«

Sexton war baff. Er betrachtete seine Wohnungstür. *Wovon redet der Kerl eigentlich?*

Der Leibwächter schaute Sexton verwirrt und besorgt an.

»Geht es Ihnen gut, Senator? Sie müssen sich doch daran erinnern! Gabrielle ist gekommen, als Ihre Freunde noch hier waren.

Sie hat doch mit Ihnen gesprochen? Sie muss mit Ihnen gesprochen haben, sie war doch eine ganze Weile bei Ihnen drinnen.«

Sexton spürte seinen Puls auf hundertachtzig steigen. Er starrte den Leibwächter an. *Dieser Blödmann hat Gabrielle während meines Treffens mit SW-Leuten in meine Wohnung gelassen? Und sie hat sich da drinnen eine ganze Weile herumgetrieben, hat sich nicht gemeldet und ist dann wieder abgehauen?* Sexton konnte nur raten, was Gabrielle alles mitbekommen hatte. Er schluckte seinen Ärger herunter und lächelte den Leibwächter gequält an. »Oh, ja, tut mir Leid, ich bin ziemlich geschafft. Habe mir auch ein paar Drinks genehmigt.

Natürlich habe ich mit Miss Ashe gesprochen. War schon richtig, was Sie getan haben.«

Dem Leibwächter war die Erleichterung deutlich anzusehen.

»Hat Miss Ashe beim Rausgehen gesagt, wo sie hin will?«

»Nein, aber sie hatte es sehr eilig.«

»Okay, danke.«

Sexton ging in seine Wohnung. Er kochte vor Zorn. *Ich hatte gesagt, keine Besucher! Ist das denn so schwer zu begreifen?* Wenn Gabrielle eine nennenswerte Zeit in seiner Wohnung gewesen und ohne ein Wort wieder verduftet war, musste sie Dinge gehört haben, die nicht für ihr Ohr bestimmt waren. *Ausgerechnet heute Abend!*

Senator Sexton wusste, dass er es sich nicht leisten konnte, Gabrielle Ashes Vertrauen zu verlieren. Wenn Frauen sich hinters Licht geführt fühlten, konnten sie rachsüchtig und borniert reagieren. Sexton musste Gabrielle wieder in sein Boot holen. Heute Abend konnte er weniger denn je auf sie verzichten.

78

Gabrielle Ashe saß auf der vierten Etage der ABC-Fernsehstudios allein in Yolandas Büro-Glaskasten und starrte auf den abgetretenen Teppichboden. Sie war immer stolz darauf gewesen, instinktiv zu wissen, wem sie vertrauen konnte. Zum ersten Mal seit Jahren fühlte sie sich allein und unfähig zu entscheiden, wohin ihr Weg

gehen sollte.

Das Trillern des Handys riss sie aus ihren Gedanken. Zögernd nahm sie den Anruf entgegen. »Gabrielle Ashe.«

»Gabrielle, ich bin's.«

Sie erkannte Sextons Stimme sofort. Angesichts dessen, was soeben passiert war, klang Sexton erstaunlich kühl.

»Heute Abend war bei mir der Teufel los«, sagte er. »Ich nehme an, Sie haben die Pressekonferenz des Präsidenten gesehen.

Mann o Mann, was haben wir aufs falsche Pferd gesetzt. Mir könnte übel werden. Wahrscheinlich geben Sie sich jetzt die Schuld. Das brauchen Sie aber nicht. Wer in aller Welt hätte mit so etwas rechnen können? Sie können nichts dafür. Aber ich glaube, ich habe eine Idee, wie wir wieder festen Boden unter die Füße bekommen können.«

Gabrielle stand auf. Mit dieser Reaktion hatte sie nicht gerechnet. Sie hatte keine Ahnung, worauf Sexton anspielte.

»Ich hatte heute Abend ein Treffen mit ein paar Vertretern aus der Raumfahrtbranche…«

»Tatsächlich?«, platzte Gabrielle heraus. Sein Eingeständnis erwischte sie auf dem linken Fuß. »Davon wusste ich ja gar nichts.«

»Es war auch nicht weiter wichtig. Ich hätte Sie eigentlich gern dabeigehabt, aber diese Leute sind in Sachen Vertraulichkeit sehr pingelig. Ein paar von ihnen betätigen sich als Spender für meinen Wahlkampf. Sie möchten das ungern an die große Glocke hängen.«

Gabrielle war vollkommen entwaffnet. »Aber… ist das denn nicht illegal?«

»Illegal? Ach was! Die Spenden liegen alle im erlaubten Zweitausend-Dollar-Bereich. Das ist sauberes Geld, vollkommen legal. Für mich fällt das überhaupt nicht ins Gewicht, aber ich höre mir halt die Wehwehchen dieser Leute an. Nennen Sie's eine Investition in die Zukunft. Ich rede nicht davon, weil es sich ehrlich gesagt nicht so gut ausnimmt. Wenn das Weiße Haus Wind davon bekommt, machen die wieder aus einer Mücke einen Elefanten. Egal, darum geht es im Moment auch nicht. Ich habe Sie angerufen, weil ich im Anschluss an das Treffen noch mit dem

Präsidenten der SFF gesprochen habe. Er hat mich…«

Gabrielle schoss die Schamröte ins Gesicht. Ohne von ihr auch nur im Geringsten dazu gedrängt worden zu sein, hatte Sexton sich zu dem Treffen mit den Vertretern der Raumfahrtbranche bekannt. *Vollkommen legal!* Wenn sie daran dachte, was sie beinahe getan hätte, wäre Yolanda nicht dazwischengegangen! *Um ein Haar wärst du Marjorie Tench auf den Leim gegangen!*

»… und ich habe ihm gesagt, Sie könnten uns vielleicht bestimmte Informationen beschaffen.«

Gabrielle war wieder ganz Ohr. »Und welche?«

»Sie haben doch diese Kontaktperson, von der Sie in den letzten Monaten zahlreiche NASA-Interna erfahren haben. Ich nehme an, der Kontakt besteht immer noch.«

Marjorie Tench. Niemals würde Gabrielle dem Senator beichten dürfen, dass er mit diesen Informationen von Anfang an manipuliert worden war. »Äh… ich glaube schon«, schwindelte Gabrielle.

»Gut. Es gibt da etwas, das ich unverzüglich in Erfahrung bringen müsste, ganz schnell.«

Während Gabrielle Sexton zuhörte, kam sie nicht an der Erkenntnis vorbei, dass sie den Senator in letzter Zeit gewaltig unterschätzt hatte. Seit den Anfangstagen ihres Interesses für die Karriere des Senators hatte Sexton in ihrer Wertschätzung einiges an Glanz eingebüßt, aber heute Abend war er wieder voll da.

Angesichts eines Ereignisses, das der Todesstoß für seine Wahlkampagne hätte sein müssen, trat er zum Gegenangriff an. Und er strafte Gabrielle nicht ab, obwohl sie ihn auf seinen Pleitekurs geführt hatte. Er gab ihr vielmehr die Chance, sich zu bewähren.

Sie würde sich bewähren. Ohne Rücksicht auf Verluste.

79

William Pickering lehnte an der gläsernen Fensterfront seines Büros und starrte hinaus auf das ferne Lichtband der Scheinwerfer auf dem Leesburg Highway. Wenn

er einsam hier oben auf dem Gipfel seiner Welt stand, dachte er oft an seine Tochter.

So viel Macht… und du konntest sie nicht retten.

Pickerings Tochter Diana war im Roten Meer ums Leben gekommen. Auf einem kleinen Begleitschiff der Navy hatte sie eine Ausbildung zur Navigatorin absolviert. An einem sonnigen Nachmittag lag ihr Schiff in einem sicheren Hafen vor Anker, als ein handgezimmertes Ruderboot, von zwei Selbstmordattentätern gesteuert, langsam übers Hafenbecken herangefahren kam.

Beim Aufprall auf den Schiffsrumpf explodierte der mit Sprengstoff voll beladene Kahn. Diana Pickering und dreizehn weitere junge amerikanische Soldaten wurden an diesem Tag getötet.

William Pickering war untröstlich. Wochenlang war er vor Schmerz wie von Sinnen. Als der Anschlag zu einer bekannten Terroristenzelle zurückverfolgt werden konnte, der die CIA seit Jahren ohne greifbare Erfolge auf der Spur gewesen war, verwandelte sich Pickerings Trauer in rasenden Zorn. Er marschierte ins Hauptquartier der CIA und verlangte Antworten.

Die Antworten, die er bekam, waren nicht leicht zu verdauen.

Die CIA war schon vor Monaten im Begriff gewesen, diese Zelle unschädlich zu machen. Zur Planung einer konzentrierten Kommandoaktion wartete man nur noch auf hochaufgelöste Satellitenaufnahmen vom Schlupfwinkel der Terroristen im Bergland von Afghanistan. Die Fotos sollten von dem 1,2 Milliarden teuren NRO-Satelliten mit dem Codenamen Vortex 2 geliefert werden, eben jenem Satelliten, der bei der Explosion seiner NASA-Trägerrakete auf der Startrampe zerstört worden war.

Wegen des Betriebsunfalls der NASA hatte das Kommandounternehmen noch nicht stattgefunden – und jetzt war Diana Pickering tot.

Der Verstand sagte Pickering, dass er die NASA nicht unmittelbar für den Tod seiner Tochter verantwortlich machen konnte, aber sein Herz wollte sich damit nicht abfinden. Die Untersuchung der Raketenexplosion brachte an den Tag, dass die NASA-Ingenieure aus Kostengründen für das Treibstoff-Einspritzsystem kein erstklassiges Material verwendet hatten.

»Bei unbemannten Flügen ist die NASA vor allem um ein günstiges Kosten-Nutzen-Verhältnis bemüht«, hatte Lawrence Ekstrom auf einer Pressekonferenz erklärt. »Das Ergebnis war diesmal zugegebenermaßen nicht optimal. Wir werden uns mit

dem Fall befassen.«

Nicht optimal! Diana Pickering war tot!

Der Spionagesatellit des NRO war natürlich ein Geheimprojekt. Die amerikanische Öffentlichkeit erfuhr deshalb nie, dass die NASA 1,2 Milliarden Dollar in die Luft gesprengt hatte, mit der indirekten Folge des Todes von vierzehn jungen Amerikanern.

»Sir?« Die Stimme der Sekretärin aus der Rufanlage riss Pickering aus seinen Gedanken. »Ein Anruf auf Apparat eins. Es ist Marjorie Tench.«

Pickering betrachtete das Telefon. *Schon wieder?*

Das Blinklicht am Apparat eins schien mit zorniger Ungeduld zu pulsieren. Pickering runzelte die Stirn und hob ab.

»Pickering.«

»Was hat sie Ihnen gesagt?«, zischte es aus dem Hörer.

»Bitte?«

»Rachel Sexton hat mit Ihnen Kontakt aufgenommen. Was hat sie Ihnen gesagt? Sie sprach auch noch von Bord eines Unterseeboots! Erklären Sie das gefälligst!«

Pickering begriff sofort, dass er hier mit Leugnen nicht weiterkam. Marjorie Tench hatte ihre Hausaufgaben gemacht. Es überraschte ihn, dass sie schon über die *Charlotte* im Bilde war, aber sie hatte sich offensichtlich über Beziehungen Auskünfte zu verschaffen gewusst. »Miss Sexton hat mit mir Kontakt aufgenommen. Das ist richtig.«

»Sie haben ihre Übernahme arrangiert! Und Sie hielten es nicht für nötig, mich zu unterrichten?«

»Gewiss, ich habe den Transport veranlasst.« In zwei Stunden würden Rachel Sexton, Michael Tolland und Corky Marlinson auf dem nahe gelegenen Luftwaffenstützpunkt Bolling Air Force Base eintreffen.

»Aber Sie hielten es für angezeigt, mir die Information vorzuenthalten!«

»Miss Sexton hat einige sehr schwerwiegende Vorwürfe erhoben.«

»Sie meinen, bezüglich der Echtheit des Meteoriten… und irgendeines Anschlags auf ihr Leben?«

»Unter anderem.«

»Sie lügt doch ganz offensichtlich!«

»Ist Ihnen bekannt, dass ihre Aussagen von zwei weiteren Personen bestätigt werden?«

Eine Pause entstand.

»Ja, das ist sehr Besorgnis erregend. Das Weiße Haus ist bestürzt über diese Behauptungen.«

»Das Weiße Haus oder Sie persönlich?«

Marjorie Tenchs Tonfall wurde rasiermesserscharf. »Was Sie betrifft, Sir, dürfte das heute Abend kaum von Belang sein.«

Pickering blieb ungerührt. Er kannte das. Politiker und ihre Mitarbeiter plusterten sich gerne auf und versuchten, den Geheimdiensten auf der Nase herumzutanzen, selten allerdings so massiv wie heute Marjorie Tench. »Weiß der Präsident von Ihrem Anruf?«

»Ehrlich gesagt, Sir, ich bin schockiert, dass Sie sich diese hirnrissigen Ergüsse überhaupt anhören.«

Sie hat meine Frage nicht beantwortet. »Ich vermag keinen logischen Grund zu erkennen, weshalb diese Leute die Unwahrheit sagen sollten. Ich muss davon ausgehen, dass sie entweder die Wahrheit sagen oder sich guten Glaubens im Irrtum befinden.«

»Ein Irrtum? Ein erfundener Mordanschlag? Angebliche Fehler in den Erkenntnissen über den Meteoriten, die der NASA nicht aufgefallen sind? Das sind doch unverkennbar politische Machenschaften!«

»Falls dem so sein sollte, vermag ich die Motive nicht zu erkennen.«

Marjorie Tench stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus und senkte die Stimme. »Sir, hier sind Kräfte am Werk, die sich offenbar Ihrer Kenntnis entziehen. Wir können das gerne später ausgiebig diskutieren, aber im Moment muss ich wissen, wo sich

Miss Sexton und die anderen befinden. Ich muss dieser Sache auf den Grund gehen, bevor diese Leute einen nicht wieder gutzumachenden Schaden anrichten. Also, wo sind sie?«

»Ich sehe mich nicht in der Lage, Ihnen diese Information zukommen zu lassen. Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen, sobald die genannten Personen eingetroffen sind.«

»Falsch! Sobald sie eintreffen, werde ich da sein, um sie zu begrüßen.«

»Angenommen, ich gebe Ihnen Zeit und Ort der Ankunft bekannt – werden wir dann wie Freunde vernünftig miteinander reden können, oder haben Sie vor, mit einer kleinen Privatarmee des Secret Service anzurücken, um die drei Personen in Gewahrsam zu nehmen?«

»Diese Leute stellen eine unmittelbare Bedrohung des Präsidenten der Vereinigten Staaten dar. Das Weiße Haus hat jedes Recht, sie zu verhaften und zu verhören.«

Pickering wusste, worauf Marjorie Tench sich bezog. Den Beamten des Secret Service war es per Gesetz gestattet, Schusswaffen zu tragen, tödliche Gewalt anzuwenden und ohne richterlichen Haftbefehl die Verhaftungen von Personen vorzunehmen, allein auf den Verdacht hin, dass ein Verbrechen oder ein Akt der Aggression gegen den Präsidenten begangen oder auch nur geplant wurde. Der Secret Service hatte damit einen Freibrief.

Bei den Verhafteten handelte es sich allerdings meist um auffällig vor dem Weißen Haus herumlungernde Personen oder um Schüler, die den Präsidenten per E-Mail mit grobem Unfug belästigt hatten. Für Pickering bestand kein Zweifel, dass der Secret Service einen Grund finden würde, Rachel Sexton und die anderen in die Keller des Weißen Hauses zu schleppen und dort bis zum Sankt Nimmerleinstag schmoren zu lassen – kein ganz ungefährliches Spiel, doch Marjorie Tench hatte eindeutig begriffen, dass viel auf dem Spiel stand. Die Frage war, wie es weitergehen würde, falls Pickering die Initiative an Tench abgab. Er hatte wenig Neigung, es herauszufinden.

»Ich werde jede erforderliche Maßnahme ergreifen, um den Präsidenten vor falschen Anschuldigungen zu schützen«, erklärte Marjorie Tench. »Bereits die Andeutung, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, würde einen dunklen Schatten auf das Weiße Haus und die NASA fallen lassen. Rachel Sexton hat das Vertrauen des Präsidenten schmählich missbraucht. Ich bin nicht bereit, den Präsidenten für seine Vertrauensseligkeit auch noch bezahlen zu lassen. «

»Und wenn ich verlangen würde, dass man Miss Sexton Gelegenheit gibt, die Sache vor einem offiziellen Untersuchungsgremium vorzutragen?«

»Dann würden Sie einen unmittelbaren Befehl des Präsidenten missachten. Sie würden Miss Sexton eine Plattform bieten, von der aus sie ein politisches Chaos größten Ausmaßes anrichten könnte. Ich frage Sie zum letzten Mal, Sir: Wohin lassen Sie die drei Personen bringen?«

Pickering atmete tief aus. Marjorie Tench hatte die Mittel festzustellen, dass das Flugzeug auf der Bolling Air Force Base landen würde, gleichgültig, ob er es ihr sagte oder nicht. Die Frage war, ob sie bis zum Äußersten gehen würde. Ihrer aggressiven Stimme nach zu schließen, würde sie nicht locker lassen. Marjorie Tench hatte Angst.

»Marjorie«, sagte Pickering ruhig und kalt. »Für mich steht fest, dass hier jemand lügt. Entweder Rachel Sexton und zwei renommierte Wissenschaftler – oder Sie. Ich glaube, der Lügner sind Sie.«

»Wie können Sie es wagen!«

»Sparen Sie sich die Unmutsäußerung. Das beeindruckt mich nicht. Sie sollten wissen, ich habe stichhaltige Beweise, dass die NASA und das Weiße Haus heute Abend Unwahrheiten über die Sender geschickt haben.«

Marjorie Tench verstummte jäh.

Pickering ließ sie einen Moment lang im eigenen Saft schmoren. »Sehen Sie, mir ist an einem politischen Super-GAU genauso wenig gelegen wie Ihnen. Aber man hat Lügen verbreitet. Lügen werden nicht bestehen. Wenn Sie wollen, dass ich Ihnen helfe, müssen Sie mit offenen Karten spielen.«

»Wenn Sie so sicher sind, dass gelogen wurde – warum haben Sie dann bis jetzt geschwiegen?« Marjorie Tenchs Tonfall war nicht uninteressiert, aber sehr wachsam.

»Ich mische mich nicht in politische Angelegenheiten ein.«

Marjorie Tench murmelte irgendetwas. Es hörte sich an wie »Wer’s glaubt, wird selig«.

»Marjorie, wollen Sie mir weismachen, dass die Erklärung des Präsidenten von heute Abend in all ihren Aspekten nur der Wahrheit verpflichtet war?«

Im Telefonhörer entstand eine lange Stille.

Pickering wusste, dass er gewonnen hatte. »Hören Sie, wir wissen doch beide, dass das eine Zeitbombe ist, die jederzeit hochgehen kann. Aber noch ist es nicht zu spät. Wir könnten uns über einen Kompromiss einigen.«

Marjorie Tenchs Antwort ließ ein paar Sekunden auf sich warten. »Wir sollten uns treffen«, sagte sie schließlich mit einem Seufzer.

Treffer, dachte Pickering.

»Ich habe etwas, das ich Ihnen gern zeigen möchte«, sagte Marjorie Tench. »Dann werden Sie die Sache in einem anderen Licht sehen.«

»Ich komme zu Ihnen in Ihr Büro.«

»Nein«, sagte sie hastig. »Es ist schon spät. Ihr Erscheinen würde besorgte Fragen auslösen. Es wäre besser, wir würden die Angelegenheit unter uns ausmachen.«

Aha, der Präsident weiß nichts von dem Anruf. »Sie können gerne hierher kommen«, schlug Pickering vor.

»Lassen Sie uns lieber einen anderen Treffpunkt ausmachen.«

Marjorie Tenchs Argwohn war unüberhörbar.

Pickering hatte nichts anderes erwartet.

»Das FDR Memorial ist vom Weißen Haus aus gut zu erreichen«, sagte Marjorie Tench. »Um diese nachtschlafene Zeit wird sich kein Mensch dort aufhalten.«

Pickering dachte über den Vorschlag nach. Das Franklin D. Roosevelt Memorial lag in einem offenen Parkgelände in der Mitte zwischen den Gedenkstätten für Thomas Jefferson und Abraham Lincoln. Nach kurzem Zögern willigte er ein.

»In einer Stunde. Und kommen Sie allein«, sagte Marjorie Tench und hängte ein.

Marjorie hatte kaum aufgelegt, als sie schon die Nummer von NASA-Direktor Ekstrom wählte. Beunruhigt übermittelte sie die schlechten Neuigkeiten.

»Pickering könnte zum Problem werden.«

80

In Gabrielle Ashe keimte neue Hoffnung. Sie stand am Schreibtisch von Yolanda Cole und wählte die Nummer der Auskunft.

Falls die von Senator Sexton soeben geäußerten Vermutungen stichhaltig waren, besaßen sie eine alarmierende Sprengkraft. *Die NASA hat in Sachen PODS gelogen!* Gabrielle hatte die fragliche Pressekonferenz selbst gesehen. Sie erinnerte sich, dass ihr die Veranstaltung damals seltsam erschienen war, hatte sie aber schnell vergessen. PODS war vor ein paar Wochen noch kein umstrittenes Thema; heute Abend jedoch war PODS das Thema schlechthin geworden.

Sexton brauchte Insiderinformationen, und zwar schnell. Der Weg über die »Informantin« Marjorie Tench verbot sich von selbst. Gabrielle würde auf anderem Wege an die Informationen herankommen müssen.

»Auskunft, was kann ich für Sie tun?«, sagte eine Stimme im Hörer.

Gabrielle erklärte ihr Anliegen. Sie erhielt die Nummern von drei unter Chris Harper eingetragenen Teilnehmern. Gabrielle klingelte sie der Reihe nach durch.

Die erste Nummer war eine Anwaltskanzlei. Bei der zweiten meldete sich niemand. Die dritte hatte sie soeben gewählt.

Schon nach dem ersten Klingelton meldete sich eine Frauenstimme. »Hier Harper.«

»Mrs Harper?«, sagte Gabrielle mit ausgesuchter Höflichkeit.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.«

»Um Gottes willen, nein! Wer liegt denn schon an einem solchen Abend im Bett und schläft?« Die Frau war aufgekratzt. Gabrielle konnte im Hintergrund den Fernseher laufen hören. »Ich nehme an, sie wollen Chris sprechen.«

Gabrielles Puls beschleunigte sich. »Ja, das wäre nett.«

»Ich fürchte, er ist nicht hier. Kaum dass die Erklärung des Präsidenten vorüber war, ist er ins Büro gerast.« Die Frau kicherte. »Ich bezweifle allerdings, dass dort gearbeitet wird. Da läuft bestimmt eine Party. Die Erklärung hat ihn ziemlich überrascht, wissen Sie. Nicht nur ihn – alle. Unser Telefon klingelt schon den

ganzen Abend. Ich wette, die ganze NASA-Mannschaft ist inzwischen dort.«

Die Frau hatte vermutlich das NASA-Hauptquartier gemeint.

»Im Komplex an der E-Street?«, fragte Gabrielle nach.

»Genau da. Nehmen Sie ein paar Luftschlangen mit.«

»Danke. Ich werde Mr Harper schon finden.«

Gabrielle legte auf und ging in die Redaktion hinaus zu Yolanda, die soeben einige Weltraumexperten instruierte, bevor sie auf Sendung gingen.

Yolanda lächelte Gabrielle zu. »Du siehst schon wieder besser aus«, sagte sie.

»Ich habe gerade mit Sexton gesprochen. Ich habe mich wohl geirrt. Sein Treffen heute Abend war nicht das, was ich dachte.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass Marjorie Tench dich über den Tisch ziehen wollte. Wie nimmt der Senator die Neuigkeiten denn auf?«

»Besser, als ich erwartet hätte.«

»Und ich dachte, er hätte sich inzwischen vor einen Bus geworfen«, sagte Yolanda überrascht.

»Er glaubt, dass an den NASA-Daten etwas faul ist.«

Yolanda schnaubte durch die Nase. »Hat er die gleiche Sendung gesehen wie wir alle? Noch mehr Bestätigung und Gegenbestätigung kann man kaum verlangen.«

»Ich gehe jetzt zur NASA rüber, etwas nachprüfen.«

Yolandas gezupfte Brauen bildeten zwei zur Vorsicht gemahnende schmale Bögen. »Die rechte Hand von Senator Sexton marschiert ins Hauptquartier der NASA? Heute Abend? Schon mal was von öffentlicher Steinigung gehört?«

Gabrielle berichtete Yolanda von Sextons Verdacht, dass der für PODS verantwortliche Abteilungsleiter Chris Harper die Reparatur der Satellitensoftware frei erfunden hatte.

Yolanda nahm es ihr nicht ab. »Wir haben von dieser Pressekonferenz berichtet. Ich gebe ja zu, Gabs, Harper war an dem Abend nicht gut drauf, aber die NASA hat

doch selber erklärt, dass er gesundheitlich zu kämpfen hatte.«

»Sexton ist überzeugt, dass Harper allen etwas vorgelogen hat.

Und andere, machtvolle Leute glauben das auch.«

»Wie hätte PODS den Meteoriten denn finden sollen, wenn die NASA mit der Detektor-Software keine Lösung gefunden hätte?«

Genau das sagt Sexton auch, dachte Gabrielle. »Ich weiß es nicht.

Aber der Senator möchte, dass ich einige Dinge kläre.«

Yolanda wiegte den Kopf. »Sexton macht sich was vor. Lass dich von ihm nicht in ein Hornissennest schicken. Bleib lieber hier. Du schuldest ihm gar nichts.«

»Wegen mir ist seine Kampagne jetzt völlig im Eimer.«

»Er hat einfach nur Pech gehabt. *Deshalb* ist seine Kampagne im Eimer.«

»Aber wenn der Senator Recht hat, und der PODS-Abteilungsleiter hat tatsächlich alle belogen…«

»Schätzchen, wenn dieser Mann die ganze Welt belogen hat, wieso sollte er dann ausgerechnet dir die Wahrheit sagen?«

Gabrielle hatte sich diese Frage ebenfalls gestellt und auch schon einen entsprechenden Plan. »Wenn ich dort auf eine Story stoße, rufe ich dich sofort an.«

»Wenn du dort auf eine Story stößt, fresse ich einen Besen!«

81

Mach dich von allem frei, was du von dieser Gesteinsprobe weißt.

Michael Tolland hatte eine ganze Reihe beunruhigender Gedankenspiele über die Herkunft des Meteoriten angestellt. Rachels bohrende Fragen besserten sein Unbehagen keineswegs. Er betrachtete die Steinscheibe in seiner Hand.

Angenommen, jemand hätte sie dir kommentarlos in die Hand gedrückt.

Was würde dir dazu einfallen?

Er wusste natürlich, dass Rachels Frage in eine ganz bestimmte Richtung zielte, doch als analytische Übung war sie kein Pappenstiel. Tolland musste zugeben, dass seine Analyse der Fossilien entscheidend von dem geprägt war, was man ihm bei seiner Ankunft in der Kuppel gesagt hatte – dass sie aus einem Meteoriten stammten.

Und wenn du nichts von dem Meteoriten gewusst hättest? , fragte er sich.

Als reine Hypothese entfernte Tolland den »Meteoriten« aus der Kette der Schlussfolgerungen. Das Resultat war nicht unbedingt beruhigend. Corky Marlinson, wenn auch noch ziemlich angeschlagen, hatte sich inzwischen ebenfalls eingefunden.

»Sie sagen also, Mike, wenn Sie dieses Fossil ohne jede vorherige Erklärung begutachten würden, kämen Sie zu dem Schluss, dass es von der Erde stammt«, sagte Rachel.

»Natürlich«, antwortete Tolland. »Was sonst? Man ist doch weitaus eher geneigt anzunehmen, man hätte ein bislang unentdecktes Fossil einer irdischen Spezies gefunden, als eine extraterrestrische Lebensform. Jedes Jahr werden Dutzende neuer Spezies auf der Erde entdeckt.«

»Sechzig Zentimeter lange Asseln?«, sagte Corky ungläubig.

»Du würdest annehmen, solche Riesenkäfer gäbe es auf unserer Erde?«

»Vielleicht nicht heutzutage«, räumte Tolland ein. »Die Art könnte ausgestorben sein. Es ist schließlich ein Fossil, hundertneunzig Millionen Jahre alt. Viele prähistorische Fossilien stammen von Furcht einflößenden Riesengeschöpfen –

gewaltige geflügelte Reptilien, Dinosaurier, Riesenvögel.«

»Ich möchte nicht schon wieder den Physiker raushängen«, sagte Corky, »aber dein Argument hat einen entscheidenden Fehler.

Die von dir erwähnten prähistorischen Geschöpfe – Dinosaurier, Reptilien, Vögel – haben alle ein Innenskelett, das es ihnen ermöglicht hat, trotz der Erdanziehung eine beträchtliche Größe zu erreichen. Aber dieses Fossil«, er hielt die Probe in die Höhe,

»diese Kreaturen haben ein Außenskelett. Es sind Gliederfüßer, Insekten. Du hast selbst gesagt, dass ein Insekt dieser Größe sich nur in einem Lebensraum mit verminderter Schwerkraft entwickelt haben kann, weil sein Außenskelett sonst unter dem eigenen Gewicht zusammengebrochen wäre.«

»So ist es«, sagte Tolland. »Diese Spezies wäre unter ihrem Gewicht zusammengebrochen, wäre sie auf der Erde herumgelaufen.«

Corky schaute Tolland an und runzelte unwillig die Brauen.

»Soll ich etwa annehmen, Mike, dass ein paar Höhlenmenschen eine Anti-Schwerkraft-Läusefarm betrieben haben? Ich begreife einfach nicht, wie du darauf kommst, dass eine sechzig Zentimeter lange Assel irdischen Ursprungs sein könnte.«

Tolland musste innerlich lächeln, dass Corky ein so nahe liegender Gedanke entgangen war. »Es gibt allerdings schon eine Möglichkeit.« Er schaute seinen Freund auffordernd an. »Corky, du starrst immer nur nach oben in den Himmel. Aber auf der Erde befindet sich seit Urzeiten ein riesiger Lebensraum mit verminderter Schwerkraft. Schau doch mal nach unten!«

»Wovon redest du eigentlich?«

Auch Rachel blickte Tolland verwundert an.

Er deutete zum Flugzeugfenster hinaus auf das im Mondlicht schimmernde Meer. »Na, der Ozean!«

Rachel pfiff durch die Zähne. »Natürlich.«

»Wasser ist ein Lebensraum mit verminderter Schwerkraft«, erläuterte Tolland. »Im Wasser hat alles ein geringeres Gewicht.

Der Ozean trägt riesige lebende Strukturen, die an Land niemals existieren könnten – Quallen, Riesenkraken, Schleieraale und so weiter.«

Corky beruhigte sich etwas. »Na gut. Aber Riesenkäfer hat es in den prähistorischen Ozeanen nie gegeben.«

»Aber sicher. Es gibt sie ja heute noch. In den meisten Ländern stehen sie als Delikatesse auf der Speisekarte.«

»Wer, zum Teufel, isst denn Riesenkäfer?«

»Jeder, der Hummer, Krabben und Garnelen verspeist.«

Corky machte ein betroffenes Gesicht.

»Krustentiere sind im Prinzip nichts anderes als große Meeresinsekten«, erklärte Tolland. »Sie sind eine Unterart im Zweig der Arthropoden – Läuse, Asseln, Krabben, Spinnen, Insekten, Grashüpfer, Skorpione, Hummer – sie alle sind miteinander verwandt, alles Arten mit Gliederfüßen und Außenskeletten. Unter dem Klassifikationsaspekt sehen sie alle aus wie diese Asseln.

Hufeisenkrabben ähneln großen Trilobiten, und die Scheren eines Hummers denen eines Skorpions.«

Corky war grün im Gesicht. »Okay, ich habe meinen letzten Hummersalat gegessen.«

»An Land bleiben die Arthropoden also deshalb klein, weil die Schwerkraft die kleineren Arten bevorzugt«, sagte Rachel fasziniert. »Aber im Wasser erfährt ihr Körper einen Auftrieb, und die Insekten können folglich sehr groß werden?«

»Genau«, bestätigte Tolland. »Eine Königskrabbe aus Alaska könnte fälschlicherweise als Riesenspinne klassifiziert werden, wäre nicht der Fossilienbefund.«

»Mike, wir wollen einmal von der Echtheit des Meteoriten absehen«, sagte Rachel nachdenklich. »Glauben Sie, die Fossilien, die wir auf Milne gesehen haben, könnten möglicherweise auch aus dem Ozean gekommen sein? Aus den Ozeanen unserer Erde?«

Tolland spürte Rachels Blick auf sich ruhen. Er war sich über das Gewicht der Frage im Klaren. »Theoretisch müsste ich mit Ja antworten. Manche Abschnitte des

Meeresbodens sind bis zu einhundertneunzig Millionen Jahre alt, haben also ungefähr das gleiche Alter wie unsere Fossilien. Und ebenso theoretisch könnten sich im Ozean Lebensformen gebildet haben, die ihnen gleichen.«

»Nun ist es aber gut«, entrüstete sich Corky. »Ich höre wohl nicht richtig! Wenn wir von der Echtheit des Meteoriten absehen? Davon gibt es nichts abzusehen – die Echtheit ist unbestreitbar. Selbst wenn es auf der Erde Meeresbodenabschnitte vom Alter des Meteoriten gibt, so gibt es doch niemals Meeresböden mit Schmelzrinde, anomalem Nickelgehalt und Chondren.

Ihr baut Luftschlösser!«

Tolland wusste, dass Corky Recht hatte, doch bei der Vorstellung, die Fossilien könnten Meereslebewesen sein, war ihm trotzdem einiges von seiner Faszination abhanden gekommen.

Sie kamen ihm jetzt irgendwie vertraut vor.

Rachel schaute Tolland an. »Mike, warum hat keiner der NASA-Wissenschaftler in Betracht gezogen, dass wir hier Meereslebewesen vor uns haben könnten, und seien es Meereslebewesen von einem anderen Planeten?«

»Dafür gibt es zwei Gründe. Bei pelagischen Fossilien – solchen vom Meeresboden – findet man ein Sammelsurium verschiedenster Arten in buntem Durcheinander. Alles was in dem Millionen Kubikkilometer großen Lebensraum unter der Wasseroberfläche existiert, stirbt irgendwann einmal ab und sinkt auf den Meeresgrund. Das bedeutet, dass der Meeresboden einen Friedhof verschiedener Arten aus sämtlichen Tiefen-, Druck- und Temperaturregionen darstellt. Aber die Probe vom Milne-Eisschelf war rein – sie hat nur eine einzige Spezies beherbergt.

Sie sah aus wie Proben, die man in der Wüste findet, beispielsweise, wenn eine Brutkolonie gleicher Tiere von einem Sandsturm begraben wird.«

Rachel nickte. »Und der zweite Grund, dass alle eher auf Land als auf Wasser getippt haben?«

Tolland zuckte mit den Schultern. »Ein Gefühl im Bauch. Die Wissenschaft ist schon seit langem der Ansicht, dass der Weltraum, falls er überhaupt bewohnt ist, von Insekten bewohnt sein würde. Soweit wir das All beobachten können, gibt es dort unendlich mehr Staub und Gestein als Wasser. Obwohl…«, fuhr Tolland nachdenklich fort, »es gibt auch sehr tiefe Zonen des Meeresbodens, die wir in der Ozeanografie als tote Zonen bezeichnen. Wir wissen noch nicht wirklich, wie sie

beschaffen sind. Es sind Zonen, deren Strömungen und Nahrungsangebot so ungünstig sind, dass dort außer ein paar Aasfressern, die den Grund besiedeln, so gut wie nichts leben kann. So betrachtet wäre also eine Probe mit nur einer Fossilienart nicht völlig ausgeschlossen.«

»Hallo, aufwachen!«, mahnte Corky. »Weißt du noch, die Schmelzrinde? Der mittlere Nickelgehalt? Die Chondren? Ist ja alles nur Nebensache.«

Tolland sagte nichts.

»Diese Geschichte mit dem Nickelgehalt«, sagte Rachel zu Corky, »erklären Sie mir das bitte doch noch einmal. Der Nickelgehalt in irdischem Gestein ist also entweder sehr hoch oder sehr niedrig, bei Meteoriten aber fällt er in ein bestimmtes Fenster im mittleren Bereich?«

Corky nickte eifrig. »So ist es.«

»Und der Nickelgehalt unserer Probe stimmt genau mit den zu erwartenden Werten überein.«

»Ja, ziemlich genau.«

Rachel schaute Corky erstaunt an. » *Ziemlich* genau? Wie soll ich das verstehen?«

Corky blickte verzweifelt drein. »Wie ich schon mehrfach erklärt habe, sind Meteoriten mineralogisch nicht einheitlich. Da ständig neue Meteoriten gefunden werden, muss die Wissenschaft ihre Berechnungsgrundlagen für den typischen Nickelgehalt dauernd den neuesten Erkenntnissen anpassen.«

Erstaunt hielt Rachel die Gesteinsprobe hoch. »Dann haben Sie sich also durch diesen Meteoriten zu einer Neueinschätzung des zulässigen Nickelgehalts von Meteoriten veranlasst gesehen?

Weil der Wert außerhalb des zulässigen Fensters gelegen hat?«

»Aber nur geringfügig«, verteidigte sich Corky.

»Warum hat mir das denn kein Mensch gesagt?«

»Weil es kein Thema ist. Die Astrophysik ist eine dynamische Wissenschaft, in die laufend neue Erkenntnisse einfließen.«

»Auch *während* einer unglaublich wichtigen Analyse?«

»Schauen Sie«, sagte Corky ärgerlich, »ich kann Ihnen versichern, der Nickelgehalt dieser Probe liegt um ein ganzes Stück näher am Wert von Meteoriten als an den Werten von irdischem Gestein.«

Rachel wandte sich an Tolland. »War Ihnen das bekannt?«

Tolland nickte zögerlich. Der Tatbestand hatte bislang nicht sein besonderes Augenmerk verlangt. »Man hat mir gesagt, dass der Nickelgehalt des Meteoriten gegenüber dem vergleichbarer Meteoriten leicht erhöht sei, aber die NASA-Wissenschaftler schienen deswegen völlig unbesorgt.«

»Und zwar mit gutem Grund«, warf Corky ein. »Der mineralogische Befund besagt nicht, dass der Nickelgehalt schlüssig auf einen Meteoriten hinweist, sondern er schließt schlüssig die irdische Herkunft des Gesteins aus.«

Rachel schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber in meinem Beruf sieht so die Logik aus, mit der man Menschen ins Grab bringt. Wenn man sagt, ein Gestein ist nicht wie bekanntes irdisches Gestein, heißt das noch lange nicht, dass es Meteoritengestein ist. Es heißt lediglich, dass wir so ein Gestein auf der Erde noch nicht gefunden haben.«

»Aber was macht das für einen Unterschied?«, rief Corky aus.

»Überhaupt keinen«, sagte Rachel, »falls man ausnahmslos alle Gesteine der Erde kennt.«

Corky sagte einen Moment lang nichts. »Okay«, meinte er dann, »vergessen wir also den Nickelgehalt, wenn er Sie so nervös macht. Dann haben wir aber immer noch die tadellose Schmelzrinde und die Chondren.«

»Klar«, sagte Rachel wenig beeindruckt. »Zwei von drei sind doch was.«

82

Das NASA-Hauptquartier ist ein riesiger rechteckiger Glaskasten an der 300 E-Street in Washington. Es ist von einem Spinnennetz von über dreihundertfünfzig Kilometern Datenleitungen durchzogen und beherbergt Tausende von Tonnen an

Computerausrüstung. Es ist zugleich der Arbeitsplatz von 1134 Beamten, die den fünfzehn Milliarden Dollar umfassenden Jahresetat der NASA verwalten und die täglichen Operationen der zwölf im Lande verstreuten NASA-Basen koordinieren.

Das Eingangsfoyer füllte sich trotz der späten Stunde zusehends mit Menschen – aufgeregten Fernsehteams und noch aufgeregteren NASA-Mitarbeitern. Gabrielle huschte rasch in den Eingangsbereich, der einem Museum ähnelte und in dem Modelle berühmter Astronautenkapseln und Satelliten in natürlicher Größe dramatisch von der Decke hingen. Die Fernsehteams waren schon dabei, auf dem geräumigen Marmorfußboden ihre Arbeitsbereiche abzukleben und die freudig zur Tür hereinstürmenden NASA-Mitarbeiter abzufangen und vor ihre Kameras zu schleppen.

Gabrielle ließ den Blick über die Menge schweifen, konnte aber niemand erkennen, der wie Chris Harper aussah. Die eine Hälfte der Leute in der Lobby hatte Presseausweise angesteckt, die andere trug Lichtbildausweise der NASA um den Hals. Gabrielle hatte weder das eine noch das andere. Sie ging auf eine junge Frau mit einem NASA-Ausweis zu.

»Hi, ich suche Chris Harper.«

Die Frau betrachtete Gabrielle argwöhnisch, als würde sie sie kennen, ohne sagen zu können, woher. »Ich habe Dr. Harper vor einer Weile hereinkommen sehen«, sagte sie. »Ich glaube, er ist oben. Kennen wir uns?«

»Ich glaube nicht«, sagte Gabrielle und wandte sich ab. »Wie komme ich nach oben?«

»Sind Sie Angestellte der NASA?«

»Nein, das nicht.«

»Dann können Sie nicht nach oben.«

»Oh. Gibt es hier ein Haustelefon, mit dem…«

»He, jetzt weiß ich, wer Sie sind!« Die Frau wurde plötzlich sehr zornig. »Ich habe Sie doch im Fernsehen mit Senator Sexton gesehen. Wie können Sie die Unverschämtheit haben…«

Gabrielle war schon in der Menge verschwunden. Sie hörte noch, wie die Angestellte wütend hinter ihr hinausposaunte, wer hier herumlief.

Das fängt ja gut an. Keine zwei Minuten *im Laden, und schon ganz oben auf der Fahndungsliste.*

Mit gesenktem Kopf lief Gabrielle zu dem Wegweiser an der Wand am Ende der Lobby. Der einzige Eintrag, der auch nur ein bisschen Erfolg versprechend aussah, betraf die vierte Etage:

EARTH SCIENCE ENTERPRISE, PHASE II
Earth Observing System (EOS)

Mit abgewandtem Gesicht eilte sie zu der Nische mit den Aufzügen und einem Trinkwasserspender. Sie suchte nach den Rufknöpfen, aber da waren nur Schlitze. *Mist. Gesicherte Aufzüge, nur für Hauspersonal mit ID-Karte.*

Eine Gruppe junger Mitarbeiter mit Hausausweisen um den Hals kam aufgeregt schwatzend herbei. Über den Trinkwasserspender gebeugt beobachtete Gabrielle die Leute. Ein pickeliger Jüngling steckte seinen Ausweis in den Schlitz. Die Aufzugtür ging auf.

»Die Jungs bei SETI drehen jetzt sicher durch«, sagte der Jüngling lachend und schüttelte den Kopf. »Jetzt haben sie mit ihren Hornantennen seit zwanzig Jahren nach untypischen Signalfeldern unter zweihundert Millijansky gesucht, und der physikalische Beweis steckt seit Jahrhunderten hier auf der Erde im Eis!«

Die Aufzugtür ging zu, die jungen Männer verschwanden.

Gabrielle richtete sich wieder auf. Was jetzt? Sie sah sich nach einem Haustelefon um. Nichts. Vielleicht sollte sie versuchen, einen Ausweis zu klauen, aber etwas in ihr riet ihr davon ab. Sie sah die Frau von vorhin mit einem Sicherheitsbeamten der NASA durch die Lobby streifen.

Ein schlanker, kahlköpfiger Mann kam um die Ecke und ging geschäftig auf die Aufzüge zu. Gabrielle beugte sich wieder über den Brunnen. Der Mann schien sie nicht zu bemerken. Gespannt verfolgte Gabrielle, wie er sich vorbeugte und den Ausweis in den Kartenschlitz steckte. Wieder tat sich eine Fahrstuhltür auf.

Der Mann stieg ein.

Jetzt oder nie, dachte Gabrielle.

Die Tür schloss sich langsam. Gabrielle wirbelte herum und rannte herbei. In letzter Sekunde streckte sie die Hand in die Türöffnung, und die Tür ging wieder auf. Mit

vor Aufregung leuchtenden Augen sprang sie in den Aufzug. »Haben Sie so was schon mal erlebt?«, schwärmte sie den überraschten kahlköpfigen Herrn an. »Mein Gott, es ist einfach verrückt!«

Der Mann streifte sie mit einem verwunderten Blick.

»Die Jungs bei SETI sind bestimmt am Durchdrehen«, sagte Gabrielle. »Jetzt haben sie mit ihren Hornantennen seit zwanzig Jahren nach abweichenden Signalfeldern unter zweihundert Millijansky gesucht, und der physikalische Beweis steckt seit Jahrhunderten hier auf der Erde im Eis!«

Der Mann schaute überrascht auf. »Sicher… ja, das ist…« Sein Blick suchte Gabrielles Hausausweis. »Entschuldigen Sie, gehören Sie…«

»Zur Vierten bitte. Ich bin Hals über Kopf hergerannt. Vor lauter Eile hätte ich fast vergessen, die Unterwäsche anzuziehen!«

Gabrielle lachte. Sie erspähte den Namen des Mannes auf seinem Ausweis: *JAMES THEISEN, Finanzabteilung.*

»Arbeiten Sie hier bei uns?« Die Frage des Mannes war nicht besonders freundlich. »Miss…?«

Gabrielle ließ enttäuscht die Kinnlade fallen. »Jim! Das kränkt mich aber! Sie geben mir ja das Gefühl, dass ich bei Ihnen keinen Eindruck hinterlassen habe.«

Der Mann wurde blass. Er fuhr sich nervös mit der Hand über den Schädel. »Tut mir Leid, diese ganze Aufregung. Natürlich sehe ich Sie heute nicht zum ersten Mal. Bei welchem Programm waren Sie gleich beschäftigt?«

Gabrielle lächelte ihn selbstbewusst an. »EOS.«

Der Mann deutete auf den Leuchtknopf mit der Vier. »Klar. Ich meine, bei welchem Projekt?«

Gabrielles Herz schlug schneller. Sie kannte nur ein Projekt.

»PODS.«

Der Mann schaute sie überrascht an. »Tatsächlich? Ich dachte, ich würde jedes Mitglied von Dr. Harpers Team kennen.«

Gabrielle nickte beschämt. »Chris hat mich in der Versenkung verschwinden lassen. Ich bin die blödsinnige Programmiererin, die den Voxel-Index in der Anomalien-Software verbockt hat.«

Jetzt fiel Gabrielles Gegenüber die Kinnlade herunter. »Das waren Sie?«

Gabrielle machte ein betroffenes Gesicht. »Ich konnte wochenlang nicht mehr schlafen.«

»Aber hat das nicht Dr. Harper auf seine Kappe genommen?«

»Ja. Chris ist so ein Typ. Außerdem hat er es wieder hingekriegt. Das war vielleicht eine Meldung heute Abend, mit diesem Meteoriten! Ich kann's noch gar nicht glauben.«

Der Aufzug hielt in der vierten Etage. Gabrielle stieg aus.

»Schön, dass wir uns wieder einmal gesehen haben, Jim. Sagen Sie unseren Rotstiftartisten einen schönen Gruß!«

»Klar, mach ich«, erwiderte der Mann, während die Tür sich schloss. »Man sieht sich.«

83

Wie die meisten seiner Vorgänger kam auch Zach Herney mit täglich vier bis fünf Stunden Schlaf aus. In den letzten Wochen waren es allerdings beträchtlich weniger gewesen. Als die Anspannung der Ereignisse des heutigen Abends allmählich abklang, spürte Herney die späte Stunde in allen Gliedern.

Er hatte sich mit einigen seiner engen Mitarbeiter in den Roosevelt Room zurückgezogen, um zur Feier des Tages ein Gläschen Champagner zu trinken, während im Fernseher die endlosen Kommentare der großen Sendestationen zu seiner Pressekonferenz und Tollands Dokumentation samt den gelehrten Expertenkommentaren liefen. Zurzeit flötete eine aufgekratzte Fernsehjournalistin vor dem Weißen Haus in ihr Mikrofon.

»Die Entdeckung der NASA hat Folgen für die menschliche Gattung, die jede Vorstellungskraft sprengen, auch politische Nachwirkungen hier in Washington. Für

den unter Beschuss geratenen Präsidenten hätte die Bergung dieses Meteoriten zu keiner besseren Zeit kommen können« – die Dame wurde ernst – »und zu keiner schlechteren für Senator Sexton.« Es folgte eine Überblendung auf die CNN-Debatte vom frühen Nachmittag.

»Nach fünfunddreißig Jahren vergeblicher Suche«, erklärte Sexton, »liegt es für mich auf der Hand, dass wir niemals außerirdisches Leben finden werden.«

»Und wenn doch?«, warf Marjorie Tench ein.

Sexton verdrehte die Augen. »Du lieber Himmel! Verehrte Mrs Tench, wenn ich mich irren sollte, fresse ich einen Besen!«

Die Anwesenden lachten. Im Rückblick sah ein Blinder mit dem Krückstock, dass Marjorie den Senator kalt lächelnd und eigentlich ziemlich plump vorgeführt hatte, doch kein Fernsehzuschauer schien daran Anstoß zu nehmen. Sextons Herablassung und sein arroganter Ton gaben allen das Gefühl, dass er es nicht besser verdient hatte.

Der Präsident schaute sich um. Wo war Marjorie Tench? Seit jenem Blickkontakt vor der Pressekonferenz hatte er sie nicht mehr gesehen, und jetzt war sie auch nicht da. *Merkwürdig,* dachte er, *sie hat doch genauso viel Grund zum Feiern wie ich.*

Die Fernsehsendung endete, indem zum tausendsten Mal der Quantensprung des Präsidenten nach vorne und das katastrophale Abschmieren von Senator Sexton beschworen wurden.

Gestern noch war alles anders, dachte Herney. *In der Politik kann sich von einem Augenblick zum anderen alles ändern.*

Im Morgengrauen sollte er Gelegenheit bekommen, sich von der Richtigkeit seiner Worte zu überzeugen.

84

Pickering könnte zum Problem werden, hatte Marjorie Tench gesagt. Lawrence Ekstrom war mit dieser neuen Wendung zu beschäftigt, als dass er bemerkt hätte, dass der Sturm inzwischen noch stärker geworden war. Die Spanntrossen heulten in einer höheren Tonart. Die NASA-Leute liefen nervös durcheinander und

unterhielten sich aufgeregt. Keiner dachte ans Schlafen. Ekstrom jedoch war in Gedanken bei einem anderen Sturm, der sich in Washington zusammenbraute. In den letzten paar Stunden waren zahlreiche Probleme auf Ekstrom zugekommen, die gelöst sein wollten. Aber diese neue Schwierigkeit stellte alle bisherigen in den Schatten.

Pickering könnte zum Problem werden.

Ekstrom konnte sich niemand vorstellen, mit dem er so ungern die Klingen gekreuzt hätte, wie mit William Pickering. Pickering saß Ekstrom nun schon seit Jahren mit seinen Versuchen im Nacken, das Veröffentlichungsgebaren der NASA zu kontrollieren und auf die Zielsetzungen der Missionen Einfluss zu nehmen, wobei er auch noch über die zunehmende Zahl der Fehlschläge Gift und Galle spie.

Pickerings Unzufriedenheit mit der NASA hatte gewichtigere Gründe als den Verlust des milliardenschweren NRO-Satelliten Vortex 2 unlängst bei einer Raketenexplosion auf der Startrampe, oder die Sicherheitslecks, oder die gegenseitige Konkurrenz um Topleute aus Luft- und Raumfahrt.

Die X-33 der NASA, das Nachfolgemodell des Space Shuttles, war seit fünf Jahren überfällig. Dutzende von Satellitenreparatur- und Startprogrammen des NRO waren deshalb ausgefallen oder hatten vertagt werden müssen. Pickerings Zorn über die X-33 hatte vor einiger Zeit ungeahnte Dimensionen erreicht, als er entdecken musste, dass die NASA das Projekt abgeblasen und stillschweigend einen Verlust von geschätzten neunhundert Millionen Dollar hingenommen hatte.

An seinem Büro angekommen, zog Ekstrom den als »Tür« dienenden Vorhang beiseite und ging hinein. Er setzte sich an den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände. Entscheidungen waren zu fällen. Was als ein wunderbarer Tag begonnen hatte, entwickelte sich zusehends zum Albtraum. Ekstrom versuchte, sich in die Haut von William Pickering zu versetzen. Was würde er als Nächstes tun? Ein Mann von Pickerings Intelligenz *musste* den Rang dieser NASA-Entdeckung erkennen und bei ein paar, der Not des Augenblicks entsprungenen Entscheidungen, schon einmal fünf gerade sein lassen. Er musste doch begreifen, dass nicht wieder gutzumachender Schaden entstand, wenn dieser Augenblick des Triumphs in Misskredit geriet!

Was würde Pickering mit den Informationen anstellen, an die er herangekommen war? Würde er die Sache laufen lassen, oder würde er die NASA für ihre Pleiten zur Kasse bitten?

Stirnrunzelnd zog Ekstrom Bilanz. Das Ergebnis war eindeutig.

Schließlich hatte Pickering noch ein anderes Hühnchen mit der NASA zu rupfen…

Es war diese alte, tief sitzende Verbitterung, die mit Politik nichts zu tun hatte.

85

Rachel starrte aus der Kabine der G4 zum Fenster hinaus ins Leere, während die Grumman an der kanadischen Küste des St.-Lorenz-Golfs entlangflog. Ihr anfänglicher Verdacht hatte durch Corkys Eingeständnis, dass der Nickelgehalt ein wenig außerhalb des zu erwartenden Mittelwerts gelegen habe, neue Nahrung erhalten, auch wenn die meisten Anhaltspunkte auf die Echtheit des Meteoriten hinwiesen. Einen »Meteoriten« heimlich ins Eis einzubringen, war nur im Gesamtzusammenhang eines brillant eingefädelten Betrugsmanövers sinnvoll.

Gleichwohl sprach die sonstige Beweislage immer noch für die Echtheit des Meteoriten.

Rachel wandte den Blick vom Fenster und betrachtete die scheibenförmige Meteoritenprobe in ihrer Hand, in der die winzigen Chondren glitzerten. Tolland und Corky hatten sich in für Rachel unverständlichem Wissenschafts-Chinesisch schon seit einiger Zeit über diese metallischen Einschlüsse unterhalten. Was unter dem Strich herauskam, war Rachel dennoch klar: Tolland und Corky waren sich einig, dass die Chondren unzweifelhaft meteoritischer Natur waren. Daran führte kein Weg vorbei.

Rachel drehte die Steinscheibe in der Hand und ließ den Finger über das Stückchen Schmelzrinde am Rand gleiten. Die Verkohlung sah eigentlich ziemlich frisch aus – bestimmt nicht dreihundert Jahre alt –, doch Corky hatte ja erklärt, dass der im Eis eingeschlossene Meteorit einen idealen Verwitterungsschutz gehabt hatte, was auch logisch erschien. Rachel erinnerte sich an eine Fernsehsendung über die Bergung einer viertausend Jahre alten Leiche aus dem Eis, deren Haut nahezu unversehrt war.

Während Rachel die Schmelzrinde betrachtete, fiel ihr auf, dass gar kein Alterswert dafür ermittelt worden war. Sie fragte sich, ob er schlichtweg in der Datenflut untergegangen war, oder ob man einfach vergessen hatte, ihn ihr gegenüber zu erwähnen.

»Hat man eigentlich auch die Schmelzrinde datiert?«, sagte sie unvermittelt zu Tolland und Corky.

Corky blickte auf. »Was?«

»Hat man die Verbrennungen datiert? Ich meine, wissen wir eigentlich, ob die Schmelzrinde sich genau zum Zeitpunkt des Jungersol-Meteoriten gebildet hat?«

»Tut mir Leid«, sagte Corky. »Das kann man nicht datieren. Die Oxidation verfälscht sämtliche Isotope, die man zur Datierung heranziehen kann. Außerdem kann man mit der Methode des radioaktiven Zerfalls keine Zeiträume unter fünfhundert Jahren messen.«

»Dann könnte dieser Brocken also im Mittelalter oder erst letzte Woche verbrannt sein, richtig?«

»Niemand hat behauptet, dass die Wissenschaft für alles eine Antwort parat hat«, sagte Tolland lächelnd.

Rachel nickte nachdenklich. »Eine Schmelzkruste«, sagte sie,

»ist im Prinzip nichts anderes als das Ergebnis einer sehr starken Erhitzung. Die Verbrennungen dieses Brockens könnten innerhalb der letzten fünfhundert Jahre also zu jedem erdenklichen Zeitpunkt und auf jede erdenkliche Weise entstanden sein.«

»Falsch!«, sagte Corky. »Auf jede erdenkliche Weise nicht. Nur auf *eine* Weise, nämlich beim Sturz durch die Atmosphäre.«

»Eine andere Möglichkeit besteht nicht? Zum Beispiel in einem Hochofen?«

»In einem Hochofen!«, amüsierte sich Corky. »Wir haben die Proben unter einem Elektronenmikroskop untersucht. Selbst der sauberste Hochofen der Welt hätte überall auf dem Brocken Brennstoffrückstände hinterlassen, egal ob von nuklearem, chemischem oder fossilem Brennstoff. Keine Chance! Und was ist mit den Vertiefungen und Rillen, die vom Sturz durch die Atmosphäre herrühren?«

An die so genannten Striationen hatte Rachel gar nicht mehr gedacht. Der Meteorit schien tatsächlich durch die Atmosphäre gestürzt zu sein. »Und was ist mit einem Vulkan? Könnte es sich um Auswurf handeln, der bei einer Eruption mit großer Kraft herausgeschleudert wurde?«

Corky schüttelte den Kopf. »Der Brocken ist viel zu sauber. «

Rachel schaute Tolland an. »Corky hat Recht, Rachel. Ich konnte einige Erfahrungen mit Vulkanen sammeln – über und unter Wasser. In vulkanischem Auswurf finden sich Dutzende von Toxinen. Ob es uns gefällt oder nicht, diese Schmelzrinde ist das Ergebnis einer sauberen Verbrennung durch Bremswärme in der Atmosphäre.«

Rachel schaute wieder zum Fenster hinaus. Eine *saubere Verbrennung*. Die Phrase ging ihr nicht aus dem Kopf. Sie wandte sich wieder an Tolland. »Was meinen Sie mit ›saubere Verbrennung‹?«

Tolland hob die Schultern. »Dass unter dem Elektronenmikroskop keinerlei Rückstände von Brennstoffbestandteilen zu erkennen sind. Dadurch wissen wir, dass die Erhitzung durch die Umwandlung von kinetischer Energie in Wärme erfolgt ist, einfach ausgedrückt durch Bremswärme, und nicht durch chemische oder nukleare Prozesse.«

»Wenn Sie also keine verunreinigenden Brennstoffbestandteile gefunden haben, was dann? Oder genauer – was darf in der Schmelzrinde sein?«

»Wir haben genau das gefunden, was wir erwartet haben«, schaltete Corky sich ein. »Die chemischen Elemente unserer Atmosphäre in Reinkultur: Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff. Keine Petroleumverbindungen. Keine Schwefelverbindungen. Keine vulkanischen Säuren. Überhaupt nichts, was irgendwie nennenswert wäre. Eben genau das, was man bei Meteoriten nach dem Fall durch die Lufthülle findet.«

Rachel lehnte sich im Sitz zurück und dachte nach.

Corky beugte sich vor und schaute sie an. »Jetzt kommen Sie uns bitte nicht mit der Theorie, die NASA hätte einen Brocken mit Fossilien mit einem Space Shuttle hochgehievt und zur Erde runtergeworfen, im Vertrauen darauf, dass niemand den Feuerball, den großen Einschlagskrater und die Explosion bemerkt.«

Daran hatte Rachel noch gar nicht gedacht, aber es war eine bedenkenswerte Option. Nicht sehr wahrscheinlich, aber allemal interessant. Ihre Gedanken weilten näher am Erdboden. *Die chemischen Elemente der Atmosphäre in Reinkultur. Saubere Verbrennung. Rillenbildung vom Sturz durch die Lufthülle*. In ihrem Hinterkopf begann ein Lämpchen zu blinken. »Hatte das Verhältnis der atmosphärischen Elemente zueinander exakt den gleichen Wert wie bei jedem anderen Meteoriten mit Schmelzrinde, den Sie gesehen haben?«, wollte sie von Corky wissen.

»Warum fragen Sie?«, sagte Corky leicht verunsichert.

Rachel bemerkte sein Zögern. Ihr Herz schlug schneller. »Die Verhältnisse haben nicht genau gestimmt, nicht wahr?«

»Dafür gibt es eine wissenschaftliche Erklärung.«

Rachels Herz schlug plötzlich wild. »Und besonders bei einem Element war der Anteil leicht erhöht?«

Corky und Tolland tauschten einen überraschten Blick. »Ja«, sagte Corky, »aber…«

»War es ionisierter Wasserstoff?«

Die Augen des Astrophysikers wurden groß wie Untertassen.

»Woher haben Sie *das* denn gewusst?«

Tolland sah nicht weniger erstaunt aus.

Rachel schaute die beiden böse an. »Warum hat mir das keiner gesagt?«

»Weil es eine vollkommen natürliche Erklärung dafür gibt«, sagte Corky.

»Ich bin ganz Ohr«, sagte Rachel.

»Der Meteorit ist durch die Atmosphäre in der Nordpolregion gefallen, wo durch das Magnetfeld der Erde eine anormal hohe Konzentration von Wasserstoffionen herrscht.«

»Leider kann ich mit einer anderen Erklärung dienen«, meinte Rachel ungerührt.

86

Die vierte Etage des NASA-Hauptquartiers war weit weniger eindrucksvoll als die Lobby – lange sterile Korridore, rechts und links Bürotüren in gleichen Abständen. Sperrholzwegweiser zeigten in sämtliche Richtungen.

Gabrielle folgte den Pfeilen für PODS. Über lange Korridore und einige Abzweigungen gelangte sie an eine schwere Stahlflügeltür mit einer

Schablonenaufschrift:

POLAR-ORBIT DICHTESCANNER (PODS)
Abteilungsleiter Chris Harper

Die Tür war verschlossen und mit Codekarte und Pincode doppelt gesichert. Gabrielle legte das Ohr an die Stahltür. Sie glaubte Stimmen zu hören und überlegte, ob sie einfach an die Tür hämmern sollte, bis jemand aufmachte. Doch der Plan, mit dem sie Chris Harper beikommen wollte, verlangte ein feinfühligeres Vorgehen, als an Türen zu hämmern. Sie blickte sich nach einem anderen Eingang um. Nichts zu sehen. In der Wand neben der Tür befand sich eine Putzkammer. Gabrielle quetschte sich hinein und suchte vergeblich nach einem Hausmeisterpassepartout oder einem elektronischen Türöffner.

Sie ging wieder zur Tür und lauschte. Diesmal waren eindeutig laute Stimmen zu hören, eine Auseinandersetzung vielleicht, dann Schritte. Innen an der Tür ging die Klinke.

Die Tür flog auf. Gabrielle hatte gerade noch Zeit, sich hinter dem Türflügel an die Wand zu quetschen. Eine Gruppe junger Leute kam laut schwatzend heraus. Sie schienen sich zu ärgern.

»Was ist mit Harper los? Ich dachte, der schwebt heute auf Wolke sieben«, sagte einer.

»An so einem Abend will der allein sein?«, sagte ein anderer im Vorbeigehen. »Hat der denn keine Lust zu feiern?«

Die Gruppe entfernte sich. Die Tür schwang langsam wieder zu. Gabrielle, nun in voller Lebensgröße sichtbar, stand an die Wand gepresst da. Die Leute schwenkten am Ende des Ganges um die Ecke. Nur noch ein paar Zentimeter, und die Tür war wieder zu. Im letzten Moment hechtete Gabrielle nach der Klinke.

Mit pochendem Herzen zog sie die Tür wieder ein Stück weit auf und trat über die Schwelle in den schwach beleuchteten Raum dahinter. Leise schloss sich hinter ihr die Tür.

Der weitläufige Saal erinnerte sie an das Physiklabor ihrer Collegezeit. Überall lagen Computer, Arbeitsinseln, elektronische Geräte. Lichtpausen und Tabellen herum. Der Saal war unbeleuchtet bis auf einen Bürokasten am anderen Ende. Durch die Glasscheibe in der Tür fiel Licht. Gabrielle ging leise auf die geschlossene Tür zu. Durch die Scheibe konnte sie einen Mann am Computer sitzen sehen. Es war der

Mann von der Pressekonferenz. Auf dem Türschild stand:

Chris Harper
Abteilungsleiter PODS

Nachdem Gabrielle schon so weit gekommen war, kamen ihr auf einmal Bedenken, ob ihr Plan aufgehen würde. Sie holte tief Luft und ging noch einmal das Drehbuch in ihrem Kopf durch. Sie klopfte an die Tür.

»Ich habe euch doch gesagt, dass ich zu tun habe!«, rief Harper in seinem gepflegten Akzent.

Gabrielle klopfte noch einmal, diesmal lauter.

»Ich habe keine Lust, mit hinunterzukommen!«

Gabrielle schlug mit der Faust gegen die Tür.

Chris Harper lief herbei und riss die Tür auf. »Verdammt, ich will nicht…« Verblüfft verstummte er.

»Dr. Harper?« Gabrielles Stimme war fest und zuversichtlich.

»Wie sind Sie hier heraufgekommen?«

Gabrielle verzog keine Miene. »Sie wissen, wer ich bin?«

»Natürlich! Ihr Chef trampelt seit Monaten auf meinem Projekt herum. Wie sind Sie hier hereingekommen?«

»Senator Sexton hat mich geschickt.«

Harpers Blicke schweiften durch den Saal hinter Gabrielle.

»Wo ist Ihr Betreuer vom Sicherheitsdienst?«

»Das braucht nicht Ihre Sorge zu sein. Der Senator kennt einflussreiche Leute.«

»In unserem Haus?« Harper blickte skeptisch.

»Dr. Harper, Sie haben die Unwahrheit gesagt. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass der Senator eine Untersuchungskommission des Senats damit beauftragt hat, sich mit Ihren Lügen zu befassen.«

Harper wurde blass. »Wovon reden Sie eigentlich?«

»Kluge Leute wie Sie können sich nicht den Luxus leisten, sich dumm zu stellen. Dr. Harper, es sieht nicht gut für Sie aus. Der Senator hat mich zu Ihnen heraufgeschickt, damit ich Ihnen ein Angebot mache. Die Wahlkampagne des Senators hat heute Abend einen schweren Rückschlag erlitten. Senator Sexton hat nicht mehr viel zu verlieren. Er wird Sie mit in den Abgrund reißen, sofern er sich dazu gezwungen sieht.«

»Wovon reden Sie überhaupt?«

Gabrielle holte Luft und warf die Schlinge aus. »Sie haben in der Pressekonferenz bezüglich der Behebung des Fehlers in der Anomalien-Software von PODS gelogen. Das wissen wir. Das wissen viele Leute. Aber darum geht es uns nicht.« Harper wollte sich verteidigen, doch Gabrielle holte schon zum nächsten Schlag aus. »Der Senator könnte Sie wegen Ihrer Lügen jederzeit hochgehen lassen, aber daran ist er im Moment nicht interessiert.

Er interessiert sich für die große Sache. Ich nehme an, Sie wissen, wovon ich rede.«

»Ich habe keinen Schimmer…«

»Also, hier das Angebot des Senators: Er hält den Mund über Ihre Software-Lügen, dafür nennen Sie uns den Namen des Mannes, mit dem zusammen Sie Gelder der NASA abgreifen.

Unterschlagung nennt man so etwas.«

Harper schienen die Augen aus dem Kopf zu springen. »Was?

Ich habe nichts unterschlagen!«

»Sir, ich möchte Ihnen empfehlen, sich Ihre Worte genau zu überlegen. Die Senatskommission hat seit mehreren Monaten Material gesammelt. Haben Sie und Ihr Komplize wirklich geglaubt, Sie könnten mit Ihren Manipulationen von PODS-Abrechnungen und der Umleitung von NASA-Geldern auf Privatkonten ungeschoren davonkommen? Lügen und Unterschlagung sind Straftaten! Dafür kommt man ins Gefängnis, Dr. Harper!«

»Ich habe nichts unterschlagen!«

»Aber Sie haben in Sachen PODS gelogen!«

»Verdammt, ich habe jedenfalls nichts unterschlagen!«

»Dann geben Sie also zu, dass Sie in Sachen PODS gelogen haben!«

Harper war sprachlos.

»Na gut, vergessen wir die Lügerei«, sagte Gabrielle mit einer wegwerfenden Geste. »Senator Sexton interessiert sich nicht für die Unwahrheiten, die Sie in einer Pressekonferenz verbreitet haben. So etwas begegnet uns täglich. Euer Laden hat einen Meteoriten gefunden, wer will da noch genau wissen, wie Ihr das geschafft habt? Was den Senator interessiert, sind die Unterschlagungen. Es muss ein hohes Tier von der NASA sein. Wenn Sie uns sagen, mit wem Sie unter einer Decke stecken, wird Senator Sexton dafür sorgen, dass die Untersuchung an Ihnen vorbeigeht. Ein Wort von Ihnen, und der Fall ist für Sie erledigt. Sie können es auch anders haben, aber dann kommen auch die Lügen mit der Anomalien-Software und der angeblichen Umgehung des defekten Bordcomputers auf den Tisch.«

»Sie bluffen. Es gibt keine auf Privatkonten abgezweigten Gelder.«

»Sie lügen wie gedruckt. Ich habe die Unterlagen gesehen. Ihr Name steht auf jedem relevanten Beleg.«

»Ich schwöre, dass mir von Unterschlagungen, welcher Art auch immer, nichts bekannt ist!«

Gabrielle stieß einen enttäuschten Seufzer aus. »Dr. Harper, betrachten Sie die Sache doch einmal durch meine Brille. Für mich gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder Sie sagen mir nicht die Wahrheit, so wie Sie auch auf jener PODS-Pressekonferenz nicht die Wahrheit gesagt haben, oder Sie sagen vielleicht die Wahrheit, aber dann benutzt ein hohes Tier Ihrer Behörde Sie als Sündenbock für seine eigenen Machenschaften.«

Harper wurde nachdenklich.

Gabrielle sah auf die Uhr. »Das Angebot des Senators gilt eine Stunde. Sie können Ihren Hals retten, wenn Sie den Namen des Mannes preisgeben, mit dem zusammen Sie sich hier bei der NASA unter der Hand an Steuergeldern bereichern. Sexton ist an Ihnen persönlich nicht interessiert. Er will an den dicken Fisch heran. Die fragliche Person muss hier bei der NASA einiges zu sagen haben, denn der oder die Betreffende hat es bisher verstanden, den eigenen Namen herauszuhalten, womit Sie als Sündenbock dastehen.«

Harper schüttelte den Kopf. »Miss Ashe, Sie saugen sich da etwas aus den Fingern.«

»Würden Sie das auch vor Gericht behaupten?«

»Sicher. Ich werde alles abstreiten.«

»Unter Eid?« Gabrielle schnaubte verächtlich durch die Nase.

»Sie wären sogar im Stande, die Lüge über Ihre grandiose Reparatur der Software von PODS abzustreiten.« Ihr Herz pochte wild, aber sie blickte Harper direkt in die Augen. »Überlegen Sie sich gut, wie Sie sich entscheiden! Amerikanische Gefängnisse können sehr ungemütlich sein.«

Harper starrte nun seinerseits Gabrielle an, doch ihr Blick rang ihn nieder. Einen Augenblick schien er sich geschlagen zu geben, ging dann aber zum Gegenangriff über.

»Miss Ashe«, sagte er mit frostiger Stimme. Seine Augen funkelten zornig. »Ihre Spekulationen gehen ins Leere. Wir wissen beide, dass es bei der NASA keinen Unterschlagungsskandal gibt.«

Harper schaute sie wütend und wachsam an. Gabrielle hätte sich am liebsten umgedreht und wäre davongelaufen. *Du hast versucht, einen Raketenspezialisten ins Bockshorn zu jagen. Was hast du eigentlich erwartet?* Sie zwang sich zu einer selbstbewussten Haltung. »Ich weiß nur eines«, sagte sie und tat, als wäre ihr Harpers Stellung einerlei, »dass ich eine Menge belastendes Material gegen Sie gesehen habe – eindeutige Beweise, dass Sie und eine weitere Person Gelder der NASA veruntreuen. Der Senator hat mich gebeten, heute Abend zu Ihnen zu kommen und Ihnen eine Chance zu geben. Ich werde dem Senator berichten, dass Sie die Sache lieber vor Gericht ausfechten wollen.« Sie lächelte Harper grimmig an. »Aber nach dieser lahmen Pressekonferenz, die Sie vor zwei Wochen abgebrochen haben, hege ich gewisse Zweifel, dass Sie weit damit kommen werden.« Gabrielle drehte sich auf dem Absatz um und schritt durch das fast dunkle Labor davon.

Sie überlegte, ob nicht vielleicht sie selbst bald ein Gefängnis von innen sehen würde, und nicht Harper.

Während sie davonschritt, wartete sie darauf, von Harper zurückgerufen zu werden. Vergeblich. Sie schob die Stahltür auf und ging hinaus auf den Flur. Sie hatte verloren. Sie hatte sich nach Kräften bemüht, doch Harper hatte eben nicht angebissen.

Vielleicht hat er in der Pressekonferenz sogar die Wahrheit gesagt, dachte sie.

Plötzlich flogen mit einem lauten Schlag weit hinter ihr die stählernen Türflügel auf. »Miss Ashe«, rief Harper. »Ich bin ein anständiger Mensch! Ich schwöre, dass ich nichts von Unterschlagungen weiß.«

Gabrielle zwang sich, unbeeindruckt weiterzugehen. Sie zuckte die Achseln. »Trotzdem haben Sie auf dieser Pressekonferenz gelogen!«, rief sie über die Schulter.

Stille. Gabrielle ging weiter.

»Warten Sie!«, rief Harper und kam ihr nachgerannt. »Diese Sache mit den Unterschlagungen«, stieß er leise hervor, »ich glaube, ich weiß, wer mich da in die Pfanne hauen will.«

Gabrielle blieb abrupt stehen. Hatte sie richtig gehört? Mit provozierender Langsamkeit wandte sie sich Harper zu. »Ich soll Ihnen abnehmen, dass jemand Sie in die Pfanne hauen will?«

Harper seufzte abgrundtief. »Ich schwöre Ihnen, dass ich nichts von Unterschlagungen weiß. Aber wenn Beweise gegen mich vorliegen…«

»Ganze Aktenordner voll.«

»Das muss alles sehr schlau gegen mich eingefädelt worden sein. Um mich zu diskreditieren, wenn mal Not am Mann ist. Es gibt nur einen, der so etwas getan haben könnte.«

»Und wer?«

Harper blickte Gabrielle in die Augen. »Lawrence Ekstrom kann mich nicht ausstehen.«

»Ihr Chef?«, fragte Gabrielle fassungslos. »Der *Direktor* der NASA?«

Harper nickte grimmig. »Er war es, der mich gezwungen hat, in dieser Pressekonferenz Märchen zu erzählen.«

87

Das Flugzeug mit dem Namen *Aurora* jagte mit den Männern der Delta Force an Bord im extremen Tiefflug durch die Nacht. Obwohl die Triebwerke nur mit halber Kraft arbeiteten, flog die Maschine bereits dreifache Schallgeschwindigkeit.

Fünfzig Meter tiefer riss der Überschall-Stoßwellenkegel rechts und links der Flugbahn zwei riesige, wild aufschäumende Fontänen in die Luft, die wie Hahnenschwänze hinter der Maschine herfegten.

Die *Aurora* war eines jener geheimen Flugzeuge, deren Existenz im Dunkeln lag, und doch wusste jeder, dass es längst schon flog.

Sogar der Fernseh-Wissenschaftskanal »Discovery« hatte eine Sendung über die *Aurora* und ihre Testflüge in Nevada gebracht.

Ob die Geheimhaltungslecks durch die wiederholten »Himmelsbeben« entstanden waren, die man bis nach Los Angeles bemerkt hatte, oder die zufällige Sichtung durch einen Augenzeugen auf einer Ölbohrinsel in der Nordsee, oder die Panne, durch die eine Beschreibung der *Aurora* in ein der Öffentlichkeit zugängliches Exemplar des Pentagon-Haushaltsberichtes geraten war – es war letztlich unerheblich. Die Katze war aus dem Sack: Das U.S.-Militär hatte ein Flugzeug mit sechsfacher Schallgeschwindigkeit, und nicht nur auf dem Reißbrett.

Die Firma Lockheed hatte die Maschine gebaut, die wie ein abgeplatteter Football mit Dreiecksflügeln aussah. Sie war dreiunddreißig Meter lang und hatte achtzehn Meter Spannweite. Die glatte, elegant geschwungene Außenhaut bestand ähnlich wie beim Space Shuttle aus hitzebeständigen Keramikplatten. Die hohe Geschwindigkeit war in erster Linie das Resultat eines neuen Triebwerks, des so genannten »Puls Detonation Wave Engine«. Dieses Triebwerk kam fast ohne bewegliche Teile aus. Es wurde mit vernebeltem flüssigem Wasserstoff betrieben und hinterließ einen verräterischen Kondensstreifen am Himmel, der aussah wie eine Perlschnur von Wölkchen. Aus diesem Grund flog die Maschine vorwiegend nachts.

Dank der enormen Geschwindigkeit würde die *Aurora* in weniger als einer Stunde die Ostküste erreicht haben, gut zwei Stunden früher als die Opfer. Es hatte eine Diskussion gegeben, ob man das fragliche Flugzeug verfolgen und abschießen sollte, aber der Einsatzleiter hatte zu Recht befürchtet, der Vorfall könne vom Radar erfasst werden und die brennenden Wrackteile möglicherweise eine eingehende Untersuchung heraufbeschwören.

Die Grumman sollte lieber ganz normal landen. Sobald klar war, welchen Ort die Zielpersonen sich für die Landung ausgesucht hatten, würde die Delta Force

zuschlagen.

Während die *Aurora* noch über die öde Labradorsee raste, meldete sich das Cryptalk von Delta-1.

»Die Situation hat sich geändert«, quäkte die elektronische Stimme. »Vor der Landung von Rachel Sexton und den Wissenschaftlern haben Sie noch einen anderen Auftrag zu erledigen.«

Noch einen anderen Auftrag erledigen? Delta-1 spürte, dass sich die Lage zuspitzte. Das Schiff des Einsatzleiters hatte ein weiteres Leck bekommen, das so schnell wie möglich gestopft werden musste. *Das Leck wäre nicht auf getreten, hätten wir unseren Auftrag auf dem Milne-Eisschelf ordnungsgemäß erledigt.* Delta-1 wusste nur zu gut, dass er nun seinen eigenen Dreck wegräumen musste.

»Eine vierte Partei ist ins Spiel gekommen«, sagte der Einsatzleiter.

»Wer?«

Der Einsatzleiter zögerte kurz – dann nannte er den Namen.

Die drei Männer schauten einander erstaunt an. Der Name war ihnen wohl bekannt.

Kein Wunder, dass der Einsatzleiter so zögerlich ist!, dachte Delta-1.

Das Unternehmen war ursprünglich als Operation ohne Verluste geplant, doch inzwischen bewegte sich die Zahl der Opfer rapide nach oben.

»Der Einsatz hat eine völlig neue Dimension bekommen«, sagte der Einsatzleiter. »Hören Sie genau zu. Ich gebe Ihnen diese Anweisungen nur ein einziges Mal.«

Delta-1 bemerkte seine innere Anspannung, als der Einsatzleiter ihn über Zeit und Ort der Eliminierung des neuen Opfers instruierte.

88

Wahrend die G4 Washington entgegenflog, begann Rachel, vor Michael Tolland und Corky Marlinson ihre Theorie für den erhöhten Wasserstoffionengehalt der Schmelzrinde des Meteoriten auszubreiten.

»Die NASA hat einen eigenen Triebwerkprüfstand in Plum Brook Station«, erläuterte Rachel. Sie war über sich selbst erstaunt, denn Geheiminformationen hatte sie noch nie preisgegeben. Aber nach Lage der Dinge hatten Tolland und Corky ein Recht, Rachels Wissen zu teilen. »Plum Brook ist vor allem ein Prüfstand für die neuesten Triebwerkentwicklungen der NASA.

Vor zwei Jahren habe ich eine Zusammenfassung von Berichten über ein in der Erprobung befindliches Wasserstofftriebwerk der NASA erarbeitet.«

Corky schaute Rachel argwöhnisch an. »Diese Triebwerke gibt es bisher nur auf dem Papier. Von Prüfstandläufen kann noch keine Rede sein.«

Rachel schüttelte den Kopf. »Die NASA hat Prototypen. Sie sind bereits im Test.«

»Was?«, rief Corky aus. »Diese Triebwerke laufen mit flüssigem Wasserstoff und Sauerstoff, und die gefrieren im Weltraum, sodass die Triebwerke für die NASA wertlos sind. Die NASA hat erklärt, man würde die Entwicklung einstellen, solange das Gefrierproblem noch nicht gelöst sei.«

»Man hat es gelöst, indem man den Wasserstoff in einem halb gefrorenen matschähnlichen Zustand hält. Dieser so genannte Slush-Wasserstoff hat einen enormen Energiegehalt und eine sehr saubere Verbrennung. Das Antriebssystem hat gute Aussichten, für die Marsmissionen der NASA verwendet zu werden.«

Corky schaute verblüfft drein. »Das kann doch nicht wahr sein!«

»Hoffentlich ist es wahr«, sagte Rachel. »Darüber habe ich nämlich einen Bericht für den Präsidenten verfasst.«

»Sie sagen also«, meinte Tolland beunruhigt, »dass die NASA ein sauberes Antriebssystem hat, das reinen Wasserstoff als Treibstoff verwendet?«

Rachel nickte. »Ich kann keine Zahlen nennen, aber die Abgastemperaturen dieser neuen Triebwerke sind offenbar um einiges höher als üblich. Die NASA war deshalb gezwungen, neue Werkstoffe zu entwickeln.« Rachel unterbrach sich. »Wenn man einen großen Gesteinsbrocken in den Abgasstrahl von einem solchen Slush-Wasserstofftriebwerk stellen würde, könnte man vermutlich eine schöne Schmelzrinde herstellen.«

»Also, nun lassen Sie mal gut sein«, sagte Corky. »Sind wir jetzt schon wieder dabei, uns einen falschen Meteoriten zu basteln?«

Tolland schien an Rachels Gedanken Gefallen zu finden. »Ich halte die Idee gar nicht für so abwegig. Der Aufbau wäre etwa so, als würde man einen Gesteinsbrocken unter ein startendes Space Shuttle auf den Starttisch legen.«

»Gott stehe mir bei«, stöhnte Corky, »ich befinde mich in einem Flugzeug voller Narren.«

»Corky«, sagte Tolland. »An sich müsste doch ein Stein, der in einem Abgasstrahl steht, die gleichen Verbrennungsmerkmale aufweisen wie ein Stein, der durch die Atmosphäre gestürzt ist, oder nicht? Er hätte die gleiche gerichtete Rillenbildung und die gleichen Fließmerkmale des geschmolzenen Materials.«

»Vermutlich«, sagte Corky.

»Und Rachels sauber verbrennender Wasserstoff würde keinerlei chemische Rückstände hinterlassen. Nur Wasserstoff und einen erhöhten Gehalt an Wasserstoffionen in den Vertiefungen der Kruste.«

Corky verdrehte die Augen. »Wenn es so ein Triebwerk tatsächlich gäbe und dieser Slush-Wasserstoff als Treibstoff verwendet würde, könnte es vielleicht stimmen. Aber das scheint mir alles sehr weit hergeholt.«

»Wieso?«, meinte Tolland. »Das Verfahren kommt mir nicht besonders kompliziert vor.«

Rachel nickte. »Man braucht nur einen einhundertneunzig Millionen Jahre alten Steinbrocken mit Fossilien, verbrennt ihn mit dem entsprechenden Abgasstrahl und platziert ihn im Eis. Schon ist der Meteorit fertig.«

»Für Touristen vielleicht«, sagte Corky. »Aber nicht für einen Wissenschaftler von der NASA! Ihr habt immer noch nicht die Chondren erklärt.«

Rachel rief sich Corkys Erklärung für die Entstehung von Chondren ins Gedächtnis. »Sie haben gesagt, dass Chondren sich durch plötzliche Erhitzungs- und Abkühlungsprozesse im Weltraum bilden, nicht wahr?«

Corky seufzte. »Chondren bilden sich, wenn ein weltraumkalter Stein schlagartig auf eine Temperatur in Schmelzpunktnähe gebracht wird – in der Gegend von tausendfünfhundertfünfzig Grad Celsius. Dann muss er extrem schnell wieder abkühlen, wobei die Schmelzeinschlüsse zu Chondren aushärten.«

Tolland schaute seinen Freund prüfend an. »Und dieser Prozess kann sich nicht auf

der Erde vollziehen?«

»Unmöglich«, sagte Corky. »Unser Planet bietet nicht das Temperaturgefälle für eine so rapide Temperaturveränderung. Wir haben es hier mit nuklearen Hitzegraden und Weltraumtemperaturen um den absoluten Nullpunkt zu tun. Diese Extreme gibt es auf der Erde nicht.«

»Jedenfalls nicht in der Natur«, warf Rachel ein.

Corky sah sie an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Könnten die Erhitzung und Abkühlung nicht künstlich herbeigeführt worden sein?«, meinte Rachel. »Der Brocken könnte doch mit einem Wasserstoff-Abgasstrahl erhitzt und dann in einer Tiefsttemperatur-Kühlanlage, in einem Kyrostaten, schlagartig abgekühlt worden sein.«

Corky schaute verwirrt. »Künstliche Chondren?« Er schwenkte die Gesteinsprobe. »Haben Sie es schon wieder vergessen? Das Alter dieser Chondren ist eindeutig auf einhundertneunzig Millionen Jahre datiert. Und meines Wissens hat es zu der Zeit noch keine Wasserstofftriebwerke und keine Kyrostaten gegeben.«

Chondren hin oder her, dachte Tolland, *die Verdachtsmomente häufen sich.* Von Rachels Erwägungen über die Schmelzrinde tief beunruhigt, hatte er schon einige Minuten geschwiegen. Ihre Hypothesen waren zwar ziemlich kühn, aber sie hatten Tollands Überlegungen in eine neue Richtung gelenkt. *Wenn es für eine künstliche Schmelzrinde eine Erklärung gibt… welche weiteren Möglichkeiten kommen dann ins Spiel?*

»Sie sind so still«, sagte Rachel neben ihm.

Tolland schaut zu ihr hinüber. »Ach, ich war nur in Gedanken.«

Rachel lächelte. »An Meteoriten?«

»An was sonst?«

»Eine innere Beweisaufnahme, was von unserem Meteoriten noch übrig geblieben ist?«

»So in der Art.«

»Ist etwas dabei herausgekommen?«

»Nicht wirklich. Ich bin nur beunruhigt, wie alles ins Wanken geraten ist, nachdem wir den Schacht unter dem Meteoriten entdeckt haben.«

»Ein hierarchisches Gebäude von Beweisen ist ein Kartenhaus«, sagte Rachel. »Wenn man die Grundannahme aufgibt, kommt alles ins Wanken. Der Fundort des Meteoriten war unsere Grundannahme.«

Das kannst du laut sagen! »Als ich auf dem Milne-Eisschelf ankam, hat Ekstrom mich instruiert, der Meteorit sei in einer dreihundert Jahre alten Matrix von unberührtem Eis aufgespürt worden und bestehe aus dichterem Gestein als alles andere Gestein in der Gegend. Natürlich war das für mich der logische Beweis, dass der Stein vom Himmel gefallen sein musste.«

»Für Sie und uns alle.«

»Der Nickelgehalt im mittleren Bereich ist zwar ein sehr schlüssiges, aber kein zwingendes Indiz.«

»Beinahe doch«, schaltete Corky sich ein.

»Aber eben nur beinahe. Und diese nie zuvor gesehene Spezies von Weltrauminsekt ist zwar unerhört bizarr«, sagte Tolland,

»aber es könnte auch bloß ein sehr altes Tiefseekrustentier sein.«

Rachel nickte. »Und mit der Schmelzrinde ist es ähnlich.«

»Ich sage es zwar nicht gern«, meinte Tolland und streifte Corky mit einem Seitenblick, »aber ich bekomme langsam das Gefühl, dass das Kontra das Pro überwiegt.«

»In der Wissenschaft geht es nicht um Gefühle«, sagte Corky,

»sondern um Beweise. Die Chondren in diesem Stein sind eindeutig meteoritischer Herkunft. Ich gebe euch beiden ja Recht, dass die Ergebnisse unserer Gedankenspiele sehr beunruhigend sind, aber wir kommen nicht an diesen Chondren vorbei. Der Beweis für die Echtheit ist zwingend, die Beweise dagegen sind allenfalls schlüssig.«

Rachel runzelte die Stirn. »Und was heißt das unterm Strich?«

»Gar nichts«, sagte Corky. »Die Chondren beweisen, dass wir es hier mit einem

Meteoriten zu tun haben. Wenn es eine Frage gibt, dann die, weshalb ihn jemand von unten ins Eis eingebracht hat.«

Tolland hätte sich nur allzu gern von der Logik seines Freundes überzeugen lassen, aber irgendwie passten die Dinge nicht zusammen. »Ich weiß nicht. Zwei Pro gegen ein Kontra war ja noch ganz gut, Corky. Aber jetzt haben wir nur noch ein Pro gegen zwei Kontra. Ich werde das Gefühl nicht los, dass wir etwas übersehen haben.«

89

Man hat mich erwischt, dachte Chris Harper. Der Gedanke an eine Gefängniszelle jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. *Senator Sexton weiß, dass ich über die PODS-Software Lügen verbreitet habe.*

Während Chris Harper Gabrielle in sein Büro zurückbegleitete und die Tür hinter sich schloss, steigerte sich der Hass auf seinen Chef von Minute zu Minute. Heute Abend hatte er erfahren, wie monströs das Lügengebäude des NASA-Direktors war. Nicht nur, dass Ekstrom von Harper die fälschliche Behauptung erpresst hatte, die PODS-Software wieder in Gang gebracht zu haben, er hatte auch noch ein Sicherheitsnetz gesponnen für den Fall, dass Harper kalte Füße bekam und abspringen wollte.

Beweismaterial für Unterschlagungen, dachte Harper. *Erpressung. Sehr schlau eingefädelt.* Wer würde denn einem der Unterschlagung beschuldigten Mann glauben, der den größten Moment in der Geschichte der amerikanischen Raumfahrt madig machen will?

Harper hatte erlebt, was Ekstrom sich alles einfallen ließ, um die amerikanische Weltraumbehörde über Wasser zu halten. Mit der Ankündigung des Fossilien enthaltenden Meteoriten waren Ekstroms Gewinnchancen ins Unermessliche gestiegen.

Harper ging um den großen Schreibtisch, auf dem ein verkleinertes Modell des PODS-Satelliten stand. Die Übelkeit, die er verspürte, erinnerte ihn an seine Befindlichkeit bei dieser unguten Pressekonferenz. Er hatte damals eine miserable Figur gemacht. Alle hatten sich gewundert. Wiederum konnte er nur mit Lügen antworten, indem er behauptete, er sei an jenem Abend so schlecht beieinander gewesen, dass er sich selbst nicht mehr gekannt hätte. Der glanzlose Auftritt wurde

von Kollegen und Presse gelassen hingenommen und war bald vergessen.

Jetzt kehrte er wie ein Gespenst zurück.

Gabrielle hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und mit wachsam blickenden dunklen Augen gewartet. Jetzt schaute sie Harper mitfühlend an. »Mr Harper, wenn Sie den Direktor der NASA zum Feind haben, brauchen Sie einen mächtigen Verbündeten.

Zurzeit dürfte es wohl außer Senator Sexton niemand geben, der sich hinter Sie stellt. Lassen Sie uns mit der Geschichte mit der PODS-Software anfangen. Was ist damals geschehen?«

Harper seufzte. Er wusste, es war an der Zeit, die Wahrheit zu sagen. »Der Abschuss von PODS lief wie am Schnürchen«, begann Harper. »Der Satellit ging genau nach Plan in eine perfekte polare Umlaufbahn.«

Das wusste Gabrielle bereits. »Und weiter?«

»Dann begannen die Schwierigkeiten. Als wir alles aktiviert hatten und die Suche nach Dichteanomalien im Eis beginnen sollte, versagte im Bordcomputer die Analysesoftware zur Erkennung von Dichteabweichungen.«

»Aha.«

Harper sprach jetzt schneller. »Diese Software sollte in der Lage sein, im Schnellverfahren die aus Tausenden Hektar Eis gewonnenen Daten zu analysieren und jene Stellen zu finden, wo die Eisdichte vom Normalwert abwich. Im Prinzip suchte die Software nach weichen Stellen im Eis, die für uns Indikatoren einer globalen Erwärmung sind. Das Analyseprogramm hätte übrigens auch sämtliche Dichteabweichungen anderer Art angezeigt. Es war geplant, dass PODS die Region um den Polarkreis ein paar Wochen lang absucht und Anomalien registriert, die wir zur Messung einer globalen Erwärmung heranziehen können.«

»Aber nachdem die Software nicht funktioniert hat, war PODS wertlos«, ergänzte Gabrielle. »Die NASA hätte die von PODS gelieferten Bilder mühsam Zentimeter für Zentimeter mit der Lupe absuchen müssen, um die fraglichen Stellen zu finden.«

Harper nickte. Der Albtraum seiner Programmierungspanne stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Es hätte Jahrzehnte gedauert. Die Situation war grauenhaft. Weil ich bei der Programmierung Mist gebaut hatte, war der ganze Satellit im Grunde wertlos.

Zudem standen die Wahlen vor der Tür, und Senator Sexton hackte auf der NASA herum…«

»Ihr Fehler war für die NASA und den Präsidenten eine Katastrophe«, meinte Gabrielle wenig mitfühlend.

»Zu einem ungünstigeren Zeitpunkt hätte es nicht passieren können. Ekstrom war außer sich vor Wut. Ich habe ihm gesagt, ich könnte den Fehler bei der nächsten Shuttle-Mission beheben – man hätte bloß den Speicherchip mit den fraglichen Programmbefehlen austauschen müssen. Aber für mich war der Zug abgefahren. Ekstrom hat mich bis auf weiteres beurlaubt – im Prinzip war es ein Rausschmiss. Das war vor ein paar Monaten.«

»Und dann tauchten Sie vor zwei Wochen im Fernsehen auf mit der Erklärung, Sie hätten eine Lösung gefunden, die das Problem umgeht.«

Harper sank in sich zusammen. »Das war mein allergrößter Fehler. An diesem Tag hatte ich von Ekstrom einen verzweifelten Anruf bekommen. Er sagte, es hätte sich eine bestimmte Situation ergeben, durch die ich mich rehabilitieren könne. Er hat mich gleich zu sich ins Büro bestellt, wo er mir antrug, eine Pressekonferenz abzuhalten und zu verkünden, ich hätte eine Lösung für den Programmfehler im PODS-Computer gefunden, und in ein paar Wochen würden wir die Daten haben. Wozu das Ganze dienen sollte, wollte er mir später erklären.«

»Und Sie haben Ja gesagt.«

»Ach was, ich habe mich geweigert. Aber eine Stunde darauf stand mein Chef bei mir auf der Matte – mit der Chefberaterin des Präsidenten im Schlepptau!«

»Was? Marjorie Tench?«, stieß Gabrielle erstaunt hervor.

Eine grässliche Person, dachte Harper. »Ja. Sie und Ekstrom haben mich in die Ecke gedrängt und gesagt, wegen *meinem* Fehler stünden die NASA und der Präsident am Rand des Abgrunds. Dann durfte ich mir von Marjorie Tench die Pläne Sextons zur Privatisierung der NASA anhören. Sie sagte, ich sei es dem Präsidenten und der NASA schuldig, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Dann ging sie ins Detail.«

Gabrielle beugte sich vor. »Und?«

»Sie verriet mir, das Weiße Haus hätte durch einen glücklichen Zufall Kenntnis davon bekommen, dass ein riesiger Meteorit im Milne-Eisschelf stecke, einer der größten, die man je entdeckt hätte. Ein Meteorit dieser Größe stelle eine bedeutende

Entdeckung der NASA dar.«

Gabrielle machte große Augen. »Langsam! Sie sagen also, dass schon jemand von dem Meteoriten gewusst hat, bevor PODS ihn entdeckte?«

»Ja, aber PODS hat mit der Entdeckung überhaupt nichts zu tun. Ekstrom wusste, dass es diesen Meteoriten gab. Er hat mir die Koordinaten gegeben und mich angewiesen, den Satelliten in die entsprechende Position zu bringen, von der aus er anschließend diese angebliche Entdeckung machen konnte.«

»Im Ernst?«

»Genau das war auch meine Reaktion, als ich von den beiden aufgefordert wurde, mich an dem Betrug zu beteiligen. Sie waren nicht bereit, mir zu verraten, woher sie überhaupt wussten, dass es dort einen Meteoriten gibt. Tench hat betont, es würde auch keine Rolle spielen, allerdings sei es für mich eine wunderbare Gelegenheit, das von mir verursachte Fiasko wieder gutzumachen. Wenn ich dafür sorge, dass PODS den Meteoriten ›entdeckt‹, könne die NASA sich die Entdeckung als längst überfälligen Erfolg an die Brust heften und dem Präsidenten vor der Wahl ordentlich Rückenwind verschaffen.«

Gabrielle staunte. »Und natürlich konnte PODS den Meteoriten nicht entdecken, solange Sie nicht erklärt hatten, dass seine Software wieder programmgemäß arbeitet!«

Harper nickte. »Deshalb musste ich auf der Pressekonferenz Märchen erzählen. Man hat mir keine andere Wahl gelassen.

Tench und Ekstrom kannten kein Pardon. Sie haben mich damit fertig gemacht, dass ich auf der ganzen Linie Mist gebaut hätte – der Präsident hätte das PODS-Programm finanziert, die NASA hätte jahrelange Arbeit hineingesteckt, und dann hätte ich mit meiner Schlamperei alles in den Sand gesetzt.«

»Und da haben Sie sich breitschlagen lassen.«

»Wie gesagt, ich hatte keine andere Wahl. Hätte ich nicht mitgemacht, hätte ich meine Karriere vergessen können. Und schließlich hätte PODS den Meteoriten ja auch tatsächlich gefunden, wäre mir der Fehler mit der Software nicht passiert. Zu dieser Zeit war es für mich gar keine richtige Lüge. Ich habe mir gesagt, dass die Software in ein paar Monaten, wenn das Shuttle wieder startet, ohnehin in Ordnung gebracht wird. Ich habe die Behebung des Problems bloß ein bisschen früher verkündet.«

Gabrielle pfiff durch die Zähne. »Eine kleine Flunkerei, damit der NASA die einmalige Gelegenheit mit dem Meteoriten nicht durch die Lappen geht.«

Harper war die Sache sichtlich unangenehm. »Da habe ich eben… mitgemacht. Wie von Ekstrom gewünscht, habe ich eine Pressekonferenz einberufen und erklärt, ich hätte für den Softwarefehler eine Lösung gefunden. Ein paar Tage darauf habe ich den Satelliten den Koordinaten meines Chefs entsprechend neu positioniert und wieder ein paar Tage später weisungsgemäß den Leiter des EOS-Programms angerufen und ihm gemeldet, dass PODS eine Dichteanomalie im Milne-Eisschelf entdeckt hätte.

Ich gab ihm die Koordinaten und erwähnte, dass die Anomalie durchaus ein großer Meteorit sein könne. Es gab helle Aufregung, und ein kleines Team wurde zum Milneschelf geschickt, um Kernbohrungen vorzunehmen. Von da an ging es dann Schlag auf Schlag.«

»Dann haben Sie also bis heute Abend überhaupt nicht gewusst, dass in dem Meteoriten Fossilien eingeschlossen waren?«

»Hier hat das kein Mensch gewusst. Alle sind ganz aus dem Häuschen und nennen mich einen Helden, weil ich den Beweis für außerirdische Lebensformen gefunden hätte. Ich weiß überhaupt nicht mehr, wie ich mich verhalten soll.«

Gabrielle schaute Harper eine Zeit lang unverwandt an. »Aber woher hat Ekstrom gewusst, wo der Meteorit steckt, wenn PODS ihn nicht im Eis lokalisiert hat?«

»Jemand anderes hatte ihn gefunden.«

»Wer?«

»Ein kanadischer Geologe namens Charles Brophy, der auf Ellesmere Island geforscht hat. Er hat wohl auf dem Milne-Eisschelf Ultraschalluntersuchungen durchgeführt und ist dabei auf einen großen, im Eis eingeschlossenen Meteoriten gestoßen.

Die NASA hat zufällig mitgehört, als er seine Entdeckung über Funk gemeldet hat.«

Gabrielle staunte. »Lässt dieser Kanadier es sich denn einfach gefallen, dass die NASA sich jetzt mit seinen Federn schmückt?«

»Praktischerweise kann er nichts mehr dagegen haben«, sagte Harper und schauderte. »Er ist nämlich tot.«

90

Mit geschlossenen Augen lauschte Michael Tolland dem Dröhnen der Triebwerke der G4. Den Versuch, bis zur Landung in Washington nicht mehr an den Meteoriten zu denken, hatte er längst aufgegeben. Corky zufolge waren die Chondren ein zwingender Beweis für die Echtheit des Meteoriten aus dem Milne-Eisschelf. Rachel hatte gehofft, William Pickering nach der Landung eine schlüssige Antwort liefern zu können, doch die Chondren hatten die Gedankenexperimente immer wieder in der Sackgasse landen lassen. Bei aller Fragwürdigkeit der Beweislage schien der Meteorit dennoch echt zu sein.

Sei's drum.

Tolland war über Rachels Zähigkeit erstaunt. Nach den traumatischen Erlebnissen im eiskalten Wasser des Polarmeers war sie noch sehr mitgenommen, doch ihre Gedanken kreisten unentwegt um die neue Lage. Sie wollte unbedingt herausbekommen, ob der Meteorit echt oder gefälscht war und wer hinter dem Anschlag auf ihr Leben steckte. Rachel hatte während des größten Teils der Reise neben Tolland gesessen, und trotz der belastenden Umstände hatte er sich angeregt mit ihr unterhalten. Vor ein paar Minuten hatte sie sich in die Toilette im rückwärtigen Teil der Kabine zurückgezogen. Erstaunt stellte Tolland fest, dass sie ihm fehlte. Er fragte sich, wie lange es her war, dass eine Frau ihm gefehlt hatte – eine andere Frau als Celia.

»Mr Tolland?« Der Pilot steckte den Kopf durch die Cockpittür. »Sie hatten mich gebeten, Ihnen Bescheid zu sagen, wenn wir in Telefonreichweite zu Ihrem Schiff sind. Wenn Sie wollen, kann ich jetzt eine Verbindung herstellen. «

»Danke!« Tolland stand auf, ging nach vorn ins Cockpit und wählte. Er wollte seiner Mannschaft mitteilen, dass er erst in ein bis zwei Tagen wieder zurück sein werde. Es klingelte ein paar Mal, dann schaltete sich zu Tollands Überraschung der Anrufbeantworter des Schiffes ein, allerdings nicht mit dem üblichen vorprogrammierten Text, vielmehr war die übermütige Stimme des Bordkomikers vom Dienst zu vernehmen.

»Heia, heia, hier spricht die *Goya*«, tönte es aus dem Hörer.

»Tut uns Leid, dass im Moment keiner da ist, aber wir wurden leider alle von Riesenasseln entfuhrt. Nein, im Ernst, wir haben uns zur Feier von Mikes großem

Auftritt einen kurzen Landurlaub gegönnt. Hinterlassen Sie uns bitte Ihren Namen und Ihre Nummer. Morgen, wenn wir wieder nüchtern sind, rufen wir Sie gern zurück. E.T. lässt grüßen!«

Tolland musste lachen. Die Leute seiner Mannschaft fehlten ihm schon jetzt ein wenig. Nach dem Anruf des Präsidenten hatte er das Schiff ziemlich überstürzt verlassen, und er freute sich, dass die Leute an Land gegangen waren, anstatt tatenlos auf dem Schiff zu sitzen. Auch wenn es in der Ansage hieß, dass *alle* an Land gegangen waren, ging Tolland davon aus, dass seine Leute das Schiff nicht unbeaufsichtigt gelassen hatten, zumal es in einer starken Strömung verankert lag.

Tolland drückte die Zahlenkombination, mit der er persönliche Botschaften abrufen konnte. Es piepste einmal im Hörer, also war es auch nur eine Nachricht. Die gleiche übermütige Stimme meldete sich wieder.

»Hi, Mike, gut gemacht! Wenn du das hörst, bist du wahrscheinlich gerade auf einer Megaparty im Weißen Haus und fragst dich, wo wir stecken. Junge, tut uns Leid, dass wir das Schiff aufgegeben haben, aber uns war nicht nach einer Feier mit Mineralwasser zu Mute. Mach dir keine Sorgen, wir haben den Kahn gut verankert und an der Haustür das Licht angelassen.

Natürlich hoffen wir, dass Piraten das Schiff kapern, damit die NBC dir ein neues kauft. War nur ein Spaß. Keine Panik, Xavia macht hier Stallwache, sie wollte sowieso an Bord bleiben. Sie meint, sie würde lieber allein etwas Sinnvolles tun, als ihre Zeit mit einer besoffenen Matrosenmeute zu vergeuden. Was sagt man dazu?«

Tolland musste lachen. Er war erleichtert, dass eine verantwortungsbewusste Person wie Xavia über das Schiff wachte. Sie war entschieden nicht der Typ für Partys. Die anerkannte Meeresgeologin war dafür bekannt, dass sie nie ein Blatt vor den Mund nahm.

Die Ansage war noch nicht zu Ende. »Also ehrlich, Mike, der heutige Abend war eine Wucht. Da packt einen wieder der Stolz, dass man Wissenschaftler ist! Alle sagen, dass die NASA jetzt ganz groß rauskommt. Aber zum Teufel mit der NASA, wir kommen jetzt noch viel größer raus! Die Einschaltquote für unsere Sendung ist heute Abend bestimmt ein paar Tausend Prozent in die Höhe geschossen. Mike, du bist ein Star, ein Superstar! Glückwunsch! Prima Arbeit!«

Tolland hörte Geflüster im Hintergrund, dann meldete sich die Stimme erneut. »Ach ja, wo wir schon von Xavia reden, sie hat was an dir herumzumeckern, damit du nicht übermütig wirst. Ich geb sie dir mal.«

Xavias Schneidbrennerorgan war zu vernehmen. »Hallo, Mike, hier Xavia. Mike, du bist ein Gott, ich geb's ja zu. Und weil du für mich der Größte bist, habe ich mich breitschlagen lassen, auf deinem vorsintflutlichen Kahn den Babysitter zu spielen. Offen gesagt freue ich mich schon darauf, dieses rüde Volk, das sich Wissenschaftler schimpft, eine Weile nicht sehen zu müssen. Wie auch immer, vom Babysitterspielen für deinen Kübel mal abgesehen, hat die Mannschaft mich in meiner Rolle als Borddrachen darum gebeten, alles in meiner Macht stehende zu tun, damit du nicht zum hochnäsigen Ekel wirst, was nach dem heutigen Abend schwierig sein dürfte, aber ich sehe es als meine Verpflichtung an, die Erste zu sein, die dir unter die Nase reibt, dass du in deiner Dokumentation einen kleinen Bock geschossen hast.

Ja, du hast richtig gehört, Michael Tolland hat, was selten vorkommt, Bockmist erzählt. Aber mach dir keine Sorgen, auf der ganzen Welt gibt es höchstens drei Leute, denen es aufgefallen sein könnte, und das sind alles anal gestörte Meeresgeologen mit akutem Humordefizit – Leute wie ich. Aber du weißt ja, was man über uns Geologen sagt: Die interessieren sich nur für die Fehler.« Xavia lachte. »Egal, es ist nicht weiter wichtig, nur eine Kleinigkeit, was die petrologische Zusammensetzung von Meteoriten betrifft. Ich hab's auch nur gesagt, um dir den Abend zu versauen. Ich hab mir gedacht, falls dich jemand darauf anspricht, sollte ich dich vorab warnen, damit du dann nicht als der Trottel dastehst, der du tatsächlich bist, wie wir alle wissen. Ich bleibe jedenfalls an Bord, als Partynudel bin ich eine Niete.« Xavia lachte wieder. »Übrigens, anrufen ist zwecklos, ich musste den Anrufbeantworter anstellen. Die Presse ruft den ganzen Abend schon pausenlos an. Du bist eben seit heute Abend ein Superstar, obwohl du diesen Bock geschossen hast. Wenn du wieder da bist, sag ich dir Bescheid.«

Die Ansage verstummte. Michael Tolland legte die Stirn in Falten. *Ein Fehler in meiner Dokumentation?*

Rachel Sexton stand in der luxuriösen Toilette der G4 und betrachtete sich im Spiegel. Sie sah blasser und erschöpfter aus, als sie erwartet hatte. Die schrecklichen Ereignisse des heutigen Abends hatten ihr alles abverlangt. Wie lange es wohl dauern würde, bis sie zu zittern aufhören oder sich gar wieder ans Meer wagen würde? Sie zog die U.S.S *Charlotte*-Mütze vom Kopf und ließ das Haar lang herunterfallen. *Das ist schon besser,* dachte sie und fühlte sich wieder ein bisschen wie sie selbst.

Sie blickte sich im Spiegel in die Augen, in denen die Erschöpfung stand. Aber darunter glühte die Entschlossenheit, eine Gabe ihrer Mutter. *Lass dir von niemand vorschreiben, was du zu tun oder zu lassen hast.* Ob ihre Mutter wohl gesehen hatte,

was heute Abend passiert war? *Mom, man hat versucht, mich zu töten! Jemand hat versucht, uns alle umzubringen!*

Wieder einmal, wie nun schon seit Stunden, ging Rachel die Liste der möglichen Urheber durch.

Lawrence Ekstrom… Marjorie Tench… Präsident Zach Herney. Jeder von ihnen hatte ein Motiv, und erschreckender noch, jeder von ihnen hatte auch die Mittel. *Der Präsident hat nichts damit zu tun,* sagte Rachel zu sich selbst und klammerte sich an die Hoffnung, dass Zach Herney, den sie mehr respektierte als ihren eigenen Vater, bei diesen geheimnisvollen Ereignissen nur als unbeteiligter Außenstehender fungierte.

Wir wissen immer noch so gut wie nichts. Weder wer, noch was, noch warum…

Rachel hatte sich gewünscht, William Pickering mit Antworten begegnen zu können, doch bislang hatte ihr Bestreben nur noch mehr Fragen aufgeworfen.

Als Rachel wieder in die Kabine trat, bemerkte sie überrascht, dass Michael Tolland nicht auf seinem Platz saß. Corky döste ein paar Sitze weiter. Während Rachel sich noch in der Kabine umsah, trat Tolland aus dem Cockpit. Rachel sah den Piloten das Funktelefon einhängen. Sie bemerkte Tollands beunruhigten Blick.

»Ist was passiert?«, erkundigte sie sich.

Tolland berichtete ihr von der Ansage auf dem Anrufbeantworter. Seine Stimme klang sehr besorgt.

Ein Fehler in seiner Präsentation? Rachel hielt Tollands Reaktion für überzogen. »Es ist bestimmt nicht weiter wichtig«, sagte sie.

»Hat Xavia nicht gesagt, worum es ging?«

»Irgendetwas mit der Petrologie des Meteoriten.«

»Das heißt also, mit der Gesteinsstruktur?«

»Ja. Sie hat gesagt, es gäbe außer ihr vielleicht nur noch eine Hand voll anderer Geologen, die einen solchen Fehler bemerken könnten. Der Fehler scheint jedenfalls mit dem Meteoritengestein als solchem zu tun zu haben.«

Rachel begriff. Sie sog alarmiert die Luft ein. »Vielleicht mit den Chondren?«

»Ich kann es nicht sagen, aber das war natürlich auch mein erster Gedanke.«

Rachel gab ihm Recht. Die Chondren waren die letzte unumstößliche Stütze des Beweises, der den Felsbrocken eindeutig als Meteoriten auswies.

Corky gesellte sich zu ihnen. »Was ist los?«

Tolland erzählte ihm von dem Telefonat.

Stirnrunzelnd schüttelte Corky den Kopf. »Xavia kann nicht die Chondren gemeint haben. Unmöglich. Wir haben doch die Befunde der NASA. Und meine. Die sind einwandfrei.«

»Welchen anderen gesteinskundlichen Irrtum könnte ich denn sonst gemacht haben?«

»Was weiß ich? Außerdem, was weiß eine Meeresgeologin schon von Chondren?«

»Keine Ahnung, aber die Frau kennt sich verdammt gut aus.«

»Ich glaube, in Anbetracht der Umstände sollten wir uns vor unserem Gespräch mit Pickering mit dieser Frau unterhalten«, warf Rachel ein.

»Ich habe schon viermal versucht, sie anzurufen«, sagte Tolland, »aber jedes Mal war nur der Anrufbeantworter dran. Wahrscheinlich steckt Xavia im Hydrolab. Sie wird meine Botschaften vermutlich frühestens morgen Früh abhören…« Tolland brach ab und schaute auf seine Uhr. »Aber wir könnten vielleicht…«

»Was könnten wir vielleicht?«, erkundigte sich Rachel.

Tolland sah sie nachdenklich an. »Wie wichtig ist es Ihrer Meinung nach, dass wir uns vor dem Gespräch mit Ihrem Chef mit Xavia unterhalten?«

»Mike, falls sie uns etwas zu den Chondren zu sagen hat, ist es ganz entscheidend«, sagte Rachel. »Im Moment stehen wir vor widersprüchlichen Befunden. William Pickering ist ein Mann, dem man nicht mit unklaren Sachverhalten kommen sollte.

Wenn wir mit ihm zusammentreffen, würde ich ihm als Grundlage seines weiteren Vorgehens gern etwas Handfestes bieten.«

»Dann machen wir einen Zwischenstopp.«

Rachel wurde blass. »Doch nicht auf Ihrem Schiff?«

»Es liegt vor der Küste von New Jersey, fast genau auf unserem Weg nach Washington. Wir reden kurz mit Xavia und hören uns an, was sie zu sagen hat. Corky hat ja immer noch die Meteoritenprobe, und wenn Xavia ein paar petrologische Tests anstellen will, ist unser Schiffslabor gut dafür ausgerüstet. Ich würde sagen, es kostet uns höchstens eine Stunde, dann haben wir eine verbindliche Antwort.«

Rachel spürte, wie die Angst ihr Herz schneller schlagen ließ.

Der Gedanke, sich so schnell wieder dem Ozean stellen zu müssen, machte ihr zu schaffen. *Eine verbindliche Antwort,* dachte sie.

Die Aussicht war verlockend. *Pickering erwartet eine verbindliche* Antwort.

91

Delta-1 war froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Obwohl die Aurora-Maschine nur mit halber Kraft geflogen war, hatte sie die Strecke in weniger als zwei Stunden zurückgelegt. Das Delta-Force-Team hatte einen soliden Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, um seine Position für die zusätzliche Liquidierung zu beziehen, die der Einsatzleiter befohlen hatte.

Nach der Landung auf einem geheimen Militärflugplatz außerhalb Washingtons ging die Einsatzgruppe an Bord eines wartenden OH-58D Kiowa Warrior-Kampfhubschraubers.

Wieder einmal vom Feinsten, dachte Delta-1.

Dieser Hubschrauber war ursprünglich als leichter Aufklärungshubschrauber entworfen worden. Durch »Erweiterungen und Verbesserungen« war daraus das Modernste geworden, was die Streitkräfte an Kampfhubschraubern zu bieten hatten. Ein Hochgeschwindigkeits-Signalprozessor ermöglichte die gleichzeitige Verfolgung von bis zu sechs Zielen. Kaum ein Gegner, der einen Kiowa aus der Nähe gesehen hatte, dürfte in der Lage gewesen sein, darüber zu berichten.

Als Delta-1 auf den Pilotensitz kletterte und sich anschnallte, spürte er das vertraute,

erhebende Machtgefühl. Er hatte diese Maschine, auf der er ausgebildet worden war, schon bei drei verdeckten Einsätzen geflogen. Natürlich hatte er mit dieser Waffe noch nie zuvor einen hohen *amerikanischen* Staatsdiener abgeschossen, aber er musste zugeben, dass der Kiowa die perfekte Maschine für diesen Auftrag war. Das geräuscharme Allison-Antriebsaggregat von Rolls Royce und die halbstarren, »leisen«

Rotorblätter sorgten dafür, dass auf dem Boden befindliche Ziele den anfliegenden Hubschrauber meist erst hören konnten, wenn er direkt über ihnen war. Da die voll blindflugtaugliche Maschine in absoluter Dunkelheit fliegen konnte, rundum schwarz lackiert war und keinerlei reflektierende Hoheitszeichen trug, war sie nachts im Prinzip unsichtbar, es sei denn, der Gegner verfügte über Radar. Beim Abheben von der Landebahn klangen Delta-1 immer noch die Worte des Einsatzleiters im Ohr. Sie *haben noch einen anderen Auftrag zu erledigen.* Angesichts der Identität der Zielperson war der Ausdruck »Auftrag erledigen« eine wohl kaum zu überbietende Untertreibung. Delta-1 rief sich innerlich zur Ordnung. Es war nicht an ihm, Fragen zu stellen. Sein Team hatte einen Befehl auszuführen, und es würde ihn genau nach Anweisung erledigen – so schockierend die Methode auch war.

Ich kann nur hoffen, dass unser Einsatzleiter weiß, was er tut.

Der Kiowa schwenkte nach Westen. Delta-1 hatte das Franklin D. Roosevelt Memorial schon zweimal gesehen, aber noch nie aus der Luft.

92

Dieser Meteorit ist ursprünglich von einem kanadischen Geologen entdeckt worden?« Gabrielle Ashe schaute erstaunt den jungen Programmleiter Chris Harper an. »Und inzwischen ist er tot?«

Harper nickte grimmig.

»Wie lange wissen Sie das schon?«

»Ein paar Wochen. Nachdem mein Chef und Marjorie Tench mir diese schändliche Pressekonferenz abgenötigt hatten, wussten sie, dass ich ihnen nicht mehr gefährlich werden konnte, und sie haben mir erzählt, wie die Entdeckung des Meteoriten wirklich abgelaufen ist.«

PODS war nicht an der Entdeckung des Meteoriten beteiligt! Gabrielle hatte keine Ahnung, was diese Informationen zur Folge haben würden, aber ein Skandal war es allemal – schlechte Neuigkeiten für Marjorie Tench, aber ein gefundenes Fressen für den Senator.

»Wie schon gesagt ist die NASA in Wirklichkeit durch eine mitgehörte Funkmeldung auf den Meteoriten aufmerksam geworden. Ist Ihnen ein Forschungsprogramm mit der Bezeichnung INSPIRE ein Begriff?«

Gabrielle hatte schon davon gehört, wusste aber nichts Näheres.

»Im Grunde ist es eine rund um den Nordpol aufgebaute Kette von Radioempfängern, die den Geräuschen der Erde lauschen –

Plasmawellenstrahlungen der Nordlichter, Breitbandimpulse von Magnetstürmen und ähnliche Phänomene.«

»Ich verstehe.«

»Vor ein paar Wochen hat einer der IMPULSE-Empfänger einen verirrten Funkspruch von Ellesmere Island aufgefangen.

Ein kanadischer Geologe hatte einen Hilferuf abgesetzt, und zwar auf einer ungewöhnlich tiefen Frequenz – so tief, dass keine anderen Empfänger als die extremen Langwellen-Empfänger von der NASA den Funkspruch überhaupt auffangen konnten.

Wir haben angenommen, dass der Kanadier ganz bewusst auf extreme Langwelle gegangen ist.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Er hat vermutlich die tiefstmögliche Sendefrequenz eingestellt, um die für Langwellen typische große Reichweite zu bekommen.

Vergessen Sie nicht, er war da oben am Ende der Welt. Auf der normalen Frequenz wäre sein Ruf vielleicht gar nicht gehört worden.«

»Wie hat er denn gelautet?«

»Er war ziemlich kurz. Der Kanadier sagte, er hätte auf dem Milne-Eisschelf Ultraschallmessungen durchgeführt und dabei eine im Eis begrabene starke

Dichteabweichung entdeckt, die er für einen großen Meteoriten halte. Während der Messungen sei er in einen Sturm geraten. Nachdem er die Koordinaten seines Standorts angegeben hatte, bat er um Rettung und meldete sich ab. Die Horchstation der NASA hat darauf von Thule ein Rettungsflugzeug herbeordert, das stundenlang nach dem Mann gesucht hat. Schließlich hat man ihn meilenweit vom angegebenen Standort entfernt samt Schlitten und Schlittenhunden tot in einer Gletscherspalte gefunden. Er hatte anscheinend versucht, vor dem Sturm davonzulaufen, ist schneeblind geworden, vom Kurs abgekommen und in die Spalte gestürzt.«

»Und damit hatte die NASA plötzlich einen Meteoriten, von dem niemand sonst etwas wusste«, kommentierte Gabrielle nachdenklich.

»Genau. Und wenn meine Software richtig gearbeitet hätte, wäre der gleiche Meteorit von unserem PODS-Satelliten schon eine Woche zuvor entdeckt worden!«

»Nachdem der Meteorit dreihundert Jahre im Eis geschlummert hatte, wäre er innerhalb von einer Woche beinahe gleich zweimal entdeckt worden?«, sagte Gabrielle skeptisch.

»Ja, ich weiß, es ist verrückt, aber in der Wissenschaft passieren solche Dinge. Lange Zeit nichts, und dann plötzlich alles auf einmal. Unser NASA-Chef war der Ansicht, dass die Entdeckung des Meteoriten ohnehin uns zugestanden hätte – wenn ich nicht gemurkst hätte. Er meinte zu mir, es würde kein Hahn danach krähen, wenn ich den Satelliten auf die Koordinaten vom SOS des Kanadiers bringen und den Meteoriten dann ›entdecken‹ würde. So könne ich eine peinliche Pleite in einen beachtlichen Erfolg ummünzen.«

»Und das haben Sie getan.«

»Wie gesagt, ich hatte gar keine andere Wahl. Ich hatte ja die ganze Mission vermasselt.« Er hielt inne. »Als ich heute Abend durch die Pressekonferenz des Präsidenten erfahren habe, dass der angeblich von mir entdeckte Meteorit Fossilien enthielt…«

»Da waren Sie platt.«

»Wie eine Flunder!«

»Meinen Sie, Ihr Chef könnte gewusst haben, dass der Meteorit Fossilien enthielt, noch bevor er Sie zu diesem windigen Entdeckungsmanöver mit PODS angestiftet hat?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Der Meteorit hat unberührt im Eis gesteckt, bis das erste NASA-Team eintraf. Ich gehe davon aus, dass die NASA keine Ahnung hatte, was für ein Fund das in Wirklichkeit war, bis die Spezialisten für Kernbohrungen und Radarerkundung tätig wurden. Als man mich zu dem Schwindel mit PODS aufgefordert hat, ging es noch um einen Achtungserfolg mit einem ungewöhnlich großen Meteoriten.

Erst als die ganze Sache näher untersucht wurde, hat man begriffen, was für ein ungeheuerlicher Fund das in Wirklichkeit war.«

Gabrielle wagte vor Aufregung kaum zu atmen. »Dr. Harper, würden Sie auch im Zeugenstand aussagen, dass die NASA und das Weiße Haus die Anstifter Ihres Schwindels mit der PODS-Software gewesen sind?«

»Ich weiß nicht.« Harper schien Angst zu haben. »Ich kann die Auswirkungen auf unsere Behörde nicht recht absehen… und auch auf die Entdeckung.«

»Dr. Harper, wir wissen beide, dass der Meteorit nach wie vor ein großartiger Fund bleiben wird, gleichgültig, wie es dabei zugegangen ist. Der entscheidende Punkt ist doch, dass Sie das amerikanische Volk hinters Licht geführt haben. Die Leute haben ein Recht zu erfahren, dass PODS nicht das geleistet hat, was die NASA von ihm behauptet.«

»Ja, schon. Mir wird zwar übel, wenn ich an meinen Chef denke, aber meine Kollegen… das sind alles prima Leute.«

»Und gerade deshalb sollten sie erfahren, dass sie an der Nase herumgeführt wurden.«

»Und was ist mit den Unterschlagungen und dem Beweismaterial, das gegen mich vorliegt?«

»Die Geschichte können Sie vergessen«, sagte Gabrielle, die schon längst nicht mehr an ihr Überrumpelungsmanöver dachte.

»Ich werde dem Senator berichten, dass die Unterschlagungen frei erfunden sind – nichts als eine Rückversicherung Ihres Chefs, damit Sie in Sachen PODS bei der Stange bleiben.«

»Kann der Senator mich schützen?«

»Auf der ganzen Linie. Sie haben doch nichts Böses getan. Sie haben nur

Anweisungen befolgt. Außerdem kann ich mir nach den Informationen, die Sie mir gerade über den kanadischen Geologen gegeben haben, nicht vorstellen, dass der Senator überhaupt auf den Unterschlagungsvorwurf eingehen muss. Wir können uns ganz und gar auf die Fehlinformationspolitik der NASA hinsichtlich des PODS-Satelliten und des Meteoriten konzentrieren. Wenn der Senator erst einmal die Sache mit dem Kanadier an die Öffentlichkeit gebracht hat, kann Ihr Chef es sich nicht mehr leisten, Sie mit falschen Anschuldigungen diskreditieren zu wollen.«

Harper sah tief beunruhigt aus. Schweigend dachte er darüber nach, wie er sich verhalten sollte. Gabrielle vermied es, ihn zu drängen, doch sie merkte, dass er noch einen letzten Anstoß brauchte. Die Geschichte mit dem kanadischen Geologen hatte eine merkwürdige Unstimmigkeit, die Gabrielle gleich aufgefallen war. Sie hatte ursprünglich nicht näher darauf eingehen wollen.

»Mr. Harper, haben Sie einen Hund?«

Harper hob den Blick. »Wie bitte?«

»Sie haben mir doch gesagt, kurz nachdem der kanadische Geologe die Koordinaten des Meteoriten gefunkt hatte, wären seine Schlittenhunden blindlings in eine Gletscherspalte gerannt. Mir kommt das ein bisschen seltsam vor.«

»Es geschah in einem Schneesturm. Und vom Kurs abgekommen waren sie auch.«

Gabrielle hob die Schultern. Ihre Skepsis war mehr als deutlich.

»Na ja, egal.«

Harper spürte Gabrielles Zögern. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Für mein Gefühl kommt bei dieser Entdeckung ein bisschen zu oft der Zufall ins Spiel: Ein Geologe funkt die Koordinaten des Meteoriten auf einer Frequenz, die nur von der NASA abgehört werden kann, und gleich darauf rennen seine Schlittenhunde blindlings in eine Gletscherspalte?« Gabrielle machte eine wirkungsvolle Pause. »Ihnen ist doch klar, dass der Tod des Kanadiers für die NASA der Türöffner zu ihrem kolossalen Triumph gewesen ist.«

Die Farbe wich aus Harpers Gesicht. »Sie meinen also, mein Chef würde für diesen Meteoriten nicht einmal vor einem Mord zurückschrecken?«

Große Politik, *großes Geld*, dachte Gabrielle. »Ich werde erst einmal mit dem Senator sprechen. Sie hören von mir. Gibt es hier irgendwo einen Hinterausgang?«

Gabrielle ließ einen blassen und verstörten Chris Harper zurück und stieg die Feuertreppe auf der Rückseite des Gebäudes hinunter. Unten angekommen, ging sie durch die dunkle Zufahrt nach vorn und winkte ein Taxi herbei, das weitere Gäste der NASA abgeladen hatte. »Westbroke Apartments«, sagte sie zum Fahrer.

Bald wird Senator Sextons Laune sich erheblich bessern, dachte sie, als das Taxi anfuhr.

93

Rachel stand neben der Cockpittür der G4 und fragte sich, worauf sie sich schon wieder eingelassen hatte. Um außer Hörweite des Piloten sprechen zu können, hatte sie den Hörer des Funktelefons an seinem Spiralkabel bis in die Kabine gezogen. Corky und Tolland schauten ihr zu. Rachel hatte mit Pickering zwar bis zur Landung auf Bolling Air Base Funkstille vereinbart, inzwischen jedoch hatte sich eine Informationslage ergeben, von der Pickering unverzüglich in Kenntnis gesetzt sein wollte. Rachel hatte die Nummer von Pickerings abhörsicherem Handy gewählt, das er stets bei sich trug.

Pickering meldete sich. Sein Tonfall war geschäftsmäßig. »Bitte achten Sie auf die Wahl Ihrer Worte, ich kann die Sicherheit unserer Verbindung leider nicht garantieren.«

Rachel verstand sofort. Wie bei allen mobilen Telefonen des NRO leuchtete auch an Pickerings Handy bei Anrufen von einem ungesicherten Apparat ein Lämpchen auf. Das Gespräch würde sehr allgemein geführt werden müssen. Rachel rechnete mit Pickerings Missbilligung über ihren riskanten Anruf.

Sie benutzte die in diesem Fall übliche Floskel. »Meine Stimme ist meine Kennung«, sagte sie.

Pickerings Reaktion war durchaus positiv. »Ich wollte gerade meinerseits Kontakt mit Ihnen aufnehmen«, sagte er. »Wir müssen umdisponieren. Ich fürchte, Sie bekommen ein Empfangskomitee.«

Rachel verspürte jähe Angst.

Wir werden beobachtet! Rachel hörte den besorgten Unterton in Pickerings Stimme. *Umdisponieren.* Pickering würde sich freuen, dass genau dies das Anliegen ihres

Anrufs war, wenn auch aus völlig anderen Gründen.

»Wir haben das Problem der Echtheit diskutiert«, sagte Rachel.

»Es dürfte einen Weg geben, zu einem klaren Ja oder Nein zu kommen.«

»Ausgezeichnet. Das würde die Richtung für mein weiteres Vorgehen klären. Es hat neue Entwicklungen gegeben.«

»Wir müssten allerdings einen kurzen Zwischenstopp einlegen.

Einer von uns hat Zutritt zu einem Labor…«

»Bitte keinen Namen und keinen Ort! Ihrer Sicherheit zuliebe.«

Rachel hatte ohnehin nicht vor, ihre Pläne über diese Leitung hinauszuposaunen. »Können Sie uns eine Landeerlaubnis in GAS-AC besorgen?«

Pickering schwieg einige Sekunden. Rachel merkte, dass er sich bemühte, die Buchstabenfolge zu knacken. GAS-AC war ein altes NRO-Kürzel für den Flugplatz einer Abteilung der Küstenwache bei Atlantic City. Rachel hoffte, dass Pickering das Kürzel kannte.

»Das geht«, sagte er schließlich. »Ist es der Bestimmungsort?«

»Nein, wir benötigen Weiterflug per Hubschrauber.«

»Es wird eine Maschine für Sie bereitstehen.«

»Danke.«

»Ich rate Ihnen zu äußerster Vorsicht, bis wir besser im Bilde sind. Es gibt mächtige Mitspieler, bei denen Ihre Vermutungen tiefe Besorgnis ausgelöst haben.«

Marjorie Tench, dachte Rachel.

»Ich bin derzeit in meinem Wagen auf dem Weg zu einem Treffen mit der fraglichen Person. Sie hat um eine vertrauliche Unterredung an einem neutralen Ort gebeten. Das Gespräch wird aufschlussreich sein.«

Pickering fährt irgendwo hin, um sich mit Tench zu treffen? Es musste schon um etwas sehr Wichtiges gehen, sonst hätte die Beraterin Pickering am Telefon informiert.

»Kein Wort über Ihre Bestimmungskoordinaten zu wem auch immer, und kein weiterer Kontakt über Funk!«, mahnte Pickering. »Ist das klar?«

»Ja, Sir. Wir werden GAS-AC in einer Stunde erreichen.«

»Für Ihren Transport wird gesorgt. Wenn Sie am Zielort sind, können Sie über eine sicherere Leitung Kontakt mit mir aufnehmen.« Pickering hielt inne. »Ich kann nicht genug darauf hinweisen, dass Geheimhaltung für Ihre Sicherheit das oberste Gebot ist. Sie haben sich heute Abend sehr mächtige Feinde gemacht.

Verhalten Sie sich entsprechend.« Es klickte, und Pickering war aus der Leitung.

»Neues Ziel?«, erkundigte sich Tolland.

Rachel nickte. »Die *Goya*«, sagte sie mit einem mulmigen Gefühl im Magen.

Corky betrachtete seufzend das Stück Meteoritengestein in seiner Hand. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie die NASA…« Er verstummte. Von Minute zu Minute blickte er ratloser drein.

Bald werden wir Gewissheit haben, dachte Rachel. Sie ging ins Cockpit und gab den Hörer zurück. Während sie durch die Windschutzscheibe die unter ihr dahinrasenden Wolkenfelder betrachtete, beschlich sie das ungute Gefühl, dass die Ergebnisse des Besuchs auf Tollands Schiff niemandem gefallen würden.

94

William Pickering empfand eine ungewohnte Einsamkeit, als er in seiner Limousine den Leesburg Highway hinunterfuhr. Es war zwei Stunden nach Mitternacht. Die Straße gehörte praktisch ihm allein. Seit Jahren war er nicht mehr so spät unterwegs gewesen.

Im Geiste hörte er immer noch Marjorie Tenchs raues Organ.

In einer Stunde am FDR Memorial, hatte sie gesagt.

Pickering versuchte sich zu erinnern, wann er sie zum letzten Mal von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Es war vor zwei Monaten gewesen. Im Weißen Haus. Marjorie Tench hatte ihm an einem langen Eichentisch gegenübergesessen,

umgeben von den Mitgliedern des Nationalen Sicherheitsrats, den Oberkommandierenden der Streitkräfte, den Chefs von CIA und NASA und am Ende des Tisches Präsident Herney.

»Meine Herren«, hatte der Chef der CIA gesagt und Marjorie Tench dabei direkt ins Auge geblickt. »Wieder einmal stehe ich vor Ihnen, um die Regierung aufzufordern, sich endlich mit der schon lange anhaltenden Sicherheitskrise der NASA zu befassen.«

Keiner der Anwesenden war von der Erklärung überrascht. Die Sicherheitspannen der NASA riefen bei den Nachrichtendiensten allmählich nur noch Gähnen hervor. Zwei Tage zuvor hatten Hacker mehr als dreihundert hochaufgelöste Fotos eines Erdbeobachtungssatelliten aus einer Datenbank der NASA gestohlen.

Die Fotos, auf denen zufällig auch ein geheimes Ausbildungslager der U.S.-Streitkräfte in Nordafrika abgebildet war, hatten schnell den Weg auf den schwarzen Markt gefunden, wo ein feindlicher nahöstlicher Geheimdienst sie aufgekauft hatte.

»Bei all ihren guten Absichten«, fuhr der CIA-Chef fort, »stellt die NASA nach wie vor ein Risiko für unsere nationale Sicherheit dar. Kurz gesagt: Unsere Weltraumbehörde hat weder die Mittel noch die Einrichtungen, die von ihr erarbeiteten Daten und Technologien vor Missbrauch zu schützen.«

»Ich verkenne nicht«, sagte der Präsident, »dass es bedauerliche Indiskretionen und Sicherheitslecks gegeben hat, und bin darüber tief beunruhigt.« Er wies auf Lawrence Ekstrom, der ihm mit verschlossenem Gesicht gegenübersaß. »Wir stehen in ständigem Dialog über die weitere Verbesserung der Geheimhaltungssituation der NASA.«

»Bei allem Respekt«, sagte der CIA-Chef, »die NASA mag neue Sicherheitsmaßnahmen einführen, so viel sie will, aber sie werden wirkungslos bleiben, solange sie sich nicht unter den Schirm der Geheimdienste unseres Landes begibt.«

Unter den Anwesenden gab es nervöse Unruhe. Jeder wusste, worauf diese Aussage hinauslief.

Der CIA-Chef ergriff erneut das Wort. Sein Tonfall war schärfer geworden. »Wie jeder Anwesende weiß, gelten für sämtliche regierungsamtliche Stellen, die sich mit sicherheitsrelevanten Daten befassen, strikteste Geheimhaltungskriterien. Ich nenne nur die Streitkräfte, die CIA, die NSA, das NRO – alle diese Institutionen sind bezüglich der Geheimhaltung der von ihnen erhobenen Daten und der von ihnen

entwickelten Technologien einem strikten Gesetzeskanon unterworfen. Ich frage Sie abermals – kann es angehen, dass die NASA als Entwicklerin der zurzeit fortgeschrittensten Technologien auf dem Gebiet der Luft- und Raumfahrt, der optischen Verfahren, der Softwareentwicklung, der Aufklärungs- und Telekommunikationstechnologien sich außerhalb dieses Schirms professioneller Geheimhaltung tummeln darf?«

Der Präsident stieß einen mächtigen Seufzer aus. Es war klar, wohin der Hase lief. Es ging um die Restrukturierung der NASA als Teil der militärischen Geheimdienstlandschaft der Vereinigten Staaten. Ähnliche Umstrukturierungen hatte es bei anderen Behörden schon gegeben, doch Herney war nicht geneigt, die NASA der Direktive des Pentagon, der CIA, NRO oder irgendeiner anderen Militärbehörde zu unterstellen, auch wenn sich im Nationalen Sicherheitsrat zunehmende Sympathien für die Geheimdienste abzeichneten.

Lawrence Ekstrom fand an diesen Sitzungen stets wenig Gefallen, und heute schon gar nicht. Er schaute den Chef der CIA bissig an. »Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, Sir, die NASA entwickelt Technologien für den nichtmilitärischen, wissenschaftlichen Gebrauch. Wenn einer von euch Geheimdienstlern das Weltraumteleskop herumdrehen möchte, um statt in den Himmel den Chinesen auf die Finger zu schauen, ist das eure Sache.«

Der CIA-Chef sah aus, als würde er jeden Moment überkochen.

Pickering schaltete sich ein. »Larry«, sagte er zu Ekstrom, um einen neutralen Ton bemüht. »Jedes Jahr liegt die NASA vor dem Kongress auf den Knien und bettelt um mehr Geld. Ihr müsst eure Operationen mit zu knapper finanzieller Ausstattung durchziehen, und ihr zahlt dafür mit den bekannten Fehlschlä-

gen. Wenn wir die NASA in die Geheimdienstlandschaft integrieren, müsst ihr nicht mehr vor dem Kongress Männchen machen. Dann wird sich eure Haushaltslage drastisch verbessern.

Beide Seiten hätten nur Vorteile davon. Die NASA hätte das Geld zur Verfügung, das sie für einen anständigen Betrieb braucht, und die Geheimdienste könnten endlich ruhig schlafen, weil die Technologien der NASA ordentlich geschützt wären.«

Ekstrom schüttelte den Kopf. »Ich muss diesen Ansatz von vornherein ablehnen. Die NASA befasst sich auf wissenschaftlicher Ebene mit dem Weltraum. Mit nationalen Sicherheitsfragen haben wir nicht das Geringste zu tun.«

Der Direktor der CIA erhob sich abrupt, ein unerhörtes Verhalten, solange der

Präsident noch saß. Niemand versuchte ihn zu hindern. Wütend blickte er auf Ekstrom herab. »Wollen Sie mir damit kommen, dass die Wissenschaft nichts mit unserer nationalen Sicherheit zu tun hat? Um Himmels willen, Larry, das sind Synonyme! Unser Land ist nur deshalb sicher, weil es wissenschaftlich und technologisch die Nase vorn hat! Und ob es Ihnen gefällt oder nicht, gerade die NASA spielt eine zunehmend wichtige Rolle bei der Entwicklung dieser Technologien. Leider ist Ihr Laden so löchrig wie ein Sieb und hat sich Mal für Mal als ärgerliches Sicherheitsrisiko erwiesen!«

Betretenes Schweigen trat ein, doch nun sprang Ekstrom auf.

Sein Blick fixierte seinen Angreifer. »Sie wollen also allen Ernstes vorschlagen, zwanzigtausend NASA-Wissenschaftler in hermetisch abgeschlossene Militärlabors einzuschließen und für Ihre Geheimdienste arbeiten zu lassen? Glauben Sie wirklich, unsere Wissenschaftler hätten die neuen Weltraumteleskope entwickelt, wären sie nicht von dem ganz persönlichen Verlangen getrieben worden, tiefer ins Universum zu blicken? Die NASA hat erstaunliche Durchbrüche erzielen können, und das nur aus einem Grund – unsere Mitarbeiter wollen den Kosmos besser verstehen. Sie sind eine Gemeinschaft von Träumern, die als Kinder zum Sternenhimmel hinaufgeschaut und sich gefragt haben, was es da oben wohl gibt. Die Triebfedern für die Innovationen der NASA sind Leidenschaft und Neugier, nicht die zweifelhafte Aussicht auf militärische Überlegenheit.«

Pickering räusperte sich. »Larry«, sagte er in begütigendem Tonfall und darum bemüht, die Wogen zu glätten. »Ich bin sicher, bei der CIA ist keine Rede davon, dass die Wissenschaftler der NASA lieber zum Bau von militärischen Satelliten eingesetzt werden sollen. Das Aufgabenfeld der NASA würde sich überhaupt nicht verändern, alles würde so weitergehen wie bisher, nur dass Sie mehr Geld und bessere Sicherheitsmaßnahmen hätten.« Pickering wandte sich nun an den Präsidenten. »Sicherheit ist teuer. Jeder hier im Raum weiß doch, dass die Sicherheitslecks der NASA auf das Konto ihrer ungenügenden Finanzierung gehen. Die NASA muss auf sich aufmerksam machen, muss in Sicherheitsfragen manchmal fünf gerade sein lassen, muss Gemeinschaftsprojekte mit anderen Ländern betreiben, damit sich mehrere Parteien die Kosten teilen. Ich möchte vorschlagen, dass die NASA die hervorragende, wissenschaftliche, nichtmilitärische Behörde bleibt, die sie immer war, nur mit besserer Finanzausstattung und ein bisschen mehr Verschwiegenheit.«

Einige Mitglieder des Sicherheitsrats nickten.

Präsident Herney erhob sich gemessen und schaute William Pickering an. Er war

von Pickerings Sermon alles andere als erbaut. »Bill, ich möchte Ihnen eine Frage stellen. Die NASA wird im nächsten Jahrzehnt voraussichtlich eine Marsmission starten.

Werden Ihrer Meinung nach die Geheimdienste stillhalten, wenn der Löwenanteil der inoffiziellen Haushaltsmittel in die Marsmission fließt – eine Mission, die nebenbei bemerkt keinerlei unmittelbaren Nutzen für die nationale Sicherheit abwirft?«

»Die NASA wird machen können, was sie will.«

»Blödsinn!«, sagte Herney ungerührt.

Alle Köpfe schossen hoch. Der Präsident griff selten zu Kraftausdrücken.

»Als Präsident habe ich eines gelernt«, sagte Herney. »Wer die Musik bezahlt, bestimmt auch, was gespielt wird. Ich bin nicht bereit, das Portemonnaie der NASA Leuten anzuvertrauen, die nicht an den Zielen interessiert sind, die zu erreichen die NASA gegründet worden ist. Ich wage gar nicht, mir vorzustellen, wie viel von der wissenschaftlichen Forschung der NASA noch übrig bleibt, wenn das Militär das Sagen hat.«

Herneys Blick schweifte durch den Raum und blieb an William Pickering hängen.

»Bill«, sagte er seufzend. »Ihr Missfallen, dass die NASA mit anderen Ländern gemeinsame Weltraumprojekte betreibt, ist von schmerzlicher Kurzsichtigkeit. Hier ist wenigstens jemand, der mit den Russen und Chinesen konstruktiv zusammenarbeitet.

Der Friede auf diesem Planeten wird nicht durch militärische Stärke geschmiedet, sondern durch Leute, die trotz der Differenzen ihrer Regierungen zusammenarbeiten. Wenn Sie mich fragen, leisten die Gemeinschaftsunternehmungen der NASA mehr für unsere nationale Sicherheit als jeder Milliarden teure Spionagesatellit, und mit einer unvergleichlich besseren Perspektive für die Zukunft.«

Pickering spürte, wie Zorn in ihm hochkochte. Wie konnte ein Politiker sich herausnehmen, ihm derart von oben herab zu kommen? Am grünen Tisch mochte Herneys Idealismus sich gut machen, aber in der richtigen Welt kostete diese Einstellung Menschenleben.

Marjorie Tench schien zu spüren, dass Pickering kurz davor war zu explodieren.

»Bill«, schaltete sie sich ein, wobei Pickering den Schlichtungsversuch als pure Herablassung empfand. »Wir wissen, dass Sie eine Tochter verloren haben. Ihre persönliche Betroffenheit ist uns allen verständlich. Aber bitte vergessen Sie nicht, dass sich hier im Weißen Haus die Investoren die Klinke in die Hand geben. Sie alle wollen, dass wir den Weltraum für die Privatwirtschaft öffnen. Wenn Sie meine Meinung hören möchten, ist die NASA bei all ihren Fehlern der beste Freund, den die Geheimdienste sich wünschen können. Sie werden noch an meine Worte denken!«

Das Rumpeln der Reifen auf dem Streifen am Fahrbahnrand riss Pickering aus seinen Gedanken. Als er seine Ausfahrt ansteuerte, sah er ein überfahrenes Reh tot in seinem Blut neben der Fahrbahn liegen. Ein merkwürdiges Zaudern überkam ihn… doch er fuhr weiter seinem Ziel entgegen.

95

Das Franklin Delano Roosevelt Memorial ist eine der größten nationalen Gedenkstätten der Vereinigten Staaten. Mit seinem Park, den Wasserspielen, den Skulpturen, den Alkoven und dem großen Becken ist es in vier unterschiedlich gestaltete Freigelände aufgeteilt, die jeweils einer der vier Amtsperioden Roosevelts entsprechen.

Anderthalb Kilometer vom Memorial entfernt schwebte ein einsamer Kiowa-Kampfhubschrauber hoch über der Stadt mit abgedunkelten Positionslichtern heran. In einer Stadt mit so viel Politprominenz und Fernsehteams wie Washington, D.C. waren Hubschrauber am Himmel so gewöhnlich wie die Tauben auf dem Platz vor der UNO. Delta-1 wusste, dass er unbeachtet bleiben würde, solange er sich außerhalb des »dome« hielt – jener scharf überwachten imaginären Kuppel im Luftraum über dem Weißen Haus. Außerdem würde seine Anwesenheit nicht von langer Dauer sein.

In einer Höhe von siebenhundert Metern verringerte der Kiowa die Fahrt und ging knapp außerhalb des in der Dunkelheit liegenden FDR Memorial in den Schwebeflug. Delta-1 überprüfte seine Position. Links neben ihm aktivierte Delta-2 das Nachtsichtgerät mit Teleskopoptik. Auf dem Monitor zeichnete sich grünlich die Zufahrt zur verlassenen Gedenkstätte ab.

Das Warten begann.

Der Anschlag würde Lärm machen. Doch es gab Leute, die konnte man nur so beseitigen, denn ungeachtet der Mordmethode zog ihr Tod eine Erschütterung der politischen Landschaft und eingehende Untersuchungen nach sich. Explosionen, Feuer und viel Qualm sahen immer nach einem Anschlag mit politischem Hintergrund aus und wiesen sofort in Richtung ausländischer Terroristen. Besonders wenn das Opfer aus den höchsten Etagen der politischen Würdenträger kam.

Die Waffe der Wahl für den heutigen Auftrag war die Hellfire, eine laserstrahlgeleitete Panzerabwehrrakete, die auch vom Boden aus abgeschossen werden konnte und deshalb nicht sofort auf die Beteiligung eines Hubschraubers hinwies. Außerdem war auf dem schwarzen Markt leicht an dieses Projektil heranzukommen, was dem Terrorismusverdacht zusätzliche Nahrung geben würde.

»Limousine«, meldete Delta-2.

Delta-1 schaute auf den Monitor. Eine unauffällige schwarze Luxuslimousine, ein typisches Dienstfahrzeug der großen Regierungsbehörden, rollte genau nach Zeitplan auf der Zufahrtsstraße heran und schaltete beim Erreichen der Gedenkstätte die Scheinwerfer auf Standlicht. Der Wagen fuhr die Parkplätze rund um das Memorial ab, bevor er schließlich neben einer Baumgruppe parkte. Delta-2 richtete das Nachtsicht-Telekop auf das linke Seitenfenster und betätigte die Scharfeinstellung. Auf dem Monitor wurde ein Gesicht erkennbar.

Delta-1 sog scharf die Luft ein.

»Ziel bestätigt«, sagte Delta-2 und wandte sich der Feuerleitkonsole zu, um den Lasermarker zu aktivieren. Er zielte. Sechshundert Meter unter ihm erschien ein kleiner roter Lichtpunkt auf dem Dach der Limousine. »Ziel markiert«, meldete er.

Delta-1 atmete tief ein. Er feuerte. Mit scharfem Zischen löste sich unter dem Rumpf des Hubschraubers ein erstaunlich leuchtschwacher Funkenschweif und schoss zur Erde. Sekundenbruchteile später explodierte die Limousine in einem blendenden Feuerball. Verbeultes Blech flog in alle Richtungen. Brennende Reifen rollten zwischen die Baumstämme.

»Ziel zerstört«, sagte Delta-1, während er den Helikopter bereits beschleunigte. »Nachricht an Einsatzleiter.«

Keine drei Kilometer entfernt war Präsident Zach Herney im Begriff, zu Bett zu gehen. Die kugelsicheren Fenster seiner Residenz waren zweieinhalb Zentimeter dick. Herney vernahm von der Explosion nicht den geringsten Laut.

96

Die Flugbereitschaft des Küstenwachenbezirks Atlantic City ist auf einem abgetrennten Teil des internationalen Flughafens der Stadt untergebracht und für die Küste von New Jersey von Asbury Park bis hinunter nach Cape May zuständig.

Das Kreischen der Reifen des Fahrwerks beim Aufsetzen auf die zwischen zwei riesigen Frachthallen gelegene Landebahn riss Rachel Sexton aus dem Schlaf. Benommen und überrascht, dass sie doch noch ein Weilchen geschlafen hatte, schaute Rachel auf die Uhr.

2:13. Rachel kam es vor, als hätte sie tagelang geschlafen. Sie steckte unter einer warmen Decke aus dem Bestand des Flugzeugs, die über sie gebreitet war. Neben ihr rieb sich Michael Tolland den Schlaf aus den Augen.

Corky kam über den Mittelgang getaumelt. Er schaute Rachel und Tolland düster an. »Scheiße, ihr seid ja immer noch da! Beim Aufwachen hatte ich gehofft, es wäre alles nur ein schlechter Traum gewesen.«

Rachel konnte sich gut vorstellen, wie Corky zu Mute war. *Du musst wieder aufs Meer hinaus.*

Die Maschine rollte aus. Rachel und ihre Begleiter kletterten hinaus auf eine verlassene Landebahn. Der Himmel war bedeckt, der Küstenwind wehte schwül und warm. Im Vergleich zu Ellesmere Island kam Rachel sich wie in den Tropen vor.

»Hier drüben!«, rief eine Stimme.

Rachel, Tolland und Corky fuhren herum. Neben der Landebahn wartete einer der klassischen, scharlachroten HH-65 Dolphin-Hubschrauber der Küstenwache. Der Pilot stand abflugbereit daneben und winkte.

Corky fiel in sich zusammen. »Gleich weiter? Keine Frühstückspause?«

Im Hinübergehen nickte Tolland Rachel beeindruckt zu. »Ihr Chef macht Nägel mit Köpfen.«

Wenn du wüsstest!, dachte Rachel.

Der Pilot war ein sehr junger Mann. Er begrüßte seine Fluggäste und half ihnen an Bord. Ohne sich nach den Namen zu erkundigen, erklärte er höflich die Sicherheitsvorkehrungen. Pickering hatte der Küstenwache zweifellos begreiflich gemacht, dass dieser Flug unter der Hand durchzuführen sei. Dessen ungeachtet bemerkte Rachel, dass ihre Identität nur für Sekunden ein Geheimnis geblieben sein konnte, da der Pilot auf Anhieb und mit unverhohlenem Erstaunen den Fernsehliebling Michael Tolland erkannte.

Rachel gurtete sich neben Tolland an den Sitz. Ihr war jetzt schon mulmig. Über ihnen erwachte singend das Triebwerk. Das Singen wurde zum Brüllen. Der Hubschrauber hob ab und stieg auf in die Nacht.

Der Pilot drehte sich in seinem Sitz nach hinten. »Man hat mir gesagt, wenn wir in der Luft sind, soll ich mir von Ihnen die Zielkoordinaten geben lassen.«

Tolland nannte einen Punkt zwanzig Kilometer vor der Küste, knapp fünfzig Kilometer südöstlich. Der Pilot tippte die Koordinaten ins Navigationssystem und gab Gas. Der Hubschrauber neigte sich nach vorn und zog nach Südosten davon.

Rachel fuhr der Schreck in die Glieder. *Das Schiff liegt zwanzig Kilometer weit draußen im Wasser!* Die dunklen Dünen der Küste von New Jersey glitten unter ihnen hinweg. Rachel versuchte, nicht ins Meer zu blicken, das sich schwarz unter ihnen ausbreitete. Ihre Anspannung wurde ein wenig durch den tröstenden Gedanken gemildert, dass neben ihr ein Mann saß, der sich den Ozean zum Freund fürs Leben erkoren hatte. Auf der engen Sitzbank war ihre Schulter und Hüfte eng an ihn gepresst. Sie machten beide keinen Versuch, die Sitzposition zu ändern.

»Ich weiß, ich sollte das eigentlich nicht sagen«, platzte der Pilot plötzlich aufgeregt heraus, »aber Sie sind doch Michael Tolland! Wir hatten den ganzen Abend den Fernseher laufen. Das mit dem Meteoriten ist absolut unglaublich! Sie sind bestimmt total geplättet!«

Tolland nickte geduldig. »Total.«

»Ihre Dokumentation war eine Wucht! Sie läuft pausenlos auf allen Sendern. Keiner von uns Bereitschaftspiloten wollte diesen Job übernehmen. Wir wollten alle lieber vor der Glotze sitzen bleiben, aber beim Hölzchenziehen habe ich das kürzeste gezogen. Wenn die Jungs wüssten, dass in meinem Hubschrauber jetzt tatsächlich der berühmte…«

»Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie uns fliegen«, fiel Rachel dem Piloten ins Wort, »aber Sie müssen unbedingt für sich behalten, wen Sie an Bord hatten.

Niemand darf erfahren, dass wir hier waren.«

»Selbstverständlich, Ma'am. So lauten auch meine Befehle.«

Der Pilot verstummte. Plötzlich begann er zu strahlen. »He, wir fliegen doch nicht etwa zur *Goya*!«

»Doch«, sagte Tolland und nickte zögernd.

»Phantastisch!«, rief der Pilot aus. »Entschuldigen Sie, aber ich habe das Schiff in Ihrer Sendung gesehen, ein Doppelrumpfboot! Ich war noch nie auf so einem Kahn. Hätte mir nie träumen lassen, dass ausgerechnet Ihr Dampfer der erste dieser Art für mich sein wird.«

Rachel versuchte, das Geplapper des Mannes zu ignorieren. Ihr Unbehagen über den Flug aufs Meer wuchs.

Tolland schaute sie an. »Alles in Ordnung? Sie hätten an Land bleiben können, das habe ich Ihnen gesagt.«

Das wäre auch besser gewesen, dachte Rachel, doch ihr Stolz hätte es nicht zugelassen. »Danke, aber mir geht es gut.«

»Ich werde auf Sie aufpassen«, sagte Tolland und lächelte sie an.

»Oh, das ist nett!« Rachel registrierte überrascht, dass allein schon der freundliche Tonfall seiner Stimme ihr ein sichereres Gefühl gab.

»Sie kennen die *Goya* vom Fernsehen, nicht wahr?«

Rachel nickte. »Ein… interessantes Schiff.«

Tolland lachte. »Sie war damals ein ungeheuer fortschrittlicher Prototyp, aber diese Bauart hat sich nie richtig durchgesetzt.«

»Bei so etwas Bizarrem konnte man das auch nicht erwarten«, scherzte Rachel.

»Die NBC lässt nicht locker, dass ich mir ein moderneres Schiff zulege. In ein oder zwei Jahren werden sie mich weich gekocht haben, und ich gebe meine alte Goya ab.«

Tollands Stimme hatte einen melancholischen Unterton bekommen.

»Hätten Sie denn keinen Spaß an einem nagelneuen Schiff?«

»Ich weiß nicht… mit der *Goya* verbinden mich so viele Erinnerungen.«

Rachel lächelte sanft. »Meine Mutter hat immer gesagt, früher oder später müssen wir uns von der Vergangenheit lösen.«

Tollands Augen hielten Rachels Blick eine Zeit lang fest. »Ja, ich weiß.«

97

Mist!«, rief der Taxifahrer. »Da vorne hat's bestimmt gekracht.« Er schaute über die Schulter zu Gabrielle. »Hier geht vorerst nichts mehr«, sagte er.

Gabrielle schaute zum Fenster hinaus. Überall stachen die Blaulichter der Rettungsfahrzeuge in die Nacht. Weiter vorn standen Polizisten und sperrten die Mall für den gesamten Verkehr.

»Muss mächtig geknallt haben«, meinte der Fahrer und deutete auf den Flammenschein in der Nähe des FDR Memorials.

Ausgerechnet jetzt, dachte Gabrielle mit einem Blick auf das Geflacker. Sie musste unbedingt zu Senator Sexton durchkommen und ihm die Geschichte mit PODS und dem kanadischen Geologen berichten. Ob der Schwindel der NASA über den Ablauf des Meteoritenfunds genügend Skandalwirkung entwickeln würde, um dem Wahlkampf des Senators neues Leben einzuhauchen? *Bei den meisten anderen Politikern wahrscheinlich nicht,* dachte Gabrielle, *aber bei Senator Sedgewick Sexton allemal* – dem Mann, der seinen Wahlkampf auf das lautstarke Ausschlachten der Fehler anderer aufgebaut hatte.

Sextons phänomenale Fähigkeit, das politische Pech seiner Gegner in moralisches Versagen umzudeuten, war Gabrielle manchmal fast schon peinlich gewesen, aber wirksam war diese mit Andeutungen und moralischer Entrüstung arbeitende Methode allemal. Sexton konnte es durchaus schaffen, aus dieser NASA-internen Lumperei genügend Kapital zu schlagen, um die ganze Behörde moralisch zu diskreditieren – und mit ihr ihren Förderer, den Präsidenten.

Die Flammen am FDR Memorial schlugen höher. Gabrielle sah die Wasserstrahlen, als die Feuerwehr sich mühte, einige in Brand geratene Bäume zu löschen. Der

Taxifahrer suchte im Radio nach einem Sender, der Nachrichten brachte.

Gabrielle schloss die Augen. Wellen der Erschöpfung rollten über sie hinweg. Als sie nach Washington gekommen war, hatte sie sich eine lebenslange politische Karriere ausgemalt, die sie vielleicht sogar ins Weiße Haus tragen würde. Im Moment jedoch hatte sie die Politik bis oben hin satt – den Clinch mit Marjorie Tench, die obszönen Fotos von ihr und dem Senator, das Lügengebäude der NASA…

Die Stimme des Nachrichtensprechers aus dem Autoradio berichtete etwas von einer Autobombe mit möglicherweise terroristischem Hintergrund.

Bloß raus aus dieser Stadt! dachte Gabrielle zum ersten Mal, seit sie in die Hauptstadt gekommen war.

98

Nur selten fühlte der Einsatzleiter sich abgekämpft, aber der heutige Tag war schlimm gewesen. Nichts war gelaufen wie geplant – der Einführungsschacht des Meteoriten war aufgeflogen und drohte publik zu werden, und die Liste der Opfer wurde immer länger…

Außer dem Kanadier sollte niemand sterben.

Es war schon eine Ironie des Schicksals, dass der technisch schwierigste Teil des Plans sich als der problemloseste erwiesen hatte. Die vor Monaten vorgenommene Einführung des Meteoriten ins Eis hatte wie am Schnürchen geklappt. War er erst einmal vor Ort, musste man nur noch darauf warten, dass der PODS-Satellit, der riesige Gebiete um den Polarkreis nach Dichteanomalien absuchen sollte, in die Umlaufbahn geschossen wurde.

Früher oder später würden seine Bordcomputer den Meteoriten aufspüren, und die NASA hatte ihre bahnbrechende Entdeckung. Aber die verdammte Software funktionierte nicht richtig.

Als klar wurde, dass die Detektor-Software erst nach den Wahlen in Ordnung gebracht werden konnte, war der ganze schöne Plan in Gefahr. Ohne PODS gab es keinen Meteoriten. Der Einsatzleiter musste sich etwas einfallen lassen, um der NASA den Meteoriten auf anderem Wege unterzujubeln. Zu diesem Zweck hatte er

den Notruf des kanadischen Geologen inszeniert.

Aus nahe liegenden Gründen musste der Geologe natürlich sofort darauf mittels »Unfalltod« beseitigt werden. Den ahnungslosen Geologen aus dem Hubschrauber zu werfen, war der Anfang gewesen. Jetzt spitzte die Lage sich immer dramatischer zu.

Wailee Ming, Norah Mangor. Beide tot.

Der tolldreiste Anschlag soeben am FDR Memorial.

Rachel Sexton, Michael Tolland und Dr. Marlinson standen als Nächste auf der Liste.

Der Einsatzleiter unterdrückte das aufkeimende Bedauern. *Es geht leider nicht anders. Zu viel steht auf dem Spiel.*

99

Der Küstenwachthubschrauber näherte sich in neunhundert Metern Höhe der *Goya*. Er war noch knapp vier Kilometer entfernt.

»Haben Sie ein Infrarot-Wärmebildsystem an Bord?«, rief Tolland dem Piloten zu.

Der Pilot nickte. »Klar, das ist ein Rettungshubschrauber.«

Tolland hatte mit dieser Antwort gerechnet. »Schalten Sie es doch mal an.«

Der Pilot verstand nicht. »Warum? Aus dieser Höhe sieht man doch nichts, wenn's nicht gerade ein brennender Ölteppich ist.«

»Machen Sie einfach an.«

Der Pilot betätigte einige Knöpfe und Schalter. Die Wärmebildkamera unter dem Helikopter erfasste einen fünf Kilometer breiten Keil der vor ihnen liegenden dunklen Meeresfläche. Auf dem LCD-Bildschirm in der Armaturentafel leuchtete ein Bild auf.

»Meine Fresse!« Der Pilot riss vor Überraschung am Knüppel.

Rachel und Corky waren mindestens ebenso überrascht.

Vorgebeugt betrachteten sie das Bild. Im schwarzen Untergrund des Ozeans waberte eine gewaltige Spirale aus pulsierenden Rottönen.

»Das sieht ja aus wie ein Zyklon!«, sagte Rachel überwältigt zu Tolland.

»Das ist es auch. Ein Zyklon aus warmen Strömungen mit knapp einem Kilometer Durchmesser.«

Der Pilot brummte anerkennend. »Das ist ein mächtiger Brummer. Wir sehen die Dinger manchmal, aber von dem hier hatte ich noch nichts gehört.«

»Er ist auch erst letzte Woche an die Oberfläche gekommen«, erklärte Tolland. »Er wird sich vielleicht nur noch ein paar Tage halten.«

»Wie entsteht so etwas?«, wollte Rachel wissen. Sie staunte nicht schlecht über den

riesigen Wasserwirbel mitten im Ozean.

»Durch einen Magmadom«, sagte der Pilot.

Rachel schaute Tolland alarmiert an. »Einen Vulkan?«

»Nein, an unserer Ostküste gibt es keine aktiven Vulkane«, sagte Tolland beruhigend. »Aber manchmal quellen hier durch Kanäle aus dem Erdinneren Magmaströme empor, die unter dem Meeresboden heiße Stellen bilden, so genannte ›Hot Spots‹, und den Temperaturverlauf auf den Kopf stellen – aufgeheiztes warmes Wasser unten und kälteres darüber. Das Ergebnis sind diese riesigen Wirbel. Man nennt sie ›Megaplumes‹. Sie rotieren ein paar Wochen und verlieren sich dann wieder.«

Der Pilot betrachtete den Bildschirm mit der pulsierenden Spirale. »Der hier dreht sich noch volle Pulle.« Er überprüfte seine Zielkoordinaten und wandte sich überrascht um. »Mr Tolland, mir scheint, sie haben ihren Kahn mittendrin geparkt.«

Tolland nickte. »In der Mitte ist die Strömung nicht so stark.

Achtzehn Knoten. Wie in einem schnell fließenden Fluss. Unser Ankertau hat in der letzten Woche einiges aushalten müssen.«

»Mann, da sollte man lieber nicht über Bord fallen«, meinte der Pilot und lachte.

Rachel war nicht nach Lachen zumute. »Mike, von diesen Hot-Spot-Strömungen haben Sie aber nichts gesagt!«

Tolland legte ihr begütigend die Hand aufs Knie. »Keine Bange, da kann nichts passieren, glauben Sie mir.«

Rachel schaute ihn kritisch an. »Sie waren also mit Dreharbeiten über dieses Magmadom-Phänomen beschäftigt?«

»Über Megaplumes und *Sphyrna mokarran.* «

»Ach ja, das haben Sie mir schon einmal gesagt.«

Tolland lächelte Rachel spitzbübisch an. » *Sphyma mokarran* lieben warmes Wasser. Zurzeit haben sie sich aus fast zweihundert Kilometern Umkreis bis auf das letzte Exemplar in diesem Warmwasserpool von anderthalb Kilometer Durchmesser versammelt.«

»Oh, wie nett. Und wenn Sie mir jetzt bitte noch sagen würden, was diese *Sphyrna mokarran* sind…«

»Die hässlichsten Fische im ganzen Meer.«

»Flundern?«

Tolland lachte. »Nein, Hammerhaie.«

Rachel wurde starr. »Um Ihr Schiff herum wimmelt es von *Hammerhaien*!«

»Sie sind nicht gefährlich«, sagte Tolland und blinzelte.

»Das sagen Sie nur, weil es nicht stimmt.«

Tolland gab sich zerknirscht. »Vermutlich haben Sie Recht.« Er wandte sich an den Piloten. »Sagen Sie, wann hat euer Verein das letzte Mal jemand nach einem Angriff durch einen Hammerhai gerettet?«

»Das muss Jahrzehnte her sein«, sagte der Pilot achselzuckend.

»Sehen Sie? Jahrzehnte! Kein Grund zur Sorge«, sagte Tolland zu Rachel.

»Erst letzten Monat«, meinte der Pilot, »wurde ein Taucher…«

»Moment mal!«, unterbrach ihn Rachel, »Sie haben von Jahrzehnten gesprochen!«

»Ja, schon«, sagte der Pilot, »dass wir jemand gerettet haben.

Normalerweise kommen wir immer zu spät. Die Mistviecher töten blitzschnell.«

100

Vor dem Horizont zeichnete sich der glitzernde Umriss der *Goya* ab. Als der Hubschrauber nur noch ein paar hundert Meter entfernt war, konnte Tolland klar die helle Deckbeleuchtung erkennen, die seine Mitarbeiterin Xavia klugerweise angelassen hatte. Er kam sich vor wie jemand, der nach langer Autofahrt müde in die Einfahrt seines Hauses einbiegt.

»Ich dachte, Sie hätten gesagt, es sei nur eine einzige Person an Bord«, meinte

Rachel, erstaunt über all das Licht.

»Machen Sie nicht auch ein paar Lichter an, wenn Sie allein zu Hause sind?«

»Ein paar. Aber keine Festbeleuchtung.«

Tolland lächelte. Trotz Rachels Versuch, einen leichten Tonfall anzuschlagen, war nicht zu übersehen, dass sie sich hier draußen unwohl fühlte. Er hätte gern vertrauensvoll den Arm um sie gelegt, doch er wusste nicht, was er sagen sollte. »Die Lichter dienen der Sicherheit. Dann sieht es aus, als wäre auf dem Schiff viel los.«

»Hast wohl Angst vor Piraten.« Corky kicherte.

»Ach was. Die einzige wirkliche Gefahr hier draußen sind die Trottel, die mit ihrem Radar nicht vernünftig umgehen können.

Wenn man nicht will, dass einen jemand rammt, muss man dafür sorgen, dass man gut zu sehen ist.«

Corky schaute blinzelnd auf das hell erleuchtete Schiff hinunter. »Gut zu sehen? Der Pott sieht aus wie auf einer Silvesterkreuzfahrt! Hoffentlich bezahlt die NBC dir die Stromrechnung.«

Der Hubschrauber verlangsamte und drehte eine Runde um den großen Lichterklecks. Der Pilot steuerte die Hubschrauberplattform auf dem Achterdeck an. Schon aus der Luft war die reißende Strömung klar zu erkennen. Die mit dem Bug gegen die Strömung verankerte *Goya* zerrte an der dicken Ankertrosse wie ein angekettetes Ungetüm.

»Ist das nicht ein Frachtschiff?«, sagte der Pilot und lachte.

Tolland nahm die Frotzelei gutmütig hin. Die *Goya* war »potthässlich«, wie ein Fernsehkritiker bemerkt hatte. Sie war eines der nur siebzehn Schiffe dieser wenig attraktiven Doppelrumpf-Bauart, die je eine Werft verlassen hatten.

Das Fahrzeug bestand im Prinzip aus einer großen Plattform, die neun Meter über der Wasseroberfläche auf vier großen Trä-

gern schwebte, die ihrerseits aus zwei Schwimmkörpern herausragten. Aus der Ferne ähnelte das Schiff einer tief liegenden Bohrinsel. Mannschaftsquartiere, Forschungslabors und die Kommandobrücke waren übereinander geschachtelt oben

auf der Plattform untergebracht und vermittelten den Eindruck eines überdimensionalen schwimmenden Couchtisches mit einem Sammelsurium von gestapelten Kästchen obendrauf.

Ungeachtet der wenig stromlinienförmigen Konstruktion war die *Goya* im Vergleich zu anderen Schiffen infolge der weitaus geringeren Berührungsfläche mit dem Wasser erheblich stabiler, was für einen besseren Kamerastandort sorgte, für weniger seekranke Wissenschaftler und für günstigere Arbeitsbedingungen in den Labors. Obwohl die NBC Tolland unentwegt drängte, sich ein neueres Schiff kaufen zu lassen, hatte er jedes Mal abgelehnt. Gewiss, es gab mittlerweile bessere Schiffe, sogar stabilere, aber die *Goya* war nun fast zehn Jahre seine Heimat gewesen – das Schiff, auf dem er sich nach Celias Tod ins Leben zurückgekämpft hatte. In manchen Nächten hörte er immer noch ihre Stimme im Wind draußen auf Deck. Falls die Geister einmal verschwanden, würde Tolland an ein anderes Schiff denken können.

Jetzt noch nicht.

Rachels Erleichterung beim Aufsetzen des Hubschraubers auf dem Achterdeck der *Goya* war nur halbherzig. Einerseits musste sie nun nicht mehr über dem Meer fliegen, andererseits lag es jetzt unmittelbar zu ihren Füßen. Sie bemühte sich, keine wackeligen Beine zu bekommen, während sie ausstieg und sich auf Deck umschaute. Es war erstaunlich beengt, besonders mit dem Hubschrauber auf dem Heck. Mittschiffs erhob sich der plumpe geschachtelte Aufbau, der die Hauptmasse des Schiffs ausmachte. »Ich weiß«, sagte Tolland, der nahe bei Rachel stand. »Im Fernsehen sieht es größer aus.« Er musste gegen das Rauschen der Strömung anschreien.

Rachel nickte. »Und stabiler.« Sie hatte zum Heck geschaut und die heftige Strömung achteraus laufen sehen, als mache das Schiff volle Fahrt voraus. *Wir sitzen mitten auf einem Megaplume,* dachte sie.

»Ich verspreche Ihnen, die *Goya* ist eines der sichersten Schiffe überhaupt!« Tolland legte Rachel die Hand auf die Schulter und führte sie über das Deck.

Tollands warme Hand auf ihrer Schulter trug mehr zu Rachels Beruhigung bei als alles, was er hätte sagen können.

Im vorderen Teil des Achterdecks sah Rachel das bekannte Einmann-U-Boot *Triton* an einer großen Kranwinde hängen. Das nach einer griechischen Meeresgottheit benannte Tauchboot hatte mit seinem Vorgänger, der Ganzstahlkonstruktion *Alvin,* keinerlei Ähnlichkeit. Eine Halbkugel aus Acrylglas bildete den Bug und ließ das

Boot eher nach einem Goldfischglas als nach einem U-Boot aussehen. Rachel konnte sich kaum etwas Entsetzlicheres vorstellen, als Hunderte von Metern tief in den Ozean zu tauchen mit nichts als ein paar Zoll Acrylglas zwischen dem eigenen Gesicht und dem Wasser. Tolland zufolge bestand allerdings der einzige weniger angenehme Teil einer Tauchfahrt aus der Anfangsphase, wenn man zwölf Meter hoch am Kranarm baumelnd langsam durch eine Falltür im Deck der *Goya* ins Wasser hinuntergelassen wurde.

»Xavia ist wahrscheinlich im Hydrolab«, sagte Tolland. »Hier lang.«

Rachel und Corky folgten ihm übers Achterdeck. Der Küstenwachepilot blieb bei seinem Hubschrauber mit der strikten Anweisung, auf keinen Fall das Funkgerät zu benutzen.

Tolland blieb an der Reling stehen. »Schaut euch das mal an.«

Zögernd trat Rachel näher. Sie konnte die Wärme des Wassers bis hinauf zur Reling gut neun Meter über der Wasseroberfläche spüren.

»Es hat die Temperatur eines gemütlichen Wannenbads«, sagte Tolland und griff nach einem Schalterkasten an der Reling. »Jetzt passt mal auf.« Er legte einen Schalter um. Licht flutete hinter dem Schiff durchs Kielwasser. Es sah wie ein beleuchteter Whirlpool aus. Rachel und Corky hielten vor Schreck den Atem an.

Dutzende geisterhafter Schatten wimmelten um das Schiff.

Knapp unter der Oberfläche schwamm eine Heerschar schlanker dunkler Gestalten in Gruppenformation gegen die Strömung an.

Ihre unverkennbaren Hammerschädel pendelten wie zum Takt einer prähistorischen Melodie hin und her.

»Mein Gott, Mike«, stieß Corky hervor. »Es war wirklich ausgesprochen nett von dir, dass du uns das gezeigt hast!«

Rachel erstarrte. Sie wäre gern von der Reling zurückgetreten, war vom Anblick aber wie versteinert.

»Unglaublich, nicht wahr?«, sagte Tolland. Seine Hand lag wieder tröstend auf Rachels Schulter. »In warmen Strömungen schwimmen sie wochenlang auf der Stelle. Die Kameraden haben das beste Riechorgan im ganzen Ozean – vergrößerter telencephalonärer *Lobus olfactorius.* «

Corky schaute ihn skeptisch an. »Klar, vergrößerter *Lobus olfactorius,* natürlich telencephalonär.«

»Du glaubst mir nicht?« Tolland stöberte in einer Alukühlkiste, die in der Nähe stand, und brachte einen toten Fisch und ein Messer zum Vorschein. Er versah den Fisch mit ein paar Einschnitten, aus denen Blut austrat, und warf ihn über Bord. In dem Moment, als der Fisch ins Wasser klatschte, schnappten auch schon fünf oder sechs Haie mit gefräßigen Mäulern in einem wilden Durcheinander nach der Beute. Im Handumdrehen war der Fisch verschlungen.

Rachel schaute Tolland entgeistert an. Er hatte bereits einen weiteren Fisch von gleicher Größe in der Hand. »Diesmal ohne Blut«, sagte er und warf den Fisch unversehrt ins Wasser. Es klatschte, doch nichts geschah. Die Hammerhaie schienen die Beute nicht wahrzunehmen, die davontrieb, ohne die geringste Aufmerksamkeit zu erregen.

»Sie greifen nur an, wenn sie Blut riechen«, sagte Tolland. »Man könnte da draußen völlig ungefährdet schwimmen gehen – vorausgesetzt natürlich, man hat nicht irgendwo eine offene Wunde.«

Corky deutete auf die genähte Platzwunde auf seiner Wange.

»Richtig, du hast heute absolutes Schwimmverbot«, meinte Tolland.

101

Gabrielle Ashes Taxi kam weder vor noch zurück. Im Stau vor einer Straßensperrung am FDR Memorial eingeklemmt, beobachtete Gabrielle die in einiger Entfernung aufgefahrenen Rettungsfahrzeuge. Es kam ihr vor, als hätte sich eine surrealistische Nebelbank über die Stadt gesenkt. Im Radio wurde inzwischen berichtet, in dem explodierten Fahrzeug habe möglicherweise ein hochrangiges Regierungsmitglied gesessen.

Sie holte das Handy heraus und wählte die Nummer des Senators, der sich inzwischen garantiert schon fragte, wo Gabrielle so lange steckte.

Es war besetzt.

Stirnrunzelnd betrachtete Gabrielle das tickende Taxameter.

Einige Fahrzeuge versuchten inzwischen, über den Bürgersteig zu wenden, um auf Umwegen ihr Ziel zu erreichen.

Der Taxifahrer schaute Gabrielle über die Schulter an. »Wollen Sie warten? Es ist Ihre Kohle.«

Gabrielle sah weitere Hilfsfahrzeuge anrollen. »Nein, drehen Sie um.«

Der Taxifahrer grunzte und begann ein kompliziertes Wendemanöver. Als sie über den Bordstein rumpelten, versuchte Gabrielle erneut, zu Sexton durchzukommen.

Immer noch besetzt.

Nachdem das Taxi einen weit ausholenden Bogen gefahren war, rollte es einige Minuten später die C-Street hinauf. Das Philip-A.-Hart-Bürogebäude ragte vor ihnen auf. Gabrielle hatte eigentlich direkt zur Wohnung des Senators fahren wollen, aber da ihr Büro direkt am Weg lag…

»Fahren Sie bitte rechts ran«, rief sie dem Fahrer zu. »Ja, direkt hier. Danke.« Sie bezahlte den Betrag auf dem Taxameter und legte zehn Dollar drauf. »Würden Sie bitte zehn Minuten auf mich warten?«

Der Fahrer schaute auf den Geldschein und dann auf seine Uhr. »Okay, aber keine Minute länger.«

Gabrielle rannte los. *In fünf Minuten bist du wieder zurück.*

Die verlassenen Korridore des Senats-Bürogebäudes wirkten um diese Stunde fast wie ein Mausoleum. Gabrielle fuhr in den dritten Stock hinauf und eilte durch ein Spalier ernst dreinblickender Skulpturen über den Flur.

Mit ihrer Key-Karte öffnete sie die Tür der aus fünf Räumen bestehenden Bürosuite des Senators und lief durch den schwach beleuchteten Empfangsraum und den anschließenden Flur zu ihrem Büro. Sie ließ die Leuchtstoffröhren aufflammen und ging direkt zu ihrem Aktenschrank. Gabrielle hatte eine komplette Akte über die Finanzierung des EOS-Satellitensystems der NASA zusammengestellt, darunter auch eine Menge Material über PODS. Vermutlich würde Sexton die Akte ohnehin sofort anfordern, wenn sie ihm vom Gespräch mit Harper berichtete.

Während Gabrielle noch in den Akten suchte, klingelte ihr Handy. »Senator?«, meldete sie sich.

»Nein, hier spricht Yolanda.« Die Stimme von Gabrielles Freundin klang ungewöhnlich angespannt. »Bist du noch bei der NASA?«

»Nein, im Büro.«

»Hast du bei der NASA etwas erreicht?«

Wenn du wüsstest! Gabrielle konnte Yolanda unmöglich alles erzählen, bevor sie mit dem Senator gesprochen hatte. Sexton hatte bestimmt konkrete Vorstellungen über sein weiteres Vorgehen mit den neuen Informationen. »Ich erzähl dir alles, wenn ich mit Sexton gesprochen habe. Ich bin auf dem Weg zu seiner Wohnung.«

Yolanda zögerte. »Gabs, du hast doch diese Sache mit Sextons Wahlkampffinanzierung und der SFF erwähnt…«

»Ja, aber ich habe dir doch gesagt, dass ich da auf dem Holzweg war und…«

»Ich bin soeben darauf gestoßen, dass zwei von unseren Reportern, die sich mit der Raumfahrtindustrie befassen, ebenfalls an der Geschichte dran waren.«

»Mit welchem Ergebnis?«, fragte Gabrielle überrascht.

»Kann ich nicht sagen, aber die Jungs sind tüchtig. Sie sind ziemlich sicher, dass Sexton von der Space Frontier Foundation geschmiert wird. Ich dachte mir, ich sollte dich lieber anrufen, zumal ich die Idee anfangs für Schwachsinn gehalten habe.

Marjorie Tench war für mich eine fragwürdige Quelle, aber unsere Jungs… Ich weiß nicht, vielleicht würdest du dich gern ein bisschen mit ihnen unterhalten, bevor du zu Sexton gehst.«

»Wenn deine Leute sich ihrer Sache so sicher sind, hätten sie an die Öffentlichkeit gehen sollen«, sagte Gabrielle, aber es klang weitaus weniger überzeugt, als ihr lieb war.

»Sie haben keine hieb- und stichfesten Beweise. Der Senator ist offenbar ein Meister im Verwischen von Spuren.«

Das sind die meisten Politiker. »Yolanda, ich habe dir doch gesagt, dass der Senator die Spenden von der SFF mir gegenüber zugegeben hat, aber sie liegen im gesetzlichen Rahmen. Da gibt es keine krummen Dinger.«

»Gabs, ich weiß, dass er es *zugegeben* hat. Ich behaupte ja gar nicht zu wissen, was stimmt und was nicht. Ich hatte nur das Verlangen, dich anzurufen, weil ich dir gesagt hatte, dass du Marjorie Tench nicht über den Weg trauen sollst. Jetzt aber stellt sich heraus, dass außer Marjorie Tench auch noch andere Leute überzeugt sind, dass der Senator sich schmieren lässt. Mehr wollte ich gar nicht sagen.«

»Wer sind denn diese beiden Journalisten?« Gabrielle spürte Zorn in sich aufkeimen.

»Keine Namen am Telefon, aber ich kann ein Treffen für dich arrangieren. Die Jungs sind clever. Sie kennen sich mit den Gesetzen zur Wahlkampffinanzierung gut aus…« Yolanda zögerte.

»Weißt du, die beiden sind überzeugt, dass Sexton das Wasser bis zum Halse steht, wenn er nicht sogar schon pleite ist.«

In der Stille ihres Büros hörte Gabrielle den Widerhall von Marjorie Tenchs Raucherstimme. *Noch dem Tod seiner Frau hat er den größten Teil seiner Erbschaft mit Fehlinvestitionen, Anschaffungen von Luxusgütern und der Finanzierung eines augenscheinlich sicheren Sieges in den Vorwahlen verpulvert. Vor sechs* Monaten *war Ihr Kandidat so gut wie pleite.*

»Die beiden würden sich liebend gerne mit dir unterhalten«, sagte Yolanda.

Das glaub ich, dachte Gabrielle. »Ich ruf dich zurück.«

»Gabs, jetzt bist du auf einmal sauer.«

»Nicht auf dich, Yolanda. Schönen Dank.«

Gabrielle drückte das Knöpfchen.

Als das Handy piepste, erwachte der vor Senator Sextons Wohnung auf einem Stuhl dösende Leibwächter mit einem Ruck und schoss hoch. Augenreibend zog er das Handy aus der Tasche seines Blazers.

»Ja?«

»Owen, hier spricht Gabrielle.«

»Oh, hallo.« Er hatte die Stimme erkannt.

»Ich muss den Senator sprechen. Würden Sie bitte mal für mich an seine Tür klopfen? Sein Anschluss ist dauernd besetzt.«

»Ist es dafür nicht schon ein bisschen spät?«

»Der Senator ist noch wach, da bin ich ganz sicher.« Gabrielles Tonfall wurde dringlich. »Es ist ein Notfall.«

»Schon wieder?«

»Immer noch derselbe, Owen. Holen Sie mir den Senator ans Telefon. Ich muss ihn unbedingt etwas fragen.«

Der Leibwächter seufzte und stand auf. »Okay, ich geh klopfen.« Er streckte sich und machte sich auf den Weg zur Tür. »Ich mach das aber nur, weil der Senator froh war, dass ich Sie vorhin reingelassen habe.« Zögernd hob er die Faust, um an die Tür zu pochen.

»Was war das eben?«, sagte Gabrielle hastig.

Die Faust des Leibwächters blieb auf halbem Wege stehen.

»Ich habe gesagt, der Senator war froh, dass ich Sie vorhin reingelassen habe. Sie hatten Recht. Es war völlig in Ordnung.«

»Sie haben mit dem Senator darüber gesprochen?«, sagte Gabrielle überrascht.

»Ja, warum denn nicht?«

»Ach, nichts, ich habe nur nicht gedacht, dass…«

»Wo Sie's sagen… es war schon ein bisschen seltsam. Der Senator hat ein paar Sekunden gebraucht, bis ihm überhaupt eingefallen ist, dass Sie bei ihm drinnen waren. Ich glaube, der hat mit den Jungs ganz schön einen draufgemacht.«

»Owen, wann haben Sie denn mit ihm gesprochen?«

»Als Sie gerade weg waren. War das verkehrt?«

»Nein. Aber jetzt, wo ich noch einmal darüber nachdenke, halte ich es für besser, den Senator nicht zu belästigen. Ich probier's noch ein paar Mal mit seiner regulären Nummer, und wenn das nicht klappt, kann ich Sie ja immer noch anrufen,

damit Sie klopfen.«

Der Leibwächter verdrehte die Augen. »Ganz wie Sie wünschen, Miss Ashe.«

»Danke, Owen. Tut mir Leid, dass ich Sie gestört habe.«

»Kein Problem.« Der Leibwächter schaltete das Handy ab, lümmelte sich auf seinen Stuhl und war schon wieder eingeschlafen.

Gabrielle stand in ihrem Büro, das Handy noch in der Hand, und überlegte. *Sexton weiß, dass ich in seiner Wohnung gewesen bin…*

aber er hat kein Wort darüber verloren?

Die Rätselhaftigkeit der Ereignisse des heutigen Abends verdichtete sich. Gabrielle erinnerte sich an den Anruf des Senators, als sie noch im ABC-Studio war. Er hatte sie mit dem ungefragten Eingeständnis in Erstaunen versetzt, er treffe sich mit Vertretern privater Raumfahrtunternehmen und nehme Geld von ihnen an. Seine Ehrlichkeit hatte Gabrielle wieder auf seine Seite gebracht, sie sogar beschämt. Jetzt aber wirkte das Eingeständnis längst nicht mehr so nobel.

Sauberes Geld, hatte Sexton gesagt. *Vollkommen legal.*

Mit einem Schlag war das ganze Unbehagen wieder da, das Gabrielle je über den Senator empfunden hatte.

Unten hupte das Taxi.

102

Die Brücke der *Goya* war ein Plexiglaskasten, der zwei Etagen über dem Hauptdeck thronte. Von hier oben hatte Rachel einen 360-Grad-Rundumblick auf die sie umgebende dunkle See, ein nervtötender Anblick, den sie sich nur ein einziges Mal gestattete, bevor sie sich ihrem eigentlichen Vorhaben widmete.

Tolland und Corky waren ausgeschwärmt, um Xavia zu suchen.

Rachel machte sich daran, mit Pickering Kontakt aufzunehmen.

Sie hatte ihm versprochen, ihn sofort nach der Ankunft zu kontaktieren; außerdem war sie begierig zu erfahren, was bei seiner Verabredung mit Marjorie Tench herausgekommen war.

Rachel war mit dem auf der *Goya* installierten digitalen Kommunikationssystem SHINCOM 2100 vertraut. Wenn sie den Anruf kurz hielt, konnte er nicht abgehört werden.

Sie hatte Pickerings persönlichen Anschluss gewählt und hielt wartend den SHINCOM-Hörer ans Ohr gepresst. Sie hatte damit gerechnet, dass Pickering den Anruf beim ersten Signalton entgegennahm, doch es klingelte immer weiter.

Sechsmal, siebenmal, achtmal…

Rachels Blick wanderte unwillkürlich hinaus auf den dunklen Ozean. Dass Pickering nicht abnahm, dämpfte ihr Unbehagen über dieses Intermezzo auf See keineswegs.

Zehnmal, elfmal… *Nun geh schon ran!*

Rachel ging in der Brücke wartend auf und ab. Was war los?

Pickering hatte sein Handy immer und überall dabei; außerdem hatte er um Rachels Anruf gebeten!

Rachel ließ es fünfzehnmal klingeln, dann hängte sie ein. Mit wachsender Unruhe wählte sie erneut.

Es klingelte viermal, fünfmal. *Wo steckt er?*

Endlich knackte es in der Leitung, und die Verbindung war hergestellt. Rachel fiel ein Stein vom Herzen, doch die Erleichterung war von kurzer Dauer. Niemand meldete sich. Stille.

»Hallo?«, rief sie. »Chef?«

Es klickte dreimal.

»Hallo!«

Scharfes elektronisches Zischen drang schmerzhaft in ihr Ohr.

Rachel ließ den Hörer sinken. Das Zischen hörte schlagartig auf; dann folgte eine

Serie schnell oszillierender Töne in Halbsekundenintervallen. Rachels Verwirrung schlug um in Begreifen, dann in Angst.

»Oh, Mist!«

Mit ein paar Schritten war sie an der Empfängerkonsole und knallte den Hörer hin. Die Verbindung war unterbrochen.

Schreckensstarr stand sie ein paar Sekunden da. Hoffentlich hatte sie noch rechtzeitig eingehängt.

Das Hydrolab der *Goya* befand sich mittschiffs, zwei Decks unter der Brücke. Der große Arbeitsraum war durch lange Arbeitstische und Arbeitsinseln unterteilt, die bis unter die Decke mit elektronischen Geräten voll gepackt waren, mit Grundprofilzeichnern, Strömungsmessgeräten, dazwischen Waschbecken und Rauchabzugshauben, PCs, Stapel von Aktenkörben für Auswertungsergebnisse, Kühlschränke, eine begehbare Kühlkammer für Proben und dazu noch die gesamte Elektronik, die die Geräte am Laufen hielt.

Als Tolland und Corky das Labor betraten, saß die Bordgeologin der *Goya* vor dem voll aufgedrehten Fernseher. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, sich umzudrehen. »Habt ihr schon euer ganzes Geld versoffen?«, rief sie über die Schulter.

»Xavia!«, rief Tolland. »Ich bin's, Mike.«

Sie fuhr herum und verschluckte vor Schreck das halbe Sandwich, auf dem sie herumgekaut hatte. »Mike!«, stammelte sie. Die Überraschung war ihr deutlich anzusehen. Sie sprang auf, stellte den Apparat leiser und kam immer noch kauend herbei. »Ich habe gedacht, ein paar von den Brüdern wären von ihrer Kneipentour schon zurück. Was machst du denn hier?«

Xavia war korpulent und dunkelhäutig, mit einer schrillen Stimme und verdrießlichem Gehabe. Sie deutete auf den Fernseher, in dem eine Wiederholung von Tollands Dokumentation lief. »Du hast es aber auch nicht lange auf dem Eisschelf ausgehalten«, meinte sie dann.

Es ist etwas Unverhofftes passiert, dachte Tolland. »Xavia, du hast bestimmt Dr. Corky Marlinson erkannt.«

Sie nickte. »Es ist mir eine Ehre, Sir.«

Corky beäugte den Sandwichrest in ihrer Hand. »Das sieht aber gut aus.«

Xavia schaute Corky befremdet an.

»Ich habe deine Mitteilung abgehört«, sagte Tolland. »Du hast gesagt, ich hätte in meiner Präsentation einen Fehler gemacht?

Ich würde gern Näheres von dir darüber hören.«

Die Geologin starrte ihn entgeistert an, dann lachte sie schrill auf. »Und deshalb bist du zurückgekommen? Oh, Mike, ich habe dir doch gesagt, dass es völlig unerheblich ist. Ich wollte dich bloß ein bisschen ärgern. Die NASA hat dir offenbar ein paar überholte Daten gegeben. Im Ernst, es gibt auf der ganzen Welt höchstens drei oder vier Meeresgeologen, denen die Unstimmigkeit aufgefallen wäre.«

»Diese Unstimmigkeit«, sagte Tolland atemlos, »bezieht die sich zufällig auf die Chondren?«

Xavia schaute Tolland völlig entgeistert an.

Tolland fühlte sich wie nach einem Hieb in die Magengrube.

Die Chondren. Sein Blick wanderte zu Corky und wieder zurück zu Xavia. »Ich muss unbedingt alles wissen, was du mir zu diesen Chondren sagen kannst. Xavia, was war das für ein Fehler, den ich da gemacht habe?«

Xavia schien zu spüren, wie Ernst es ihm war. »Mike, es ist wirklich nur ein Klacks. Ich habe vor einiger Zeit in einer Fachzeitschrift einen kleinen Artikel darüber gelesen. Ich verstehe nicht, was dich daran so aufregt.«

Tolland seufzte. »Xavia, es mag dir seltsam vorkommen, aber je weniger du davon erfährst, desto besser für dich. Ich bitte dich nur, uns zu sagen, was du über diese Chondren weißt, und dann gegebenenfalls eine Steinprobe für uns zu untersuchen.«

Xavia gefiel nicht, dass sie nicht eingeweiht wurde. Sie machte ein ratloses und ein wenig beleidigtes Gesicht. »Na gut, ich hole den Artikel. Er liegt irgendwo in meinem Büro.« Sie legte den Sandwichrest aus der Hand und ging zur Tür.

»Darf ich das aufessen?«, rief Corky hinter ihr her.

Xavia hielt fassungslos inne. »Sie wollen mein Sandwich essen?«

»Ich dachte nur, wenn Sie…«

»Besorgen Sie sich selber eins, verdammt nochmal!«, keifte sie und war verschwunden.

Tolland zeigte grinsend auf einen Probenkühlschrank an der anderen Wand. »Unteres Fach, zwischen dem Sambuca und den Tintenfischen!«

Rachel stieg den steilen Abgang von der Brücke herunter und ging zur Hubschrauber-Landeplattform. Der Pilot saß dösend auf seinem Sitz. Als Rachel ans Cockpit klopfte, fuhr er hoch.

»Schon fertig?«, sagte er. »Das ging aber schnell.«

Rachel schüttelte nervös den Kopf. »Können Sie Boden- und Luftradar gleichzeitig aktivieren?«

»Klar. Radius über fünfzehn Kilometer.«

»Würden Sie es bitte einschalten?«

Der Pilot schaute sie fragend an. Nachdem er mehrere Schalter betätigt hatte, begann die Radarantenne gemächlich zu rotieren.

Der Radarschirm leuchtete auf.

»Ist etwas zu sehen?«, fragte Rachel.

Der Pilot ließ die Antenne einige Umdrehungen machen und justierte an ein paar Knöpfen nach. »Alles klar. Abgesehen von mehreren Schiffen an der Peripherie ist nichts zu sehen, und die Schiffe entfernen sich von uns. Ringsum meilenweit nichts als offenes Meer.«

Rachel atmete auf, doch wirklich erleichtert war sie nicht.

»Würden Sie mir einen Gefallen tun und mir sofort Bescheid geben, wenn sich etwas nähert, ein Boot, ein Flugzeug – egal was?«

»Wird gemacht. Ist irgendetwas nicht in Ordnung?«

»Ich möchte nur gern wissen, ob wir Gesellschaft bekommen.«

»Ich pass gut auf das Radar auf, Ma’am. Wenn es irgendwo blinkt, sind Sie die Erste,

die es erfährt.«

Mit flatternden Nerven machte Rachel sich auf zum Hydrolab.

Als sie eintrat, standen Tolland und Corky vor einem Computerbildschirm und kauten Sandwiches.

»Was darf es sein?«, rief Corky ihr mit vollem Mund zu. »Huhn mit Fischgeschmack, Salami mit Fischgeschmack oder Eiersalat mit Fischgeschmack?«

Rachel nahm die Scherzfrage kaum wahr. »Mike, wird es lange dauern, bis wir uns die Information beschafft haben und wieder von diesem Schiff verschwinden können?«

103

Tolland ging im Hydrolab auf und ab. Er wartete mit Rachel und Corky auf Xavias Rückkehr. Die Sache mit den Chondren war mindestens so beunruhigend wie Rachels fehlgeschlagener Versuch, mit Pickering Verbindung aufzunehmen.

Pickering hatte sich nicht gemeldet. Und jemand hat versucht, mit Impulspeilung den Standort der Goya festzustellen.

»Keine Aufregung«, sagte Tolland, »wir sind hier sicher. Der Pilot von der Küstenwache beobachtet das Radar. Falls jemand uns besuchen will, kann er uns im Vorfeld warnen.«

Rachel nickte zustimmend, sah aber trotzdem sehr nervös aus.

»Was ist denn das, Mike?«, fragte Corky und deutete auf einen Monitor mit einem rätselhaften psychedelischen Bild, das pulsierend waberte wie etwas Lebendiges.

»Das ist ein akustisches Doppler-Strömungsprofil«, erläuterte Tolland. »Ein Querschnitt der Strömungen und der Temperaturverläufe des Meeres unter unserem Schiff.«

Rachel riss die Augen auf. »Da sind wir obendrauf verankert?«, rief sie aus.

Tolland musste zugeben, dass das Bild nicht sehr beruhigend wirkte. Nahe der

Oberfläche zeichnete sich das Wasser als ein Durcheinander von Blau und Grün ab, doch mit zunehmender Tiefe verschob sich das Farbspektrum mit ansteigender Temperatur zu einem bedrohlichen Orangerot. In der Nähe des Meeresgrundes in mehr als anderthalb Kilometer Tiefe tobte ein blutroter Wirbelsturm.

»Das ist der Megaplume«, sagte Tolland.

»Sieht aus wie ein Unterwassertornado«, meinte Corky.

»Es funktioniert auch nach dem gleichen Prinzip. Das Meerwasser ist am Grund normalerweise kälter und dichter, aber hier kehren sich die Verhältnisse um. Das Tiefenwasser wird aufgeheizt und somit leichter und schraubt sich als warmer Wirbel zur Oberfläche. Das kältere Oberflächenwasser ist schwerer, rauscht in einem riesigen spiralförmigen Wirbel außen herum nach unten und füllt das Ganze wieder auf.

Auf diese Weise entstehen diese gigantischen Whirlpools im Ozean.«

»Was ist das für eine Beule auf dem Grund?«, fragte Corky. Er deutete auf eine kuppelförmige Erhebung, die wie eine Blase direkt unter dem Wirbel aus dem Meeresgrund ragte.

»Das ist der Magmadom«, sagte Tolland. »Hier wird Magma aus der Erde hochgepresst bis unter den Meeresboden.«

Corky nickte. »Wie ein riesiger Pickel.«

»Gewissermaßen.«

»Und wenn er platzt?«

Tolland legte die Stirn in Falten. Er erinnerte sich an das berühmte Megaplume-Ereignis von 1986 vor der Juan-de-Fuca-Schwelle, wo auf einen Schlag Tausende Tonnen von zwölfhundert Grad heißem Magma in den Ozean gespien worden waren und die Intensität des Megaplumes sich im Handumdrehen vervielfacht hatte. Während der heiße Wirbel nach oben hochkochte, hatte sich die Oberflächenströmung rapide beschleunigt. Tolland hatte nicht vor, Rachel und Corky in dieser Nacht noch zu verraten, was dann geschehen war.

»Die atlantischen Magmadome platzen nie«, sagte Tolland.

»Das nachströmende Kaltwasser kühlt die Delle und erhärtet die Erdkruste. Über

dem Magma liegt stets ein dicker Deckel aus festem Gestein. Das Magma kühlt allmählich ab, und die Wasserspirale verschwindet wieder. Megaplumes sind im Allgemeinen nicht gefährlich.«

Corky deutete auf eine abgegriffene Ausgabe des Wissenschaftsmagazins *Scientific American* vom Februar 1999, die neben dem Computer lag und offensichtlich aus dem Zeitschriftenarchiv der *Goya* stammte. »Du behauptest also, der *Scientific American* bringt Romane unters Volk?«

Tolland sah das Cover und zuckte zusammen. Auf dem Titelbild war ein Supertanker abgebildet, der wie ein Spielzeug in einen gewaltigen Wassertrichter kippte, darunter die Schlagzeile

»MEGAPLUMES – KILLER AUS DER TIEFSEE?«

Tolland versuchte die Sache herunterzuspielen. »Für uns hier ist das völlig ohne Bedeutung. In diesem Artikel geht es um Megaplumes in Erdbebenzonen. Vor einigen Jahren war das eine populäre Hypothese für das Verschwinden der Schiffe im Bermudadreieck. Falls es zufällig gerade jetzt ein kataklysmisches Ereignis auf dem Meeresgrund geben sollte, wovon in der hiesigen Region noch nie etwas bekannt geworden ist, wäre es denkbar, dass der Magmadom platzt, und dann könnte der Wirbel vielleicht eine Größe erreichen, dass er… na, du weißt schon.«

»Nein, ich weiß nicht«, sagte Corky.

Tolland hob die Schultern. »… dass er zur Oberfläche durchbricht.«

»Prächtig. Da bin ich aber froh, dass du uns an Bord geholt hast.«

Xavia kam mit einem Packen Papiere unter dem Arm zurück.

»Ihr bewundert den Megaplume?«

»O ja«, meinte Corky. »Mike hat uns gerade erklärt, wie wir alle im Ausguss verschwinden, wenn dieser Magmadom platzt.«

»Im Ausguss?« Xavia lachte verächtlich auf. »Eher in der größten Klospülung der Welt!«

Draußen auf Deck der *Goya* beobachtete der Hubschrauberpilot wachsam den Radarschirm. Als Rettungspilot hatte er genügend Menschen in Angst erlebt, und Rachel war eindeutig von Furcht getrieben, als sie ihn gebeten hatte, nach

ungebetenen Besuchern der *Goya* Ausschau zu halten.

Was für Besucher?, dachte er. Zehn Meilen im Umkreis sah alles ganz normal aus. Acht Meilen entfernt ein Fischerboot, gelegentlich ein Flugzeug, das mit unbekanntem Ziel durch die Peripherie des Radarfelds huschte.

Der Pilot seufzte. Er blickte aufs Meer, das am Schiff vorbeirauschte – ein gespenstisches Gefühl, als würde man volle Fahrt voraus laufen, und dabei lag das Schiff vor Anker.

Wachsam beobachtete der Pilot wieder den Radarschirm.

104

Tolland hatte inzwischen Xavia und Rachel miteinander bekannt gemacht. Die Geologin war von Tollands hochrangiger Reisebegleitung, die vor ihr im Hydrolab stand, keineswegs unbeeindruckt, und Rachels Drängen, die Tests schleunigst durchzuziehen und umgehend wieder vom Schiff zu verschwinden, trug ebenfalls wenig zu Xavias Beruhigung bei. Sie wandte sich an Tolland. »Mike«, sagte sie mit belegter Stimme, »in deiner Dokumentation hast du gesagt, die kleinen metallischen Einschlüsse in dem Steinbrocken hätten sich *nur* im Weltraum bilden können.«

Klar, das hat die NASA uns gesagt, dachte Tolland.

»Aber nach meinen Aufzeichnungen hier«, Xavia hielt die Schriftstücke hoch, »kann das nicht uneingeschränkt gelten.«

Corky blickte böse. »Natürlich gilt das uneingeschränkt!«

Xavia hielt Corky die Papiere unter die Nase. »Letztes Jahr hat ein junger Geologe von der Drew University mit einem neuartigen Roboter im Marianengraben den pazifischen Tiefseeboden untersucht und dabei einen losen Steinbrocken nach oben geholt, der ein bislang nicht bekanntes geologisches Merkmal aufwies.

Es besaß große Ähnlichkeit mit Chondren von Meteoritengestein. Er nannte das Phänomen ›plagioklase Stresseinschlüsse‹ – kleine Metallbläschen, die vermutlich durch irgendein Hochdruckgeschehen in der Tiefsee rehomogenisiert worden waren.

Dr. Pollock war sehr überrascht, in ozeanischem Gestein Metalleinschlüsse zu finden und formulierte zu ihrer Erklärung eine völlig neuartige Theorie.«

»Neuartig muss die Theorie schon gewesen sein«, spottete Corky.

Xavia ignorierte den Einwurf. »Dr. Pollock ist davon ausgegangen, dass sich das neuartige Gestein in einer extremen ozeanischen Tiefenregion aus bereits vorhandenem Gestein gebildet hat, wobei durch die dort herrschenden extremen Druckverhältnisse die Metallanteile miteinander verschmolzen wurden.«

Tolland ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Der Marianengraben war über elf Kilometer tief, eine der letzten unerforschten Regionen unseres Planeten. Bislang hatte man das Vordringen in diese Tiefen nur mit einer Hand voll Tauchrobotern gewagt; die meisten davon hatte der Wasserdruck lange vor Erreichen des Meeresgrundes zerlegt. Der Druck in diesem Tiefseegraben war gewaltig, über eintausendeinhundert bar. Die geologischen Kräfte der Tiefseeböden gaben der Ozeanographie noch viele Rätsel auf.

»Dieser Dr. Pollock glaubt also, dass sich im Marianengraben Gestein mit chondrenartigen Strukturen bilden kann?«, sagte er.

»Es ist eine ad hoc formulierte Theorie«, sagte Xavia. »Sie ist bisher noch nicht einmal veröffentlicht. Bei der Recherche für unser Megaplume-Projekt bin ich letzte Woche per Zufall im Internet auf die Homepage von Dr. Pollock mit seinen persönlichen Aufzeichnungen gestoßen. Sonst hätte ich noch nie etwas davon gehört.«

»Diese Theorie ist deshalb noch unveröffentlicht, weil sie völliger Blödsinn ist«, sagte Corky. »Chondren entstehen durch Hitze.

Wasserdruck kann niemals die Kristallstruktur von Gesteinen verändern.«

»Druck ist aber die Hauptursache sämtlicher geologischer Veränderungen auf unserem Planeten«, hielt Xavia dagegen. »Schon mal etwas von Gesteinsmetamorphose gehört? Geologie, erstes Semester.«

Tolland musste zugeben, dass Xavias Argument nicht so abwegig war. Zwar spielte Hitze bei manchen irdischen geologischen Metamorphosen durchaus eine Rolle, aber der Großteil der metamorphen Gesteine hatte sich unter extremem Druck gebildet.

Tief in der Erdkruste stand das Gestein unter so hohem Druck, dass es sich nicht

mehr wie ein fester Körper verhielt, sondern eher wie eine zähe Flüssigkeit, wobei es elastisch wurde und chemischen Veränderungen unterworfen war. Dennoch empfand Tolland Pollocks Theorie nicht als befriedigend.

»Xavia«, sagte er, »ich habe noch nie gehört, dass Wasserdruck eine chemische Gesteinsveränderung bewirken könnte. Du bist die Geologin. Was sagst du dazu?«

»Nun ja«, meinte sie und blätterte in den Papieren, »es sieht so aus, als wäre Wasserdruck nicht der einzige Faktor.« Sie hatte die gesuchte Stelle gefunden und las laut vor. »›Die im Marianengraben unter gewaltigem hydrostatischem Druck stehende ozeanische Bodenkruste kann durch die tektonischen Kräfte der regionalen Abtauchzonen weiter komprimiert werden. ‹«

Natürlich!, dachte Tolland. Der Boden des Marianengrabens, auf dem elf Kilometer Wasser lasteten, war eine Abtauchzone – die tektonische Bruchlinie, wo die pazifische und die indische Platte zusammenstießen und die indische Platte unter die pazifische Platte »abtauchte«. Die Kombination von Wasserdruck und Plattentektonik konnte unglaubliche Druckkräfte erzeugen. Bei der Unzugänglichkeit und Gefährlichkeit dieses Tiefseegebiets war es kein Wunder, dass kaum jemand über die Entstehung von Chondren in dieser Region im Bilde war.

Xavia las weiter. »›Das Zusammenwirken von hydrostatischem und tektonischem Druck müsste dem Krustengestein einen elastischen oder zähflüssigen Zustand aufzwingen können, bei dem die Möglichkeit besteht, dass leichtere Elemente chondrenartige Strukturen annehmen, wie sie sonst nur im Weltraum gebildet werden können. ‹«

Corky verdrehte die Augen. »Alles Quatsch.«

Tolland schaute ihn an. »Corky, wie sollte man denn sonst die Chondren in dem von Dr. Pollock gefundenen Stein erklären?«

»Ganz einfach«, sagte Corky. »Pollock hat einen Meteoriten gefunden. Es fallen andauernd Meteoriten ins Meer. Es braucht Pollock gar nicht aufgefallen zu sein, dass er einen Meteoriten gefunden hat. Die Schmelzrinde kann vom langen Liegen im Wasser längst zerstört worden sein; dann sieht alles wie ganz normales Gestein aus.« Er wandte sich an Xavia. »Ich glaube nicht, dass Pollock so klug war, den Nickelgehalt zu bestimmen, oder?«

»Doch, war er!«, gab Xavia zurück. »Er schreibt: ›Es überraschte mich, dass der Nickelgehalt meiner Probe in einen mittleren Bereich fiel, wie wir es bei irdischem

Gestein üblicherweise nicht beobachten‹.«

Tolland und Rachel sahen einander irritiert an.

Xavia las weiter. »›Der Nickelanteil entspricht nicht genau dem bei meteoritischem Ursprung zu erwartenden Mittelwert, verfehlt dieses Fenster allerdings nur überraschend knapp. ‹«

»Wie knapp denn.7«, wollte Rachel wissen. »Wäre es möglich, diesen ozeanischen Brocken als Meteoriten durchgehen zu lassen?«

Xavia schüttelte den Kopf. »Ich bin keine Mineralogin, aber soviel ich weiß, bestehen zwischen Meteoritengestein und dem von Pollock gefundenen Stein zahlreiche chemische Unterschiede.«

»Und welche?«, fragte Tolland.

Xavia blickte wieder in ihre Aufzeichnungen. »Hier steht, dass ein Unterschied die chemische Zusammensetzung der Chondren selbst betrifft. Anscheinend hat das Verhältnis von Titan zu Zirkonium einen anderen Wert. In den Chondren der Tiefseeprobe liegt der Zirkoniumanteil in einem kaum noch nennenswerten Bereich. Nur zwei Teile pro Million.«

»Zwei ppM?«, sagte Corky staunend. »Bei Meteoriten ist es tausendmal so viel!«

»Eben!«, meinte Xavia. »Deshalb ist Pollock ja auch nicht davon ausgegangen, dass seine Probe mit den Chondren aus dem Weltraum stammt.«

Tolland beugte sich zu Corky hinab. »Hat die NASA zufällig das Verhältnis von Titan zu Zirkonium in dem Brocken vom Milne-Schelf bestimmt?«

»Natürlich nicht«, entrüstete sich Corky. »Kein vernünftiger Mensch würde diesen Wert bestimmen. Das ist so, als hätte man ein Auto vor sich und würde den Gummigehalt der Reifen bestimmen, um zu beweisen, dass es ein Auto ist!«

Tolland seufzte. Er blickte Xavia an. »Wenn wir dir eine Gesteinsprobe mit Chondren geben würden – hättest du dann einen Test auf Lager, mit dem du eindeutig sagen könntest, ob es meteoritische Chondren sind oder diese Dinger, von denen Pollock gesprochen hat?«

»Ich glaube schon«, sagte Xavia. »Die Genauigkeit unseres Elektronenmikroskops dürfte ausreichen. Warum fragst du?«

Tolland schaute Corky an. »Gib es ihr.«

Zögernd zog Corky die Meteoritengesteinsprobe aus der Tasche und hielt sie Xavia hin. Stirnrunzelnd nahm Xavia die Steinscheibe in die Hand. Sie betrachtete die Schmelzrinde und das im Stein eingebettete Fossil. »Mein Gott!«, rief sie aus, »das ist doch nicht eine Probe von dem…«

»Doch«, sagte Tolland. »Leider.«

105

Gabrielle stand am Fenster ihres verlassenen Büros und überlegte, was sie tun sollte. Es war noch keine Stunde her, dass sie das NASA-Gebäude verlassen und sich darauf gefreut hatte, dem Senator von Chris Harpers Schwindelei über den PODS-Satelliten berichten zu können.

Doch ihr Eifer war verflogen.

Yolanda zufolge hatten zwei unabhängige Journalisten der ABC den Senator im Verdacht, von der SFF Schmiergelder zu kassieren. Außerdem hatte sie soeben in Erfahrung gebracht, dass Sexton von ihrem heimlichen Aufenthalt in seiner Wohnung während des Treffens mit den SFF-Leuten erfahren hatte – aber warum hatte er es ihr gegenüber nicht erwähnt?«

Das Taxi war längst wieder abgefahren. Gabrielle hätte zwar jederzeit ein anderes rufen können, aber es gab etwas, das sie zuerst tun musste.

Soll ich es wirklich riskieren?

Sie hatte keine andere Wahl. Sie musste es wagen, denn sie wusste nicht mehr, wem sie noch vertrauen konnte.

Sie ging in den Empfangsraum zurück und trat in den breiten Gang, der auf der anderen Seite zu der mit zwei Flaggen gesäumten massiven Eichentür von Sextons Büro führte – die amerikanische Nationalflagge rechts und die Flagge des von ihm vertretenen Staates Delaware links. Die stahlverstärkte Tür war wie fast alle Bürotüren im Haus mit Sicherheitsschlössern, einem elektronischen Kartenschließsystem und einer Alarmanlage gesichert.

Gabrielle wusste, dass ihr ein ungestörter Aufenthalt von lediglich ein paar Minuten in diesem Büro genügen würde, um sich auf alle ihre Fragen Gewissheit zu verschaffen. Die schwer gesicherte Tür zu überwinden, auf die Gabrielle zuging, war unmöglich, da machte sie sich keine Illusionen; aber sie hatte etwas anderes im Sinn. Drei Meter vor der Tür wandte Gabrielle sich scharf nach rechts und trat in die Damentoilette. Die Leuchtstoffröhren schalteten sich automatisch ein und erfüllten den gekachelten Raum mit kaltem weißem Licht. Gabrielle erblickte ihr Spiegelbild. Wie immer wirkten ihre Züge weicher, als ihr lieb war, beinahe schon zart. Ihre Stärke war ihr selten anzusehen.

Gabrielle wusste, dass Sexton ungeduldig auf ihre Ankunft wartete, um sich von ihrem Erkundungsvorstoß in Sachen PODS berichten zu lassen, aber es war ihr auch klar geworden, dass Sexton sie heute Abend manipuliert hatte. Und das mochte Gabrielle überhaupt nicht. Der Senator war nur mit einem Teil der Wahrheit herausgerückt. Die Frage war, wie viel er ihr vorenthalten hatte. Die Antwort wartete in seinem Büro – unmittelbar hinter der Wand dieser Toilette.

»Fünf Minuten!«, sagte Gabrielle entschlossen zu ihrem Spiegelbild.

Sie streckte sich und fuhr mit der Hand über den Türrahmen des Vorratskämmerchens für das Toilettenzubehör. Ein Schlüssel fiel klappernd herunter. Das Reinigungspersonal des Philip-A.-Hart-Gebäudes bestand aus Bundesangestellten. Jedes Mal, wenn irgendwo gestreikt wurde, waren die dienstbaren Geister tagelang nicht zu sehen, und in der Toilette gab es kein Papier, keine Handtücher, keine Tampons, bis die Damen von Sextons Büro die Dinge selbst in die Hand genommen und sich für »Notfälle« einen Schlüssel für die Abstellkammer organisiert hatten.

Und heute ist ein Notfall, dachte Gabrielle.

Sie öffnete die Kammer. Schrubber und Besen fielen ihr entgegen. Die Regalbretter dahinter waren voll gestopft mit Papierwaren aller Art. Gabrielle hatte vor einem Monat auf der Suche nach einer Rolle Papierhandtücher eine ungewöhnliche Entdeckung gemacht. Um die auf dem obersten Brett liegende Rolle zu erreichen, hatte sie mit einem Besenstiel danach geangelt und dabei ein Deckenpaneel beiseite gestoßen. Als sie hinaufgeklettert war, um die Platte wieder an ihren Platz zu rücken, hatte sie völlig unvermutet laut und kristallklar die Stimme des Senators vernommen.

Am Klang hatte sie erkannt, dass er ein Selbstgespräch im Badezimmer seines Büros führte, das von dieser Abstellkammer augenscheinlich nur durch ein paar

leicht herausnehmbare Kunststoff-Deckenpaneele getrennt war.

Gabrielle schlenkerte die Schuhe von den Füßen, kletterte die Regalbretter hinauf, ließ das Paneel aus seinen Halteklammern schnappen und zog sich durch die Öffnung. *So viel zum Thema nationale Sicherheit,* dachte sie und fragte sich, gegen wie viele Staats- und Bundesgesetze sie jetzt wohl verstieß.

Auf der anderen Seite ließ sie sich durch die Decke wieder herunter. Ihre bestrumpften Füße fanden Halt auf dem kalten Porzellan von Sextons Bürowaschbecken. Sie sprang auf den Boden.

Mit angehaltenem Atem ging sie hinaus in Sextons Büro.

Die Orientteppiche auf dem Boden fühlten sich warm und weich an.

106

Fünfzig Kilometer entfernt strich ein schwarzer Kiowa-Kampfhubschrauber im Tiefflug über die Wipfel der Krüppelkiefern von Nord-Delaware. Delta-1 überprüfte die Koordinaten, die er ins automatische Navigationssystem eingegeben hatte.

Durch die Verschlüsselungselektronik von Rachels Bordfunk und Pickerings Handy war zwar der Inhalt der Kommunikation geschützt, aber Delta-1 hatte nur den Standort der Signalquelle feststellen wollen. Satellitengestützte globale Navigationssysteme und computerisierte Triangulation hatten die haargenaue Einpeilung von Übertragungssignalen zu einem sehr viel einfacheren Vorgang gemacht als die Entschlüsselung des Inhalts der Signale.

Delta-1 amüsierte sich immer wieder über die Ahnungslosigkeit der Handybenutzer, die von einem nachrichtendienstlichen Lauschposten, falls man es auf den Anrufer abgesehen hatten, überall auf der Welt auf drei Meter genau lokalisiert werden konnten – ein kleiner Haken, den die Anbieter gern unter den Tisch fallen ließen. Nachdem die Delta Force in Kenntnis der Empfangsfrequenzen von William Pickerings Handy gelangt war, war es ein Leichtes gewesen, die Standortkoordinaten der Anruferin zu bestimmen.

Im direkten Anflug näherte sich Delta-1 dem Ziel bis auf etwa fünfunddreißig Kilometer. »Störschirm fertig?«, fragte er Delta-2, der Radar und Waffensysteme

überwachte.

»Fertig. Erwarte Einflug in den Achtkilometerbereich.«

Acht *Kilometer*, dachte Delta-1. Er musste diesen Vogel tief in die Radarerfassung seines Ziels hineinsteuern, um die Waffensysteme des Kiowa in Aktionsradius zu bringen. Er hatte keinen Zweifel, dass man an Bord der *Goya* nervös den Himmel überwachen würde. Angesichts der Aufgabe, das Ziel ohne jede Gelegenheit zu einem Notruf zu eliminieren, musste Delta-1 sich unbemerkt an seine Beute anschleichen.

In vierundzwanzig Kilometer Entfernung und immer noch definitiv außerhalb der Radarerfassung schwenkte Delta-1 abrupt um fünfunddreißig Grad nach Westen. Er stieg auf neunhundert Meter – die übliche Höhe von Privatflugzeugen – und brachte den Hubschrauber auf eine Geschwindigkeit von zweihundert Stundenkilometer.

Das Radargerät im Hubschrauber der Küstenwache piepste nur ein einziges Mal, als ein neuer Radarkontakt den Sechzehnkilometerbereich anschnitt. Aufmerksam studierte der Pilot den Bildschirm. Es schien sich um ein Privatflugzeug zu handeln, das in westlicher Richtung auf die Küste zuflog.

Wahrscheinlich will der Pilot nach Newark.

Auf seinem derzeitigen Kurs würde sich das Flugzeug beim Vorbeiflug zwar bis auf etwa sechseinhalb Kilometer der *Goya* nähern, aber der Verlauf seiner Flugroute war anscheinend rein zufällig. Dessen ungeachtet verfolgte der Pilot wachsam den blinkenden Punkt, der gemächlich auf der rechten Seite über seinen Bildschirm zog. Inzwischen hatte er in gut sechs Kilometer Entfernung den nächsten Punkt erreicht und flog erwartungsgemäß auf seinem Kurs weiter – weg von der *Goya*.

6500 *Meter. 6750 Meter.*

Der Pilot atmete auf und entspannte sich.

Und dann geschah etwas sehr Merkwürdiges.

»Störschirm steht«, rief Delta-2. Er saß auf dem Sitz vor der Waffenkonsole auf der Backbordseite des Kiowa-Kampfhubschraubers und hielt den Daumen nach oben. »Funksperre, Störgeräusch und Überwachungsimpuls aktiviert und verriegelt.«

Delta-1 zog den Helikopter in eine scharfe Rechtskurve und brachte ihn auf direkten Kurs zur *Goya*. Das Kehrtmanöver würde auf dem Radarschirm nicht zu sehen sein.

»Ballenweise Stanniolpapier ist ein Dreck dagegen«, rief Delta-2.

Delta-1 gab ihm Recht. Wie man Radarsignale stören kann, hatte sich im Zweiten Weltkrieg ein kluger britischer Flieger einfallen lassen, der auf seinen Bombeneinsätzen in Stanniol gewickeltes Heu aus seinem Bomber geworfen hatte.

Das Radar der Deutschen fing daraufhin so viele Radarechos auf, dass die Flak nicht mehr wusste, wohin sie schießen sollte. Diese Technik war seit damals grundlegend verbessert worden.

Das in den Kiowa eingebaute Radar-Störsystem war eine der tödlichsten elektronischen Waffen der Streitkräfte. Indem über einem vorgegebenen Satz von geographischen Koordinaten ein »Schirm« elektronischer Hintergrundgeräusche gelegt wurde, konnte der Kiowa die Augen, Ohren und Stimme dieses Ziels ausschalten. Vor wenigen Augenblicken waren sämtliche Radarbildschirme an Bord der *Goya* mit größter Gewissheit blind geworden. Wenn die Besatzung gemerkt hatte, dass sie um Hilfe rufen musste, war es schon zu spät, weil kein Sendebetrieb mehr möglich war. Von einem Schiff aus gab es keinen Festnetzanschluss über Leitungen. Sämtliche Kommunikationssysteme arbeiteten ausschließlich mit Radio- oder Mikrowellen. Sobald der Kiowa nahe genug gekommen war, konnte kein Kommunikationssystem mehr funktionieren. Die Signale wurden von einer dichten Wolke aus elektronischem Weißrauschen zugedeckt, die der Hubschrauber wie einen blendenden Fächer von Scheinwerferstrahlen vor sich herschob.

Von allem abgeschnitten, dachte Delta-1. *Jetzt sind sie wehrlos.*

Seinen Zielpersonen war die verblüffende Flucht vom Milne-Eisschelf geglückt, aber das würde sich nicht wiederholen. Mit dem Verlassen des Festlands hatten sie eine verhängnisvolle Fehlentscheidung getroffen. Es würde ihre letzte sein.

Im Weißen Haus setzte Zach Herney sich benommen im Bett auf, den Telefonhörer in der Hand. »Jetzt? Ekstrom will mich um *diese* Zeit sprechen?« Herney schaute noch einmal blinzelnd auf die Uhr neben seinem Bett.

3:17

»Jawohl, Mr President«, sagte der Nachrichtenoffizier. »Mr Ekstrom sagt, es sei von höchster Dringlichkeit.«

107

Während Xavia und Corky am Elektronenmikroskop damit beschäftigt waren, den Zirkoniumgehalt der Chondren zu bestimmen, war Rachel Tolland zu einem Computerarbeitsplatz in einen Nebenraum des Laboratoriums gefolgt. Auch er wollte anscheinend noch etwas überprüfen.

Das Programm fuhr langsam hoch. Tolland schaute Rachel an.

Er schien etwas sagen zu wollen, zögerte aber.

»Was bedrückt Sie?«, fragte Rachel. Überrascht stellte sie fest, wie stark sie sich inmitten des ganzen Chaos körperlich zu Tolland hingezogen fühlte. Sie wünschte sich, ihre Lage vergessen und das Zusammensein mit ihm genießen zu können – und sei es nur für ein paar Augenblicke.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen«, sagte Tolland. Er sah zerknirscht aus.

»Wofür?«

»Vorhin, an Deck, das mit den Hammerhaien. Leider gehen mir manchmal die Pferde durch. Ich vergesse zu leicht, wie Furcht erregend das Meer auf viele Menschen wirken kann.«

Rachel kam sich wie ein Backfisch vor, der mit seinem neuen Freund auf der Haustreppe steht. »Ach, das war halb so schlimm, wirklich.« Sie wurde das Gefühl nicht los, dass Tolland sie am liebsten geküsst hätte, doch nach einem kurzen, spannungsgeladenen Moment wandte er sich schüchtern ab.

»Das freut mich. Ich weiß aber, dass Sie möglichst schnell wieder an Land wollen. Also, an die Arbeit.«

»Jedenfalls fürs Erste«, sagte Rachel und lächelte.

»Gut, fürs Erste«, echote Tolland.

Rachel stand dicht hinter ihm und genoss die Vertraulichkeit der Situation. Sie schaute Tolland zu, wie er Dateien durchsuchte. »Worauf sind wir aus?«

»Ich möchte mir eine Datei über große Meeresinsekten anschauen. Mich interessiert, ob wir dabei auf urtümliche Fossilien stoßen, die denen im Meteoriten der NASA ähneln.« Er klappte ein Suchfenster auf. PROJECT DIVERSITAS stand in Großbuchstaben darüber.

Er fuhr die Suchtitel ab. »Diversitas ist ein Verzeichnis ozeanischer Biodaten, das stets auf dem neuesten Stand gehalten wird.

Wenn ein Meeresbiologe eine neue Spezies oder ein neues Fossil entdeckt, kann er hier die Glocke läuten und seinen Fund unter die Leute bringen. Er braucht nur seine Daten und Fotos in eine zentrale Datenbank zu laden. Bei dem wöchentlichen Zuwachs an Neuentdeckungen ist das wirklich die einzige Möglichkeit, einigermaßen auf dem Laufenden zu bleiben.«

Rachel beobachtete Tolland beim Navigieren in der Datenbank. »Sie sind jetzt im Internet?«

»Nein, auf See ist das zu schwierig. Immer wenn wir in einem Hafen sind, laden wir uns sämtliche Daten des Project Diversitas aus dem Internet auf unseren optischen Datenträgerverbund nebenan. Auf diese Weise hinken wir dem neuesten Stand mit den letzten Funden höchstens ein bis zwei Monate hinterher.«

Tolland tippte Suchwörter in den Computer. »Unsere Datenbank ist riesig. Mehr als zehn Terabyte Beschreibungen und Fotos.

Hier gibt es Informationen, die noch kein Mensch gesehen hat – und die auch nie jemand sehen wird. Die Zahl der maritimen Lebewesen ist einfach zu groß.« Er klickte auf den Suchknopf.

»Okay, dann wollen wir mal schauen, ob schon jemand ein Fossil wie unseren ›Weltraumkäfer‹ gesehen hat!«

Nach einigen Sekunden zeigte der Bildschirm vier Einträge von fossilisierten Lebewesen. Tolland klickte die Einträge nacheinander an und betrachtete die Fotos. Keines war dem Fossil aus dem Meteoriten auch nur entfernt ähnlich.

»Dann lassen Sie uns etwas anderes versuchen.« Er entfernte in der Suchangabe das Wort »Fossil«. »Jetzt suchen wir sämtliche *lebenden* Arten durch. Vielleicht finden wir einen lebenden Abkömmling, der physiologische Merkmale des Meteoriten-Fossils aufweist.«

Eine Liste mit Hunderten von Einträgen erschien auf dem Bildschirm. Tolland rieb sich das inzwischen stoppelige Kinn.

»Okay, das sind zu viele. Ich muss die Suche eingrenzen.«

Rachel beobachtete, wie Tolland ein Pulldown-Menü mit der Bezeichnung »Habitat«

öffnete. Die Liste der Vorgaben war endlos: Gezeitenpool, Watt, Lagune, Riff, mittelozeanischer Rücken, schwarze Smoker… Tolland ging die ganze Liste durch und wählte schließlich die Option »lebensfeindliche Grenzgebiete/Tiefseegräben«.

Schlau, dachte Rachel. Tolland grenzte die Suche auf den Lebensraum ein, aus dem auch die hypothetischen Chondren stammten.

Diesmal kamen nur drei Einträge. Tolland lächelte. »Gut, das ist überschaubar.«

Rachel entzifferte mühsam den ersten Namen auf der Liste.

Limulus poly… irgendwas.

Nach einem Mausklick erschien das Foto einer Kreatur, die wie eine zu groß geratene Hufeisenkrabbe ohne Schwanz aussah.

»Das war nichts«, meinte Tolland und ging zurück zur Auswahlliste.

Rachel las den zweiten Namen. *Crabbus pfui teuflius.* Sie stutzte.

»Ist das ernst gemeint?«

Tolland lachte. »Nein, das ist eine noch nicht klassifizierte Spezies. Ihr Entdecker ist ein Witzbold. Er hat diesen Namen als offizielle wissenschaftliche Bezeichnung vorgeschlagen.« Tolland holte das Foto auf den Bildschirm – ein ausnehmend hässliches krabbenartiges Geschöpf mit Barthaaren und einer fluoreszierenden rosa Antenne.

»Kein schlechter Name«, kommentierte Tolland, »aber nicht unser Weltraumkäfer. Und nun zum letzten Angebot.« Er klickte auf den dritten Eintrag.

»Bathynomous giganteus«, las er vor, als der Text erschienen war.

Das Foto wurde geladen. Eine Nahaufnahme in Farbe.

Rachel machte einen Satz. »Mein Gott!« Das Geschöpf, das sie vom Bildschirm anstarrte, jagte ihr einen kalten Schauer über den Rücken.

Tolland sog die Luft ein. »Junge, Junge, der Bursche sieht irgendwie bekannt aus.«

Rachel nickte. Sie war sprachlos. *Bathynomous giganteus.* Es war eine riesige Unterwasserassel. Der Fund ähnelte verblüffend dem Fossil im Gesteinsbrocken der

NASA.

»Es gibt da ein paar kleine Unterschiede«, sagte Tolland, während er einige anatomische Beschreibungen und Zeichnungen über den Bildschirm rollen ließ. »Aber die Ähnlichkeit ist auffallend, vor allem, wenn man bedenkt, dass es einhundertneunzig Millionen Jahre Zeit hatte, sich zu entwickeln.«

Auffallend ist gut, dachte Rachel. *Die Ähnlichkeit ist überzeugend.*

Tolland las den beschreibenden Text vom Bildschirm ab. »›Die seltene und erst unlängst klassifizierte Spezies *Bathynomous giganteus,* eine Tiefseeassel, gilt als eine der ältesten maritimen Arten.

Sie wird bis zu sechzig Zentimeter lang, hat ein in Kopf, Brust und Hinterleib gegliedertes Chitin-Außenskelett, paarweise Gliedfortsätze, Fühler und Facettenaugen wie landbewohnende Insekten. Fressfeinde dieses den Meeresgrund nach Nahrung absuchenden Aasfressers sind nicht bekannt. Er bewohnt öde Meeresregionen, die bislang für unbewohnbar gehalten wurden.‹«

Tolland blickte vom Monitor auf. »Das wäre die Erklärung, weshalb es in unserer Probe keine anderen Fossilien gibt!«

Rachel betrachtete die Kreatur auf dem Bildschirm. Sie war erregt und zugleich unsicher, ob sie die neue Lage ganz verstanden hatte.

»Stellen Sie sich vor«, sagte Tolland aufgeregt, »dass vor einhundertneunzig Millionen Jahren ein Gelege dieser Bathynomouskreaturen in der Tiefsee unter einer Schlammlawine begraben wurde. Mit der Umwandlung des Schlamms in Sedimentgestein werden auch die eingeschlossenen Tiere zu Fossilien. Gleichzeitig trägt der Meeresboden, der sich wie ein großes langsames Förderband auf die Tiefseegräben zubewegt, das Sedimentgestein mit den Fossilien in eine Zone mit höchstem Druck, wo sich im Gestein die Chondren bilden.« Tolland sprach schneller. »Wenn jetzt ein Brocken von der Kruste abbricht, die Fossilien und Chondren enthält, und auf dem Geröllkeil an der Abtauchkante liegen bleibt, was keineswegs selten vorkommt, liegt er dort wie auf dem Präsentierteller und braucht nur noch gefunden zu werden.«

»Aber wenn die NASA…« Rachel stockte. »Ich meine, wenn das alles ein Schwindel ist, muss die NASA doch damit rechnen, dass früher oder später jemand die Ähnlichkeit des Fossils mit unserem Tiefseelebewesen feststellt, oder? Ich meine, wir haben es ja auch gerade festgestellt.«

Tolland machte einen Ausdruck des Bathynomous-Fotos auf einem Laserdrucker. »Ich weiß nicht, ob das so schlimm wäre.

Selbst wenn jemand daherkäme und auf die Ähnlichkeit des Fossils mit einer lebenden Tiefseeassel hinweist – physiologisch sind sie nicht identisch. Es könnte die Aussagen der NASA vielleicht sogar stützen.«

Rachel begriff sofort. »Die Panspermien-Hypothese.«

Das Leben ist aus dem Weltall *auf die Erde gekommen.*

»Genau. Ähnlichkeiten zwischen Organismen aus dem All und irdischen Organismen sind wissenschaftlich überhaupt kein Widerspruch. Diese Tiefseeassel bläst sozusagen ins Horn der NASA.«

»Es sei denn, die Echtheit des Meteoriten selbst gerät ins Zwielicht.«

Tolland nickte. »Wenn der Meteorit fragwürdig geworden ist, fällt alles in sich zusammen. Dann wird unsere Tiefseeassel vom NASA-Freund zu ihrem Sargnagel.«

Schweigend beobachtete Rachel, wie die Blätter mit *Bathynomous giganteus* aus dem Drucker glitten. Sie versuchte sich einzureden, dass die ganze Sache ein gutgläubiges Versehen der NASA war, aber das war es nicht, und das wusste sie. Leute, denen in gutem Glauben ein Fehler unterläuft, schicken keine Killer los.

Corkys nasale Stimme drang zur Tür herein. »Unmöglich! Messen Sie das verdammte Verhältnis noch einmal! Das ergibt überhaupt keinen Sinn!«

Rachel und Tolland fuhren herum.

Xavia kam mit einem Computerausdruck in der Hand hereingelaufen. Sie war aschfahl. »Mike, ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll…« Ihre Stimme versagte. Sie räusperte sich. »Das Verhältnis von Titan zu Zirkonium in eurer Probe… ich würde sagen, die NASA hat einen gewaltigen Bock geschossen. Euer Meteorit ist ein Brocken aus der Tiefsee.«

Rachel und Tolland schauten einander an, sagten aber kein Wort. Sie wussten Bescheid. Einfach so. Sämtliche Unsicherheiten und Verdachtsmomente hatten sich zu einem Wellenberg aufgetürmt, der in diesem Moment brach.

Tolland nickte. Er blickte betrübt. »Ja, danke, Xavia.«

»Aber ich begreife das nicht – die Schmelzrinde, der Fundort im Eis…«

»Wir erklären es dir auf dem Rückweg«, sagte Tolland. »Lass uns schnell von hier verschwinden.«

Rachel sammelte eilig sämtliche Papiere und Beweisstücke zusammen. Das Material ergab ein schockierend eindeutiges Bild: Der Bodenradar-Ausdruck mit dem Einführungsschacht von unten durch den Milne-Eisschelf, Fotos einer lebenden Tiefseeassel, die aussah wie die Fossilien, Dr. Pollocks Artikel über Chondren in Tiefseegestein und schließlich die elektronenmikroskopische Untersuchung, die den extrem geringen Zirkoniumanteil in den Chondren der Probe erbracht hatte.

Die Schlussfolgerung war eindeutig. Betrug.

Tolland betrachtete die Papiere in Rachels Hand und seufzte.

»Ich würde sagen, da hat Pickering seinen Beweis.«

Rachel nickte. Sie rätselte immer noch, weshalb Pickering ihren Anruf nicht entgegengenommen hatte.

Tolland hob einen Telefonhörer ab und hielt ihn Rachel hin.

»Möchten Sie es von hier aus noch einmal versuchen?«

»Nein, wir sollten machen, dass wir fortkommen. Ich werde Pickering vom Hubschrauber aus anrufen.« Rachel hatte bereits beschlossen, den Hubschrauberpiloten direkt zum NRO-Gebäude fliegen zu lassen, falls die Kontaktaufnahme mit Pickering erneut misslang. Tolland wollte wieder einhängen, zögerte jedoch und hielt sich den Hörer ans Ohr. Er runzelte die Stirn.

»Unverständlich. Kein Signal.«

»Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte Rachel, argwöhnisch geworden.

»Seltsam«, sagte Tolland. »Direkte COMSAT-Anschlüsse fallen nie aus dem Netz…«

Der Hubschrauberpilot kam ins Labor gestürzt. »Miss Sexton? Mr Tolland?« Er war blass.

»Was ist los?«, rief Rachel. »Kriegen wir Besuch?«

»Das ist es ja«, sagte der Pilot ratlos. »Ich kann es nicht sagen. Meine Sende- und Empfangsanlagen an Bord sind komplett ausgefallen.«

Rachel stopfte die Papiere tief in eine ihrer Taschen. »Alles in den Hubschrauber!«, rief sie. »Schnell! Wir hauen ab!«

108

Mit pochendem Herzen durchquerte Gabrielle das schummrige Büro von Senator Sexton. Der weitläufige Raum war opulent mit geschnitzten Holztäfelungen, Ölgemälden, persischen Teppichen, Ledersesseln und einem großen Mahagonischreibtisch eingerichtet. Als einzige Lichtquelle spendete Sextons Computerbildschirm ein geisterhaftes Licht.

Senator Sexton betrieb das »digitale Büro« bis zum Exzess.

Überquellende Aktenordner hatte er abgeschafft zu Gunsten der kompakten, überschaubaren Einfachheit seines PC, den er mit einer enormen Menge von Informationen fütterte – Gedächtnisprotokolle, eingescannte Zeitungsartikel, Reden und vieles andere. Sextons Computer war sein Allerheiligstes, zu dessen Schutz er sein Büro stets unter Verschluss hielt. Aus Furcht, Hacker könnten in seine geheiligte digitale Schatzkammer eindringen, hatte er noch nicht einmal einen Internetanschluss. Noch vor einem Jahr hätte Gabrielle niemals geglaubt, dass ein Politiker so töricht sein könnte, Dokumente zu speichern, die ihn selbst belasteten, doch in Washington hatte sie einiges dazugelernt. *Information ist Macht*. Erstaunt hatte sie zur Kenntnis genommen, dass es bei Politikern, die zweifelhafte Wahlkampfgeschenke angenommen hatten, gängige Praxis war, handfeste Belege dieser Zuwendungen an einem sicheren Ort aufzubewahren – Bankauszüge, Quittungen, Eintragungen, Briefe. Diese in Washington als »siamesische Versicherung« bezeichnete Maßnahme schützte den Kandidaten vor unbilligen Erpressungsversuchen von Spendern, die meinten, ihre Großzügigkeit gebe ihnen die Berechtigung, ihren Kandidaten nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen. Wenn ein Spender zu unverschämt wurde, hielt ihm der Empfänger einfach die Belege unter die Nase und erinnerte ihn daran, dass beide Parteien Dreck am Stecken hatten. Das Belegmaterial sorgte dafür, dass Kandidat und Spender auf Gedeih und Verderb miteinander verwachsen waren – wie siamesische Zwillinge.

Gabrielle schlüpfte hinter den Schreibtisch, setzte sich und atmete tief durch. *Wenn*

der Senator von der SFF Schmiergelder angenommen hat, sind die Belege dafür hier drin.

Sextons Bildschirmschoner bestand aus einer Dia-Show vom Innern des Weißen Hauses und der Parkanlagen; ein besonders eifriger Mitarbeiter, der in positivem Denken und Computervisualisierung Spitzenleistungen erbrachte, hatte ihm den Bildschirmschoner erstellt. Um die Bilder zog sich eine laufende Schriftbanderole mit der immer gleichen Inschrift: *President of the United States, Sedgewick Sexton, President of the United States, Sedgewick Sexton, President of the…*

Gabrielle bewegte die Maus. Ein Dialogfenster ging auf.

BITTE GEBEN SIE DAS PASSWORT EIN.

Damit hatte sie gerechnet, aber das war kein Problem. Letzte Woche war sie zufällig in dem Moment ins Büro des Senators getreten, als dieser in schneller Folge drei Buchstaben eintippte, um etwas aus dem Computer abzufragen.

»Das soll ein Passwort sein?«, hatte sie beim Hereinkommen von der Tür her gescherzt.

Sexton hatte aufgeblickt. »Was ist?«

»Und ich hatte immer gedacht, Sie würden es mit der Datensicherheit sehr ernst nehmen«, hatte Gabrielle geflachst. »Ein Passwort aus nur drei Zeichen? Ich dachte, die Jungs von der Computerabteilung hätten dringend zu mindestens sechs Zeichen geraten.«

»Das sind doch alles noch blutjunge Leute. Die sollten mal versuchen, sich sechs Zeichen in der richtigen Reihenfolge zu merken, wenn sie über vierzig sind. Außerdem hat meine Tür eine Alarmanlage. Da kommt keiner rein.«

Gabrielle ging lächelnd auf ihn zu. »Und was ist, wenn einer reinkommt, während Sie gerade mal für kleine Jungs sind?«

»Und in dieser Zeit sämtliche möglichen Kombinationen durchprobiert?« Sexton lachte spöttisch. »Ich bin zwar nicht mehr der Schnellste, aber sooo lange brauche ich nun auch wieder nicht.«

»Ich *wette* mit Ihnen um ein Dinner bei Davide, dass ich Ihr Passwort in zehn Sekunden geknackt habe.«

Sexton schaute sie amüsiert an. »Ein Dinner für zwei bei Davide? Das können Sie sich doch gar nicht leisten.«

»Sind Sie bange?«

Sie schien Sexton beinahe Leid zu tun, als er die Herausforderung annahm. »Also, zehn Sekunden!« Er beendete das Programm und ließ Gabrielle vor dem Computer Platz nehmen. »Ich werde mich bei Davide mit der Saltimbocca begnügen, aber die kostet schon ein Vermögen.«

Gabrielle zuckte die Achseln. »Es ist ja nicht mein Geld.«

»Zehn Sekunden!«, sagte Sexton.

Gabrielle musste lachen. Sie würde höchstens zwei Sekunden brauchen. Schon an der Türschwelle hatte sie gesehen, dass Sexton sein Passwort mit drei flinken Bewegungen des Zeigefingers der linken Hand getippt hatte, also eindeutig dreimal die gleiche Taste. Außerdem hatte er den linken Randbereich der Tastatur benutzt, womit höchstens neun Buchstaben blieben. Den richtigen Buchstaben zu erraten war ohnehin einfach, denn Sexton war verliebt in die dreifache Alliteration seines Namens und seines Titels.

Unterschätze nie die Eitelkeit eines Politikers.

Gabrielle tippte SSS, und der Bildschirmschoner verschwand.

Sexton blickte fassungslos.

Das war letzte Woche gewesen. Jetzt, vor dem Computer, war sich Gabrielle gewiss, dass Sexton sich nicht die Zeit genommen hatte, sich ein neues Passwort auszudenken und zu installieren.

Wozu auch?

Er hat unbegrenztes Vertrauen zu dir.

Sie tippte SSS.

UNGÜLTIGES PASSWORT – KEIN ZUGRIFF

Gabrielle starrte erschrocken auf den Bildschirm.

Sie hatte ihren Vertrauensvorschuss bei Sexton wohl doch überschätzt.

109

Der Angriff kam ohne jede Warnung. Wie eine Hornisse stieß die tödliche Silhouette eines Kampfhubschraubers aus dem Südwesthimmel auf die *Goya* herab. Rachel wusste sofort, was da auf sie herabstieß und warum. In der Dunkelheit platzte ein Kugelhagel aus der Nase des Hubschraubers und zeichnete eine splitternde Linie auf das Fiberglas-Achterdeck der Goya. Rachel warf sich einen Sekundenbruchteil zu spät in Deckung. Ein Geschoss streifte glühend heiß ihren Arm. Sie krachte hart auf den Boden, rollte sich ab und versuchte hastig auf allen vieren hinter das Tauchboot zu kriechen.

Mit donnerndem Rotorgeräusch raste der Hubschrauber über ihrem Kopf über das Schiff hinweg und hinaus aufs offene Meer.

Das Geräusch verebbte zu einem scheußlich hohen Singen, während der Helikopter in einem weiten Bogen für den zweiten Angriff ausholte.

Rachel lag zitternd auf dem Deck. Sie hielt sich den Arm und schaute zurück zu Corky und Tolland. Die beiden Männer, die sich hinter eine Materialkiste geworfen hatten, kamen taumelnd wieder auf die Beine und suchten mit schreckgeweiteten Augen den Himmel ab. Rachel rappelte sich auf die Knie. Alles schien wie ein Film in Zeitlupe abzulaufen.

Hinter das Tauchboot geduckt, spähte Rachel zu dem Küstenwachthubschrauber hinüber. Xavia kletterte bereits an Bord und winkte hektisch die anderen herbei. Der Pilot war ins Cockpit gehechtet und fuhrwerkte fieberhaft an Hebeln und Schaltern.

Langsam kam der Rotor auf Touren.

Sehr langsam.

Schneller!

Rachel war jetzt auf den Füßen. Sie wollte losrennen und überlegte noch, ob sie es quer übers Deck schaffen konnte, bevor der zweite Angriff kam. Sie hörte Corky und Tolland hinter sich auf den wartenden Hubschrauber loslaufen. *Ja! Schnell!*

Dann sah sie einen bleistiftdünnen roten Strahl. Er stach aus hundert Metern Entfernung schräg aus dem Nichts der leeren Dunkelheit herunter, huschte über das Deck der *Goya* und blieb schließlich auf dem Cockpit des Küstenwachthubschraubers ruhen.

In einem Sekundenbruchteil hatte Rachel begriffen. Die Vorgänge auf dem Deck der *Goya* verschwammen in diesem fürchterlichen Moment zu einer Collage aus Bildern und Geräuschen – Tolland und Corky, die herbeigesprintet kamen, Xavia, die aufgeregt aus dem Hubschrauber winkte, der grellrote Strahl, der die Nacht durchschnitt.

Es war zu spät.

Rachel warf sich mit ausgestreckten Armen Corky und Tolland in den Weg und prallte mit ihnen zusammen. In einem Durcheinander von Armen und Beinen kugelten die drei übers Deck.

In der Ferne flammte ein weißer Lichtschein auf. Schreckensstarr sah Rachel einen schnurgeraden Raketenstrahl auf der roten Laserlinie herunterreiten.

Die Hellfire-Rakete riss den Hubschrauber wie ein Spielzeug auseinander. Die Schockwelle der Detonation fegte brüllend übers Deck, gefolgt von einem Regen brennender Wrackteile.

Das flammende Skelett des Hubschraubers machte einen Satz nach hinten, kippte auf seinen deformierten Schwanz und verharrte wankend für einen Moment; dann rutschte das Wrack vom Heck und stürzte inmitten einer fauchenden Dampfwolke ins Wasser.

Rachel stockte der Atem. Sie hörte den Helikopter gurgelnd und zischend in der starken Strömung untergehen, die das Gerippe rasch von der *Goya* forttrieb. Inmitten des Chaos schrie Tolland ihr etwas zu. Sie spürte seine starken Hände, die sie hochziehen wollten, doch sie konnte sich nicht bewegen.

Xavia und unser Pilot sind tot.

Jetzt sind wir dran.

110

Auf dem Milne-Eisschelf hatte sich das Wetter beruhigt.

In der Kuppel war es still geworden. NASA-Chef Lawrence Ekstrom hatte allerdings noch nicht einmal versucht, sich zum Schlafen hinzulegen. Stundenlang war er alleine in der Kuppel herumgetigert, hatte ins Bergungsloch gestarrt und die Finger über die Rillen des riesigen, angekohlten Steinbrockens gleiten lassen.

Schließlich hatte er einen Entschluss gefasst.

Nun saß er im Kommunikationsmodul vor dem Bildtelefon und blickte in die müden Augen des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Zach Herney war im Morgenmantel und wirkte alles andere als begeistert.

Als Ekstrom geendet hatte, schaute Herney ihn irritiert an, als wäre er noch zu schläfrig, um richtig verstanden zu haben.

»Moment mal«, sagte Herney, »ich glaube, wir haben eine schlechte Leitung. Ich habe mich doch wohl verhört, oder wollen Sie mir allen Ernstes erzählen, die NASA hätte die Standortkoordinaten des Meteoriten einem abgefangenen Funknotruf entnommen – und dann stillschweigend so getan, als hätte der PODS-Satellit den Meteoriten gefunden?«

Ekstrom saß allein im Dunkeln und schwieg. Er wünschte, der Albtraum wäre vorüber.

Sein Schweigen kam beim Präsidenten nicht gut an. »Herrgott nochmal, Larry, nun sagen Sie schon, dass das nicht wahr ist!«

Ekstroms Mund war staubtrocken. »Mr President, der Meteorit wurde gefunden. Nur darauf kommt es an.«

Die Stille des Raums verwandelte sich in Ekstroms Ohren zu einem dumpfen Brüllen. *Du musstest es ihm beichten,* sagte er zu sich selbst, *sonst wird es nur noch schlimmer.* »Mr President, die Pleite mit PODS hat Ihre Umfrageergebnisse in den Keller fallen lassen.

Als wir einen Funkruf aufgefangen haben, in dem von einem großen Meteoriten im Eis die Rede war, erkannten wir sofort die Chance, Sie wieder ins Rennen zu bringen.«

»Mit einer getürkten Entdeckung von PODS?« Herney hörte sich ziemlich entrüstet an.

»PODS wäre sowieso in absehbarer Zeit wieder ganz normal gelaufen, aber nicht früh genug für Ihre Wahl. Sexton ist mit der NASA Schlitten gefahren, da war es…«

»Larry!«, fiel der Präsident ihm ins Wort, »Sind Sie von allen guten Geistern verlassen? Sie haben mich angelogen!«

»Sir, so eine Gelegenheit bietet sich nur einmal. Ich musste zugreifen! Wir hatten den Funkruf des Kanadiers aufgefangen, der den Meteoriten entdeckt hat. Er ist in einem Unwetter umgekommen. Kein Mensch wusste, dass hier oben ein Meteorit im Eis steckt. PODS kreist über dem Gebiet. Die NASA brauchte einen Erfolg. Wir hatten die Koordinaten.«

»Warum erzählen Sie mir das jetzt auf einmal?«

»Ich dachte, Sie sollten im Bilde sein.«

»Können Sie sich vorstellen, was los ist, wenn Sexton von der Sache Wind bekommt?«

Ekstrom stellte es sich lieber nicht vor.

»Ich werde es Ihnen sagen: Er wird sich hinstellen und der ganzen Welt verkünden, dass die NASA und der Präsident im Weißen Haus das amerikanische Volk nach Strich und Faden angelogen haben! Und wissen Sie was? Der Mann hat Recht!«

»Sie haben nicht gelogen, Sir. Das war ich. Und ich werde zurücktreten, wenn…«

»Larry, Sie reden an der Sache vorbei. Ich habe mich bemüht, mein Amt redlich und wahrhaftig auszuüben, verdammt nochmal! Ich habe alles darangesetzt, heute Abend sauber und mit Würde dazustehen. Jetzt muss ich von Ihnen erfahren, dass ich vor der ganzen Welt gelogen habe!«

»Es war keine richtige Lüge, Sir.«

»So etwas gibt es nicht!« Herney war fuchsteufelswild geworden.

Ekstrom fühlte, wie ihn der kleine Raum allmählich erdrückte.

Er hätte dem Präsidenten gern noch viel mehr gebeichtet, aber damit würde er besser bis morgen warten. »Es tut mir Leid, dass ich Sie geweckt habe, Sir. Aber ich dachte, Sie sollten im Bilde sein.«

Auf der anderen Seite der Stadt wanderte Sexton mit wachsender Unruhe durch seine Wohnung. Er nahm noch einen Cognac.

Wo steckt Gabrielle?

111

Gabrielle Ashe saß in Senator Sextons dunklem Büro am Schreibtisch und schaute entmutigt auf den Bildschirm seines Computers.

UNGÜLTIGES PASSWORT – KEIN ZUGRIFF

Nach SSS hatte sie einige andere Buchstabenkombinationen probiert, die ihr in Frage zu kommen schienen, aber keine davon hatte funktioniert. Sie hatte das Büro bereits nach unverschlossenen Schubfächern oder aufschlussreichen Schriftstücken abgesucht, die achtlos umherlagen, und war drauf und dran, wieder zu verschwinden, als sie ein merkwürdiges Glitzern auf Sextons Schreibtischkalender bemerkte. Jemand hatte das Datum des Wahltags mit rotem, weißem und blauem Glitzerstift eingerahmt.

Der Senator selbst war es gewiss nicht gewesen. Gabrielle zog den Kalender näher heran. Über das Datum stand in affiger Glitzerschrift »POTUS!« geschrieben.

Sextons Sekretärin hatte sich offensichtlich als Stimmungskanone betätigt und dem Senator für den Wahltag Schützenhilfe in positivem Denken gegeben. Das Akronym »POTUS« war die Codebezeichnung des Secret Service für den Präsidenten der Vereinigten Staaten: »President of the United States«. Wenn am Wahltag alles gut ging, würde Sexton der nächste POTUS sein.

Gabrielle legte den Kalender wieder an seinen Platz und stand auf. Auf dem Bildschirm leuchtete immer noch die Aufforderung BITTE PASSWORT EINGEBEN. *POTUS.* Es klang wie ein perfektes Sexton-Passwort. *Einfach, positiv, selbstbezogen.* Von plötzlicher Hoffnung beflügelt tippte sie: POTUS

Mit angehaltenem Atem betätigte sie die Enter-Taste. Auf dem Monitor erschien:

UNGÜLTIGES PASSWORT – KEIN ZUGRIFF

Enttäuscht gab Gabrielle auf. Sie machte sich auf den Rückweg zum Bad, um zu

verschwinden, wie sie gekommen war. Auf halbem Weg trillerte plötzlich ihr Handy. Das Geräusch wirkte auf ihre ohnehin überspannten Nerven wie ein Schock. Sie blieb abrupt stehen und schaute auf Sextons Prachtstück, eine Jourdain-Standuhr. *Fast 4 Uhr.* Um diese Stunde konnte nur Sexton der Anrufer sein. Zweifellos fragte er sich, wo sie so lange steckte. *Annehmen oder klingeln lassen?* Wenn sie das Gespräch annahm, würde sie lügen müssen, wenn nicht, würde Sexton argwöhnisch werden. Sie nahm das Gespräch an.

»Hallo?«

»Gabrielle?« Sextons Ungeduld war unüberhörbar. »Wo bleiben Sie so lange?«

»Am FDR Memorial gab's einen Unfall«, sagte Gabrielle. »Mein Taxi ist stecken geblieben, und wir sind jetzt…«

»Das hört sich aber nicht so an, als säßen Sie im Taxi.«

»Nein«, sagte sie. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. »Ich habe mich entschlossen, am Büro vorbeizufahren und noch ein paar NASA-Akten mitzunehmen, die für PODS relevant sind. Ich kann die Unterlagen aber nicht so schnell finden.«

»Okay. Beeilen Sie sich. Ich möchte für morgen Vormittag eine Pressekonferenz einberufen, aber vorher müssen wir noch einiges durchgehen.«

»Es kann nicht mehr lange dauern, bis ich bei Ihnen bin«, sagte sie.

Sexton legte nicht auf. Eine Pause entstand. »Sind Sie wirklich in Ihrem Büro?«, fragte er plötzlich konsterniert.

»Natürlich. In zehn Minuten bin ich hier fertig und mache mich auf den Weg zu Ihnen.«

Wieder eine Pause. »Okay, ich sehe Sie gleich.«

Gabrielle legte auf. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um den unverwechselbaren Dreifachklick von Sextons Standuhr zu beachten, die keinen Meter von ihr entfernt war.

112

Tolland zog Rachel hinter den Triton in Deckung. Erst jetzt sah er das Blut an ihrem Arm. Sie war verletzt. Doch der katatonische Ausdruck in ihrem Gesicht verriet ihm, dass sie keinen Schmerz empfand. Tolland stützte Rachel, fuhr herum und hielt nach Corky Ausschau. Das blanke Entsetzen im Gesicht, kam der Astrophysiker über das Deck herbeigelaufen.

Wir müssen irgendwo Deckung finden, dachte Tolland. Sein Blick überflog die Reihen der Decks. Die Treppenaufgänge zur Brücke waren völlig ungeschützt, die Brücke selbst ein durchsichtiger Glaskasten. Der Weg nach oben war Selbstmord, es gab nur den Weg nach unten.

Einen flüchtigen Moment lang hatte Tolland das Triton-Tauchboot mit einem hoffnungsvollen Blick gestreift und überlegt, ob er alle unter Wasser außer Reichweite der Geschosse bringen könnte.

Völlig ausgeschlossen. Der Triton bot nur einer Person Platz, und es dauerte zehn Minuten, bis das Tauchboot an seinem Kran durch die Falltür im Deck die zehn Meter bis zur Wasseroberfläche hinuntergeschwebt war. Zudem würde der Triton ohne voll aufgeladene Batterien und Drucklufttanks wie eine Bleiente im Wasser liegen.

»Da kommen sie wieder!«, rief Corky mit angsterfüllter Stimme und deutete zum Himmel.

Tolland machte sich nicht die Mühe, nach oben zu schauen. Er zeigte auf einen Niedergang, von dem eine Gittertreppe nach unten führte. Corky brauchte keine Aufforderung. Mit eingezogenem Kopf rannte er zu der Öffnung im Deck und flitzte nach unten. Tolland legte den Arm fest um Rachels Taille und folgte Corky. Während sie unter Deck verschwanden, pfiffen die Geschosse schon über ihre Köpfe. Tolland zog Rachel hinter sich her die Gittertreppe hinunter, die auf einem Netzwerk von an Streben hängenden Laufstegen aus Gitterrosten endete. Tolland fühlte Rachels Körper plötzlich stocksteif werden. In der Befürchtung, ein Querschläger hätte sie getroffen, fuhr er herum, doch ihr Gesicht sagte ihm, dass es etwas anderes war. Er folgte ihrem versteinerten Blick durch das Gitterrost nach unten und begriff. Rachel stand wie festgenagelt. Die Beine versagten ihr den Dienst. Sie starrte hinunter auf die bizarre Welt zu ihren Füßen. Wegen ihrer besonderen Konstruktion hatte die *Goya* keinen Rumpf, sondern zwei parallele Schwimmkörper wie ein Katamaran. Rachel und Tolland waren durch das Deck auf einen seitlichen Gitterlaufsteg herabgestiegen, der über einem Abgrund hing. Sieben Meter unter ihnen rauschte das Meer mit ohrenbetäubendem Lärm, der von der Unterseite des Decks mit vielfachem Echo zurückgeworfen wurde. Die Unterwasserscheinwerfer

brannten noch und warfen einen grünlichen Lichtschein tief in den Ozean direkt unter Rachel. Sie starrte hinab auf die geisterhaften Silhouetten von sechs oder sieben riesigen Hammerhaien, die mit elastischen Schlängelbewegungen gegen die Strömung schwammen.

Tollands Stimme klang in ihrem Ohr. »Keine Angst, Rachel! Ich bin direkt hinter Ihnen!« Seine Hände zogen ihre ans Geländer geklammerten Fäuste mit sanfter Gewalt fort. In diesem Moment sah Rachel den roten Blutstropfen von ihrem Arm herunterrollen und durch das Gitter fallen. Sie verlor den fallenden Tropfen schnell aus dem Blick, doch der Moment seines Eintauchens ins Wasser entging ihr nicht. Mit gewaltigen Schwanzschlägen jagten die Hammerhaie herbei und prallten unter ihr in einem schäumenden Chaos aus Zähnen und Fischleibern zusammen.

Vergrößerter telencephalonärer Lobus olfactorius. Sie riechen Blut noch aus zwei Kilometer Entfernung.

»Augen immer geradeaus«, mahnte Tolland. Seine Stimme war stark und Vertrauen einflößend. »Ich bin direkt hinter Ihnen.«

Rachel spürte auf ihren Hüften den Druck seiner sie voranschiebenden Hände. Sie verbannte den unter ihr lauernden Abgrund aus ihren Gedanken und setzte sich den Laufsteg entlang in Bewegung. Irgendwo über sich hörte sie wieder Rotorenlärm.

Corky war in besinnungsloser Panik schon weit vorausgerannt.

»Ganz durch bis zur hinteren Stütze!«, rief Tolland ihm hinterher. »Und dann den Treppenabgang runter!«

Jetzt erkannte auch Rachel das Ziel ihrer Flucht. Weit hinten führte eine schmale Wendeltreppe nach unten zu einem breiten Steg, der dicht über der Wasseroberfläche über die gesamte Länge des Schwimmkörpers angebracht war. Schmale Anlegestege ragten von hier aus ins Wasser, wodurch in dem Raum unter dem Schiff eine Art kleiner Bootshafen entstand. Ein großes Schild warnte:

VORSICHT
Taucherbereich!
Bootsführer auf Taucher achten!

Rachel konnte nur hoffen, dass Tolland keine Schwimmübungen mit ihnen vorhatte. Ihr Unbehagen wuchs, als Tolland an einer Batterie von Drahtgitterspinden Halt machte, in denen Taucheranzüge, Schnorchel, Schwimmflossen, Schwimmwesten, Harpunen und allerlei sonstige Gerätschaften hingen. Er griff hinein und packte eine

Signalpistole. »Los, weiter!«

Weit vor ihnen war Corky schon auf halbem Weg die Wendeltreppe hinunter. »Da ist es ja! Ich kann es sehen!«, rief er. Seine Stimme überschlug sich fast vor Freude.

Was mag er sehen?, dachte Rachel. Sie sah nur einen mit Haien verseuchten Ozean in gefährlicher Nähe. Tolland schob sie weiter voran. Plötzlich sah auch Rachel, was Corky den Freudenschrei entlockt hatte. Am Ende des unteren Stegs lag ein starkes Motorboot vertäut. Corky rannte bereits darauf zu.

Rachel starrte Tolland an. »Sie wollen doch nicht mit einem Motorboot einem Hubschrauber davonfahren?«

»Es hat ein Funkgerät. Wenn wir es schaffen, aus dem Störfeld des Hubschraubers zu kommen, können wir vielleicht…«

Rachel hörte ihm schon nicht mehr zu. Sie hatte etwas gesehen, das ihr das Blut in den Adern stocken ließ. »Zu spät«, stieß sie hervor und deutete mit zitterndem Finger hinter sich. *Das ist das Ende.*

Als Tolland sich umdrehte, wusste er sofort, dass alles vorbei war.

Der schwarze Helikopter war vor dem Bug des Schiffes fast bis auf die Wasseroberfläche heruntergegangen und spähte in den Hohlraum unter dem Schiff wie ein beutesuchender Drache in eine Höhle. Einen Moment lang dachte Tolland, der Kiowa würde zu ihnen hereingeflogen kommen, doch der Hubschrauber korrigierte nur ein wenig seine Lage und zielte.

Tollands Blick folgte der Richtung der Maschinengewehrläufe.

Nein! Corky kauerte schon neben dem Motorboot und löste die Leinen. Die Maschinengewehre im Waffenturm unter dem Helikopter spien Blitz und Donner. Corky riss den Kopf hoch; dann zuckte er zusammen, als wäre er getroffen worden. Er ließ sich ins Boot fallen und blieb Deckung suchend flach auf den Boden liegen. Das Feuer endete. Corkys rechter Unterschenkel war blutüberströmt. Tolland konnte den Freund im Boot nach vorne kriechen sehen. Hinter das Armaturenbrett geduckt, griff Corky mit der Hand nach oben und ertastete den Zündschlüssel. Röhrend erwachten die zweihundertfünfzig PS des Mercury-Außenbordmotors.

Im selben Moment brach aus der Nase des schwebenden Helikopters der rote Laser-Zielstrahl und erfasste das Motorboot.

Tollands Reaktion war reiner Instinkt. Er zielte mit der einzigen Waffe, die er hatte. Zischend schoss ein blendender Strahl aus der Signalpistole pfeilgerade unter dem Schiff hindurch auf den Helikopter zu. Gleichwohl hatte Tolland das Gefühl, dass seine Reaktion zu spät gekommen war. Die Leuchtrakete war noch unterwegs, als der Raketenwerfer unter dem Hubschrauber zündete. Gleichzeitig wich der Hubschrauber mit einem jähen Ruck dem Leuchtgeschoss aus und verschwand nach oben aus dem Blickfeld.

»Vorsicht!« Tolland riss Rachel zurück.

Das Geschoss jagte unter der *Goya* durch und verfehlte Corky nur knapp. Sieben Meter unter Rachel und Tolland krachte es in den Fuß einer der Heckstützen, die den Aufbau trugen.

Die Detonation war wie ein Weltuntergang. Wasser und Flammen schossen hoch. Metallteile flogen durch die Luft und prasselten neben Rachel und Tolland ins Gitterwerk des Laufstegs.

Stahl knirschte auf Stahl, als das ganze Schiff mit leichter Schlagseite schwankend neues Gleichgewicht suchte.

Als der Rauch sich verzogen hatte, wurde die schwere Beschädigung der Trägerkonstruktion erkennbar. Die mächtige Strö-

mung zerrte an dem Schwimmkörper und drohte ihn abzureißen.

Der Treppenabgang hinunter zum Landesteg schien nur noch an einem seidenen Faden zu hängen.

»Los!«, rief Tolland. »Rachel, wir müssen es noch schaffen!«

Aber es war zu spät. Krachend riss die Treppenkonstruktion von der stark deformierten Stütze ab und stürzte ins Meer.

Delta-1 brachte den Kiowa-Helikopter mit ein paar Ausschlägen des Steuerknüppels wieder unter Kontrolle. Von der Leuchtpatrone geblendet, hatte er den Hubschrauber unwillkürlich hochgezogen und den Zielstrahl der Hellfire-Rakete verrissen. Fluchend schwebte er vor dem Bug der *Goya* langsam wieder nach unten, um seinen Job zu Ende zu bringen.

Jeden an Bord eliminieren. Der Befehl des Einsatzleiters war eindeutig gewesen.

»Scheiße!«, brüllte Delta-2 und deutete zum Fenster hinaus.

»Dort! Ein Boot!«

Delta-1 fuhr hoch. Er sah gerade noch ein mit Einschlägen übersätes Crestliner-Speedboat unter sich hindurch in die Dunkelheit rasen.

Er musste schleunigst eine Entscheidung treffen.

113

Die Phantom 2100 jagte aufs offene Meer hinaus. Als Rachel und Tolland abgeschnitten auf dem oberen Laufsteg festsaßen, hatte Corky sich blitzschnell entscheiden müssen. Die blutigen Hände ans Steuerrad geklammert, hatte er den Gashebel ganz nach vorn gedrückt, um auch die Höchstgeschwindigkeit aus dem Boot herauszuholen. Erst jetzt spürte er den stechenden Schmerz in seinem rechten Bein. Als er an sich hinunterblickte und das Blut spritzen sah, wurde ihm augenblicklich schlecht.

Er lehnte sich mit dem Rücken ans Steuerrad und schaute zur *Goya* zurück. *Nun flieg mir schon hinterher!* , versuchte er den Helikopter zu beschwören.

Wenn es Corky gelang, den Kiowa weit genug vom Schiff wegzulocken, würden Tolland und Rachel wahrscheinlich Hilfe herbeifunken können. Leider hing der Kampfhubschrauber immer noch unentschlossen über dem hell beleuchteten Schiff.

Nun macht schon, ihr Schweine! Fliegt hinter mir her!

Aber der Kiowa flog Corky nicht hinterher. Stattdessen sah Corky entsetzt den Hubschrauber zum Heck der *Goya* schwenken und dort aufsetzen. Corky hatte sich verkalkuliert. Rachel und Tolland liefen Gefahr, getötet zu werden.

Jetzt war es an ihm, Hilfe herbeizufunken. Corky suchte in der Dunkelheit das Armaturenbrett nach der Funkanlage ab und fand schließlich den Drehknopf für Netz und Lautstärke. Er schaltete die Anlage an. Nichts passierte, kein Lämpchen, kein Rauschen. Er drehte die Lautstärke voll auf. Nichts. *Scheißding, nun mach schon!* Er ließ das Steuerrad los und kniete sich hin. Sein Bein schmerzte. Ganz aus der Nähe überprüften seine Augen das Gerät. Fassungslos betrachtete er die Bescherung. Ein Streifschuss hatte die Skala zertrümmert. Lose Drähte hingen

heraus.

Wenn schon Pech, dann richtig…

Mit weichen Knien stand er wieder auf und fragte sich, ob es noch schlimmer kommen könnte. Als er zur *Goya* zurückblickte, bekam er die Antwort. Zwei bewaffnete Männer sprangen aus dem Kiowa auf das Deck des Schiffes. Der Hubschrauber hob wieder ab und flog mit Höchstgeschwindigkeit in die Richtung, in die Corky geflohen war.

Corky sank zusammen. *Divide et impera.* Offenbar hatte nicht nur er diese brillante Idee gehabt.

Als Delta-3 sich anschickte, die Gittertreppe des Niedergangs hinunterzusteigen, hörte er unten eine Frau laut schreien. Er drehte sich um und signalisierte Delta-2, dass er sich unter Deck umschauen wollte. Delta-2 nickte und blieb zurück, um den oberen Bereich zu sichern. Der Kontakt war durch das CrypTalk gesichert, für dessen Sendefrequenz der Störsender des Kiowa schlauerweise eine winzige Frequenzlücke offen ließ.

Die kurzläufige Maschinenpistole im Anschlag, schlich Delta-3 mit der Wachsamkeit des geübten Killers zentimeterweise den Niedergang hinunter. Die Gitterkonstruktion engte sein Blickfeld ein. Tief gebückt versuchte er, mehr zu erkennen. Auf halbem Weg hinab konnte er das an Streben unter dem Deck hängende Wegenetz aus Gitterlaufstegen überblicken.

Dann sah er die Frau. Rachel Sexton stand ans Geländer geklammert mitten auf einem Quersteg und schrie verzweifelt nach Michael Tolland zum Wasser hinunter.

Hatte die Explosion Tolland ins Wasser geschleudert?

In diesem Fall war die Aufgabe für Delta-3 noch einfacher als erwartet. Er musste nur noch ein paar Stufen weiter nach unten, um freies Schussfeld zu bekommen. *Scheibenschießen an einer Kirmesbude.* Lediglich die offen stehenden Gitterboxen, aus denen sich Rachel Sexton vielleicht mit einer Harpune oder einem Haifischschocker als Waffe versorgt haben konnte, mahnten Delta-3 zur Vorsicht. Aber was war das schon gegen seine Maschinenpistole? Er hatte die Situation voll im Griff. Delta-3 hob die Waffe.

Rachel Sexton stand fast ideal im Schussfeld.

Noch einen Schritt.

Unter ihm war eine rasche Bewegung. Eher irritiert als verängstigt blickte Delta-3 nach unten. Er sah Michael Tolland mit einem Aluminiumstab nach seinen Füßen stoßen. Die Überraschung war zwar gelungen, aber die Hilflosigkeit des Versuchs, ihn zum Stolpern zu bringen, brachte Delta-3 fast zum Lachen.

Er spürte die Spitze von Tollands Stab an seinem Absatz.

Na und?

Ein glühender Hieb schoss von unten nach oben durch seinen Körper. Sein rechter Fuß wurde explosionsartig unter ihm fortgerissen. Delta-3 verlor das Gleichgewicht. Mit den Armen rudernd, stürzte er die restlichen Stufen hinunter. Seine Maschinenpistole schepperte vor ihm her und trudelte vom Gittersteg hinab ins Wasser. Delta-3 schlug unten auf dem Rost auf. Zusammengekrümmt griff er nach seinem rechten Fuß, aber da war nichts mehr.

Den anderthalb Meter langen rauchenden Haischocker noch in den Händen, stand Tolland über seinem Angreifer. An der Spitze des Alustabs zur Selbstverteidigung gegen angreifende Haie war eine großkalibrige Schrotpatrone mit Druckauslöser angebracht.

Tolland hatte das Gerät sofort nachgeladen und drückte die zackige rauchende Spitze seinem Angreifer an die Gurgel. Der Mann lag wie gelähmt auf dem Rücken. Mit einer Mischung aus Wut und Schmerz im Blick starrte er Tolland an. Rachel kam herbeigelaufen. Die Maschinenpistole in Besitz zu nehmen, war leider nicht mehr möglich.

Am Gürtel des Mannes knackte das Funkgerät. Eine roboterhafte Stimme erklang. »Delta-3, bitte melden. Ich habe einen Schuss gehört.«

Der Mann machte keine Anstalten zu antworten.

Das Gerät knackte wieder. »Delta-3? Bitte um Bestätigung. Wird Verstärkung benötigt?«

Eine zweite Roboterstimme mischte sich ein. Am Hubschraubergeräusch war sie als die des Piloten zu erkennen. »Hier Delta-1. Ich verfolge noch das Boot. Delta-3, bitte melden. Bist du unten? Brauchst du Verstärkung?«

Tolland presste dem Mann den Alustab an die Kehle. »Sag dem Hubschrauber, er soll das Boot in Ruhe lassen!«, zischte er.

»Wenn ihr meinen Freund umbringt, bist du geliefert.«

Der Mann hob mit schmerzverzerrtem Gesicht das CrypTalk an den Mund. Mit festem Blick in Tollands Augen drückte er die Sprechtaste. »Hier Delta-3. Alles in Ordnung. Schieß das Boot ab!«

114

Gabrielle Ashe verschwand in Sextons Badezimmer, um wieder zurückzuklettern. Sextons Anruf hatte sie nervös gemacht. Als sie gesagt hatte, sie befände sich in ihrem Büro, hatte er merklich gestutzt – als hätte er geahnt, dass sie die Unwahrheit sagte. Der Einbruch in Sextons Computer war jedenfalls misslungen, und sie fragte sich, was sie als Nächstes tun sollte.

Sexton wartet auf dich.

Als sie auf das Waschbecken kletterte, um sich von dort hochzuziehen, hörte sie etwas klappernd auf den Kachelboden herunterfallen. Sie sah hinunter und bemerkte ein Paar Manschettenknöpfe, die Sexton offensichtlich auf dem Waschbeckenrand liegen gelassen hatte.

Alles muss genau so liegen wie zuvor.

Gabrielle stieg wieder herunter, hob die Manschettenknöpfe auf und legte sie auf den Rand des Waschbeckens zurück. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte sie den Knöpfen keine Beachtung geschenkt, aber heute erregte das Monogramm ihre Aufmerksamkeit. Wie alle monogrammverzierten Besitztümer Sextons waren sie mit zwei ineinander verschlungenen Buchstaben versehen. SS. Sextons ursprüngliches Passwort mit dem zusätzlichen S für »Senator« drängte sich vor Gabrielles inneres Auge: SSS… und sein Kalender… POTUS… und der Bildschirmschoner mit dem endlos umlaufenden Schriftband… *President of the United States, Sedgewick Sexton, President of the United States, Sedgewick Sexton, President of the…*

Gabrielle hatte eine Eingebung. Sie hielt inne. *Konnte Sexton wirklich sosehr von sich eingenommen sein?*

Das ließ sich auf der Stelle herausfinden. Sie lief zurück zum Computer in Sextons Büro und tippte sieben Buchstaben ein.

POTUSSS.

Sie drückte die Enter-Taste.

Der Bildschirmschoner verschwand.

Unterschätze nie die Eitelkeit eines Politikers!

115

Das Phantom-Schnellboot raste in die Nacht. Corky war nicht mehr am Steuer. Das Boot würde auch ohne ihn geradeaus fahren. *Den Weg des geringsten Widerstands…*

Corky saß hinten in dem auf und ab tanzenden Boot und begutachtete sein verletztes Bein. Eine Kugel war von vorn knapp neben dem Schienbein in die Wade eingedrungen. Eine Austrittswunde fehlte, also musste die Kugel noch in seinem Bein stecken. Er stöberte überall nach etwas herum, womit er die Blutung stillen konnte, fand aber nur Flossen, einen Schnorchel und ein paar Schwimmwesten. Von einem Verbandskasten keine Spur. Er riss eine kleine Klappe auf und griff hinein – Werkzeug, Lappen, Dichtungsband für Kühlschläuche, Motoröl und anderes Wartungsmaterial. Er betrachtete sein blutiges Bein und fragte sich, wie weit er noch würde fahren müssen, um aus dem Haigebiet herauszukommen.

Noch ein gewaltiges Stück.

Delta-1 hielt den Kiowa tief über der Wasseroberfläche und suchte nach dem entkommenen Crestliner. In der Annahme, dass das Boot auf kürzestem Weg auf die Küste zufuhr und möglichst schnell möglichst weit von der *Goya* wegzukommen strebte, verfolgte Delta-1 den ursprünglichen Kurs des Bootes.

Du hättest es längst einholen müssen.

Normalerweise wäre die Ortung des fliehenden Bootes mit Radar kein Problem gewesen, aber der Störschirm, den der Helikopter über einen Umkreis von mehreren Kilometern legte, machte das Radargerät nutzlos. Den Störschirm abzuschalten war nicht ratsam, solange Delta-1 noch nicht die Meldung erhalten hatte, dass an Bord der *Goya* keiner mehr lebte. In dieser Nacht würde kein Notruf die *Goya* verlassen.

Zum Glück hatte der Kiowa noch andere Ortungsmöglichkeiten. Selbst vor dem bizarren Hintergrund des aufgeheizten Ozeans war die Bestimmung des Wärmeabdrucks des Motorbootes einfach. Delta-1 schaltete den Wärmescanner ein. Das Meer strahlte ringsum fünfunddreißig Grad Celsius ab. Die Wärmeemission eines mit Vollgas arbeitenden Zweihundertfünfzig-PS-Außenbordmotors war aber um einige hundert Grad intensiver.

Corky Marlinsons Bein und Fuß fühlten sich taub an. Mangels einer anderen Möglichkeit hatte er sein Bein mit einem Putzlappen abgewischt und Lage um Lage mit Dichtungsband umwickelt, bis die Rolle aufgebraucht war. Nun steckte seine Wade vom Knöchel bis zum Knie in einer dichten silbernen Wickelgamasche aus klebendem Aluband. Die Blutung hatte aufgehört, doch starrten seine Kleidung und seine Hände vor Blut.

Corky saß auf dem Boden des dahinrasenden Crestliners und wunderte sich, dass ihn der Hubschrauber noch nicht eingeholt hatte. Achteraus spähend suchte er den Horizont ab und rechnete damit, in der Ferne die *Goya* und ziemlich in der Nähe den Helikopter zu sehen. Seltsamerweise sah er weder das eine noch das andere. Die Lichter der *Goya* waren verschwunden. So weit konnte er doch noch gar nicht gekommen sein, oder doch?

Jetzt bemerkte er, dass das Kielwasser hinter dem Boot keine gerade Linie bildete. Es schien leicht seitlich nach Steuerbord versetzt hinter dem Boot herzulaufen und einen Bogen statt einer Geraden zu bilden. Verwirrt versuchte Corky seinen Kurs nachzuvollziehen. In der gedachten Verlängerung des Kielwassers musste ihn der Kurs in einen großen Bogen aufs offene Meer hinausführen.

In diesem Moment tauchte schon die *Goya* in weniger als einem Kilometer Entfernung an Backbord auf. Voll Entsetzen bemerkte Corky seinen Fehler. Da er nicht gegengesteuert hatte, war der Crestliner von der starken Kreisströmung des Megaplumes fortwährend nach rechts versetzt worden.

Du fährst wie ein Idiot im Kreis herum!

Er hatte sich selbst ein Bein gestellt.

Er befand sich also immer noch im Bereich des von Haifischen wimmelnden Megaplumes. Tollands bedrohliche Bemerkung über den ausgezeichneten Geruchssinn der Haie hallte in seiner Erinnerung wider. *Hammerhaie riechen einen Tropfen Blut noch aus zwei Kilometer Entfernung.* Corky betrachtete sein verletztes Bein, seine blutverschmierten Hände, seine blutstarrende Kleidung.

Der Hubschrauber konnte jeden Moment über ihn herfallen.

Corky riss sich die blutigen Klamotten vom Leib und humpelte nackt zum Heck. Er beugte sich weit über Bord und ließ sich ausgiebig vom mächtigen Strudel des Schraubenwassers bespülen – bei allem Blutdurst würden die Haie mit dem schnellen Boot nicht Schritt halten können.

Er erhob sich und stand im Adamskostüm in der Nacht. Es gab nur noch eines zu tun. Er hatte einmal gelesen, dass Tiere ihr Revier mit Urin markierten, weil Urin der nachhaltigste Geruchsträger sei, den der Körper produziert.

Hoffentlich riecht es stärker als Blut, dachte er. Er hievte sein verletztes Bein auf die Bordwand und versuchte auf die silberne Gamasche zu pinkeln. *Komm schon!* Wenn er heute Abend nur ein paar Bier getrunken hätte!

Schließlich ging es doch. Corky pinkelte sorgfältig auf seinen Notverband; dann tränkte er mit dem Rest einen Lappen, den er sich auf den ganzen Körper klatschte. *Sehr angenehm.*

Aus dem dunklen Himmel stach abrupt ein roter Laserstrahl herunter. Der schräge Strahl sah aus wie die glühende Schneide einer gigantischen Guillotine. Der Hubschrauber flog in schrä-

gem Winkel an. Der Pilot hatte offensichtlich nicht damit gerechnet, dass Corky in einem weitem Bogen zur *Goya* zurückgefahren war.

Corky warf sich hastig in die Schwimmweste und kroch zum Heck des dahinrasenden Bootes. Auf dem blutbefleckten Bootsboden, keine anderthalb Meter von Corky entfernt, erschien ein kleiner, glühend roter Kreis.

Es war höchste Zeit.

Michael Tolland sah nicht, wie sein Crestliner Phantom 2100 in einem Feuerball explodierte und als qualmendes Flammenbündel durch die Luft flog. Aber er hörte die Explosion.

116

Im Westflügel des Weißen Hauses herrschte um diese Stunde normalerweise

keinerlei Betrieb, doch der unerwartete Auftritt des Präsidenten in Morgenmantel und Pantoffeln ließ die Dienst habenden Mitglieder des Stabes aus ihren Notbetten und Schlafquartieren aufschrecken.

»Mr President, ich kann sie nicht finden«, sagte ein junger Praktikant, der Herney ins Oval Office hinterhergelaufen war. »Ich habe überall nachgeschaut. Miss Tench reagiert auch nicht auf ihren Piepser oder ihr Handy.«

Der Präsident schaute ihn verzweifelt an. »Haben Sie schon im…«

Ein anderer Angestellter kam herbeigelaufen. »Sir, sie hat das Haus verlassen«, rief er. »Sie hat sich vor ungefähr einer Stunde abgemeldet. Sie könnte vielleicht zum NRO gefahren sein. Eine Dame aus unserer Vermittlung sagt, sie hätte heute mehrere Male mit Pickering telefoniert.

»Mit *William Pickering*!« Der Präsident war überrascht. Miss Tench und Pickering waren alles andere als ein Herz und eine Seele. »Haben Sie Pickering schon angerufen?«

»Er meldet sich auch nicht, Sir. Die Vermittlung des NRO kann ihn nicht erreichen. Man sagt uns, Pickerings Handy gäbe nicht einmal ein Klingelzeichen. Es ist, als hätte er sich in Luft aufgelöst.«

Herney schaute die Hilfskräfte einen Moment an, ging zur Bar und schenkte sich einen Bourbon ein. Als er das Glas an die Lippen führen wollte, stürzte ein Secret-Service-Mann herein.

»Mr President, ich wollte Sie nicht wecken, aber Sie sollten wissen, dass es am FDR Memorial heute Nacht einen Anschlag mit einer Autobombe gegeben hat.«

»Was?« Herney war beinahe das Glas aus der Hand gefallen.

»Wann war das?«

»Vor einer Stunde.« Der Mann blickte Herney besorgt an. »Das FBI hat soeben das Opfer identifiziert…«

117

Der zerfetzte Fuß von Delta-3 war ein einziger rasender Schmerz. Er hatte das Gefühl, nur halb bei Bewusstsein zu sein, *Ist das der Tod?* Er war vollkommen bewegungsunfähig; nicht einmal atmen konnte er richtig. Vor seinen Augen waberten verschwommene Umrisse. Die Erinnerung setzte wieder ein, an den Schlag der Explosion des Crestliners draußen auf dem Meer, an den wilden Zorn in den Augen Tollands, der über ihm stand und ihm den patronenbewehrten Haifischschocker an die Kehle presste.

Tolland hat dich umgebracht.

Doch die Höllenqualen in seinem zerschmetterten Fuß erinnerten ihn daran, dass er noch sehr lebendig war. Langsam kamen die Einzelheiten wieder. Als Tolland die Explosion gehört hatte, wollte er brüllend vor Schmerz und Wut über den Tod seines Freundes Delta-3 den Alustab durch die Kehle rammen, doch beim Ausholen schien sich sein Gewissen zu regen. Er hatte den Stab beiseite gerissen und in zorniger Raserei mit dem Stiefel auf den Fußstumpf von Delta-3 getrampelt.

Delta-3 hatte vor Qualen erbrochen; dann war alles in einem schwarzen Delirium versunken. Als er nun langsam zu sich kam, hatte er keine Ahnung, wie lange er bewusstlos gewesen war. Er lag da als bewegungsunfähiges Paket, die Arme und Beine in seinem Rücken so straff verknotet, wie es nur ein Seemann geschafft haben konnte. Er versuchte zu rufen, brachte aber keinen Ton aus seinem geknebelten Mund.

An der kühlenden Brise und den hellen Lichtern erkannte Delta-3, dass er auf Deck liegen musste. Als er den Kopf ein wenig drehte, sah er einen erschreckenden Anblick – sein eigenes verzerrtes Spiegelbild in der Acrylglasblase des Tiefseetauchboots der *Goya*. Der Triton hing direkt vor ihm; er selbst lag auf einer riesigen Falltür im Deck. So beunruhigend das war, noch beunruhigender war die drängende Frage: *Wenn du an Deck bist…wo ist dann Delta-2?*

Delta-2 war unruhig geworden. Sein Partner hatte zwar im CrypTalk gemeldet, dass alles in Ordnung war, aber der einzelne Schuss war nicht der einer Maschinenpistole gewesen. Rachel Sexton oder Tolland mussten ihn abgefeuert haben. Delta-2 schlich zum Niedergang, wo sein Partner verschwunden war. Er spähte hinab und sah das Blut.

Die Waffe im Anschlag war er unter Deck gestiegen und der Blutspur auf dem Laufsteg bis zum Bug gefolgt. Dort hatte ihn die Spur einen anderen Niedergang wieder hinauf und zurück auf das verlassene Hauptdeck geführt. Mit wachsendem Argwohn war Delta-2 der langen roten Schleifspur gefolgt, die auf dem Seitendeck

nach achtern führte, wo er wieder am Niedergang vorbeikam, den er zuvor hinabgestiegen war.

Was, zum Teufel, ist hier los? Die schmierige Blutspur führte ihn in einem großem Kreis herum. Die Maschinenpistole vor sich in Augenhöhe, passierte er mit äußerster Vorsicht den Eingang zum Labortrakt des Schiffes. Die Schleifspur führte weiter zum Heck.

Wachsam schlich er in großem Bogen um die Ecke der Aufbauten. Seine Augen folgten dem weiteren Verlauf der Spur.

Dann sah er Delta-3. Sein Partner lag gefesselt und geknebelt wie ein achtlos fortgeworfenes Paket direkt vor dem kleinen Tauchboot der *Goya.* Auch aus der Entfernung war unschwer zu erkennen, dass ihm ein großes Stück des rechten Fußes fehlte.

Jederzeit mit einem Hinterhalt rechnend, bewegte sich Delta-2

mit der Maschinenpistole im Anschlag voran. Delta-3 wand sich und versuchte trotz des Knebels zu sprechen. Ironischerweise war die erbarmungslose Art seiner Fesselung mit den scharf nach hinten gebogenen Knien sogar lebensrettend für ihn. Der Blutverlust am Fuß war nur noch gering.

Als Delta-2 sich seinem Partner näherte, hatte er den seltenen Luxus, sämtliche Vorgänge in seinem Rücken in der spiegelnden Acrylglaskuppel des Tauchboots beobachten zu können. Das warnende Glitzern im Auge seines Partners sah er allerdings zu spät.

Wie aus dem Nichts stieß ein silberner Greifarm des Triton vor und umklammerte den linken Oberschenkel von Delta-2 mit brutaler Kraft. Er versuchte loszukommen, doch die Klaue packte noch fester zu. Er schrie auf vor Schmerz, als er einen Knochen bersten spürte. Seine Augen versuchten, durch die Spiegelungen des Decks ins Innere der Cockpitkugel zu dringen. Er erspähte Tolland, die Hände an den Steuerhebeln.

Keine gute Idee. Delta-2 verdrängte den Schmerz, hob die Maschinenpistole und zielte auf die linke Seite von Tollands Brust, einen knappen Meter von ihm entfernt. Wütend über die Übertölpelung riss er den Abzug durch. Er schoss das ganze Magazin leer, bis die letzte Patronenhülse auf das Deck schepperte und der Abzugshahn nur noch klickte. Atemlos ließ er die Waffe sinken und betrachtete die zerschundene Glaskugel. »Der ist hin«, zischte er.

Erneut versuchte er, sich aus dem Griff der Stahlklaue zu winden, doch seine Anstrengung brachte ihm nur eine große Fleischwunde ein. »Verflucht!« Er griff nach dem CrypTalk an seinem Gürtel. Als er es zum Sprechen vor den Mund halten wollte, schnellte plötzlich ein zweiter Greifarm vor und packte seinen rechten Arm. Das Gerät fiel auf Deck.

Delta-2 sah Tollands geisterhaftes Gesicht seitwärts durch einen unbeschädigten Bereich der Acrylglasblase zu ihm herausschauen. Der mittlere Bereich war mit kleinen Einschlagskratern übersät, doch die Geschosse hatten das dicke Glas nur angekratzt, nicht aber durchschlagen.

Die Einstiegsluke öffnete sich. Michael Tolland kletterte heraus. Er war nervlich mitgenommen, doch völlig unverletzt. Er stieg die Aluminiumleiter herunter aufs Deck und betrachtete die Glaskugel.

»Siebenhundert Tonnen pro Quadratzentimeter«, sagte er zu Delta-2. »Besorg dir mal ein anständiges Schießeisen.«

Rachel wusste, dass ihr allmählich die Zeit davonlief. Sie stand im Hydrolab und hatte die Schüsse draußen auf Deck gehört. Sie konnte nur hoffen, dass Tollands Plan geklappt hatte. Inzwischen war es ihr egal, wer hinter der Meteoritenfarce steckte – NASA-Chef Ekstrom, Marjorie Tench oder gar der Präsident selber. Es war nicht mehr von Bedeutung.

Sie werden nicht damit durchkommen. Es mag sein wer will, die Wahrheit kommt an den Tag.

Die Wunde an Rachels Arm hatte aufgehört zu bluten. Der Adrenalinstoß hatte den Schmerz gedämpft und ihre Sinne geschärft. Sie kritzelte eine Nachricht von wenigen Wörtern auf ein Blatt Papier, nur zwei Zeilen. Die Nachricht war schnörkellos und einfach, aber jetzt war nicht der Moment für geschliffene Worte. Sie legte das Blatt oben auf die sechs anderen Blätter in ihrer Hand – den Ausdruck von

Norah Mangors Bodenradaraufnahme, die Bilder vom *Bathynomous giganteus,* Fotos und Zeitschriftenartikel über die Entstehung von Chondren in der Tiefsee, einen Ausdruck der elektronenmikroskopischen Untersuchung. Der Meteorit war gefälscht, und hier hielt sie den Beweis in der Hand.

Rachel steckte die Lage Blätter in das Faxgerät des Hydrolabs. Sie kannte nur ein paar Faxnummern auswendig, was die Auswahl begrenzte, doch sie hatte sich bereits entschieden, wer der Empfänger dieser Blätter und ihrer Nachricht sein

sollte. Mit angehaltenem Atem tippte sie die Faxnummer ins Gerät.

Sie hoffte inständig, eine kluge Wahl getroffen zu haben, als sie auf den Startknopf drückte.

Das Gerät piepste.

FEHLER. KEINE ANTWORT

Rachel hatte damit gerechnet, dass der Störschirm immer noch über der *Goya* lag, aber sie hoffte, dieses Faxgerät würde genauso funktionieren wie ihr eigenes zu Hause. Wartend stand sie davor.

Na los!

WAHLWIEDERHOLUNG

Hurra! Rachel wartete, bis sich die Wiederwahlprozedur als Endlosschleife etabliert hatte.

WAHLWIEDERHOLUNG

FEHLER. KEINE ANTWORT

WAHLWIEDERHOLUNG…

Rachel ließ das Gerät stehen. Als sie aus dem Hydrolab nach draußen lief, donnerten über ihrem Kopf schon wieder die Rotorblätter des Helikopters.

118

Gabrielle Ashe saß zweihundertsechzig Kilometer von der *Goya* entfernt in stummem Erstaunen vor Senator Sextons Computer. Ihr Verdacht hatte sich bestätigt. Aber in diesem Umfang! Vor sich auf dem Bildschirm sah sie dutzendweise eingescannte Schecks privater Raumfahrtunternehmen, die auf Konten auf den Kaimaninseln ausgestellt waren. Die Beträge schwankten zwischen fünfzehntausend und über eine halbe Million Dollar.

Vollkommen legal, hatte Sexton sie beschwichtigt. *Die Spenden liegen alle im*

erlaubten Zweitausend-Dollar Bereich.

Sexton hatte sie nach Strich und Faden belogen. In seinem Computer vor Gabrielles Nase war ein Wahlkampfspendenskandal größten Ausmaßes gespeichert. Die Desillusionierung und die Enttäuschung waren wie ein Stich ins Herz. *Er hat mich belogen.*

Sie kam sich dumm und betrogen vor. Vor allem aber hatte sie eine Stinkwut.

Sie saß ratlos im schummrigen Licht und hatte keine Ahnung, was sie tun sollte.

119

Als Delta-1 mit dem Kiowa übers Hinterdeck der *Goya* schwenkte, bot sich seinen Augen ein unerwartetes Bild.

Neben dem kleinen Tauchboot stand Michael Tolland. Wie in den Klauen eines Rieseninsekts zappelte Delta-2 in den Greifarmen des Unterwasserfahrzeugs und versuchte vergeblich, sich zu befreien.

Was war passiert?

Nicht minder haarsträubend war, Rachel Sexton in diesem Moment erscheinen zu sehen, die sich vor dem Tauchboot über einen gefesselten blutenden Mann stellte, bei dem es sich nur um Delta-3 handeln konnte. Sie hielt ihm eine Delta-Force-Maschinenpistole an den Kopf und blickte nach oben zum Kiowa. Die Warnung war eindeutig.

Delta-1 war perplex. Wie war das möglich? Der Fehlschlag auf dem Milne-Eisschelf war ein seltenes, aber erklärbares Ereignis gewesen. Doch was hier geschah, durfte es einfach nicht geben.

Schon unter normalen Umständen wäre die Demütigung unerträglich gewesen. Aber hier und jetzt steigerte sich die Schande ins Unermessliche – durch die Anwesenheit einer Person im Hubschrauber, deren Gegenwart höchst ungewöhnlich war.

Die Person des Einsatzleiters.

Nach dem Einsatz am FDR Memorial war Delta-1 zu einem verlassenen Park in der Nähe des Weißen Hauses bestellt worden. Delta-1 hatte kurz zwischen ein paar Bäumen auf einer Wiese aufgesetzt, der Einsatzleiter war aus der Dunkelheit getreten und eingestiegen. In Sekundenschnelle befanden sie sich wieder in der Luft und auf dem Weg zum Ziel.

Die unmittelbare Beteiligung eines Einsatzleiters an Operationen war sehr selten, doch Delta-1 konnte sich schlecht darüber beschweren. Unzufrieden mit dem Vorgehen der Delta Force auf dem Milne-Eisschelf hatte der Einsatzleiter, der zudem den wachsenden Argwohn und die erhöhte Wachsamkeit bestimmter Kreise befürchten musste, Delta-1 darüber informiert, dass die letzte Phase der Operation unter seiner persönlichen Überwachung stattfinden werde.

Nun saß der Einsatzleiter Delta-1 auf der Pelle und bekam aus erster Hand eine Pleite mit, wie Delta-1 sie noch nie erlebt hatte.

Es muss endlich Schluss sein. Sofort!

Der Einsatzleiter schaute aufs Deck der *Goya* hinunter. Wie konnte das nur wieder passiert sein? Bislang war aber auch alles schief gelaufen – der Meteorit war im Zwielicht, der Anschlag der Delta Force auf dem Eis hatte nicht geklappt, eine hochrangige Persönlichkeit musste am FDR-Memorial eliminiert werden.

»Einsatzleiter…« Delta-1 zeigte sich erstaunt und betreten über die Lage auf dem Deck der *Goya.* »Ich kann mir nicht vorstellen…«

Ich auch nicht, dachte der Einsatzleiter. *Wir haben die Ziel-Personen offensichtlich sehr unterschätzt.*

Der Einsatzleiter schaute hinunter zu Rachel Sexton. Sie blickte gleichmütig zum verspiegelten Cockpit herauf und hielt sprechbereit ein CrypTalk-Gerät an ihren Mund. Der Einsatzleiter erwartete, dass die synthetische Stimme, die im Kiowa aus dem Lautsprecher zwitscherte, den Rückzug des Hubschraubers oder das Abschalten des Störschirms fordern würde. Doch was er von Rachel Sexton zu hören bekam, war weitaus bestürzender.

»Sie kommen zu spät«, sagte sie. »Wir sind nicht mehr die Einzigen, die Bescheid wissen.«

Der Satz hing unheilvoll in der Luft. So unwahrscheinlich es war, dass die Behauptung stimmte, der Einsatzleiter durfte es nicht darauf ankommen lassen. Der Erfolg des gesamten Projekts stand und fiel mit der Eliminierung sämtlicher Mitwisser.

Die Eindämmung der Wahrheit hatte schon genug Blutvergießen gekostet. Der Einsatzleiter musste die Gewissheit haben, dass es mit der jetzigen Operation sein Bewenden hatte.

Jemand anders weiß Bescheid?

Rachel Sexton war dafür bekannt, strikte Geheimhaltung zu wahren. Es war schwer vorstellbar, dass sie sich entschlossen hatte, einem Außenstehenden Einblick zu gewähren. Rachel war wieder am Sprechfunk. »Wenn Sie sich zurückziehen, verschonen wir Ihre Leute. Wenn Sie näher kommen, müssen sie sterben. Egal wie, die Wahrheit ist nicht mehr aufzuhalten. Riskieren Sie keine unnötigen Verluste.

Hauen Sie ab!«

»Sie wollen mir etwas vormachen«, sagte der Einsatzleiter, der wusste, dass seine Stimme elektronisch zu einem androgynen Roboterton verfälscht wurde. »Sie haben mit niemandem Kontakt aufgenommen, sonst…«

»Können Sie es sich leisten, sich auf dieses Risiko einzulassen?«, fiel Rachel ihm ins Wort. »Als die Kontaktaufnahme mit William Pickering mehrfach fehlgeschlagen ist, wurde mir mulmig, und ich habe eine Sicherheitsmaßnahme ergriffen.«

Der Einsatzleiter runzelte die Stirn. Möglich war es schon.

»Sie fallen nicht darauf herein«, sagte Rachel mit einem Blick zu Tolland.

Der in den Greifarmen hängende Kämpfer grinste mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Der Kiowa wird euch von der Bildfläche pusten. Eure Waffe ist leer, ihr werdet beide krepieren.

Für euch gibt es nur Hoffnung, wenn ihr uns laufen lasst.«

Von wegen!, dachte Rachel, während sie den nächsten Schachzug überlegte. Sie betrachtete den gefesselten und geknebelten Mann zu ihren Füßen. Der Blutverlust machte ihm offensichtlich schwer zu schaffen. Sie kauerte sich neben ihn und blickte ihm direkt in die harten Augen. »Ich werde Ihnen jetzt den Knebel abnehmen und Ihnen das Sprechfunkgerät hinhalten. Sie werden denen im Hubschrauber begreiflich machen, dass sie verschwinden sollen. Ist das klar?«

Der Mann nickte.

Rachel zog ihm den Knebel aus dem Mund. Ohne zu zögern spie der Mann Rachel blutigen Speichel ins Gesicht. »Miststück!«, stieß er hustend hervor. »Ich werde genüsslich zuschauen, wie sie dich abstechen…«

Während Rachel sich noch den heißen Speichel aus dem Gesicht wischte, wurde sie von einem bebenden Tolland mit starker Hand beiseite geschoben. Unverkennbar war in ihm eine Sicherung durchgebrannt. Er riss Rachel die Maschinenpistole aus der Hand, machte einige entschlossene Schritte zu einer Armaturentafel, legte die Hand an einen Hebel und warf dem auf Deck liegenden Mann einen eisigen Blick zu. »Zweiter Streich«, zischte er. »Für dich ist auf meinem Schiff kein Platz mehr.«

Zornbebend riss Tolland den Hebel nach unten. Wie die Falltür eines Galgens ging

unter dem Tauchboot eine riesige Klappe auf. Mit einem gellenden Aufschrei rutschte der gefesselte Mann in die gähnenden Öffnung und klatschte nach einem Fall von neun Metern ins rot aufschäumende Meer. Noch im Aufschlagen fielen die Haie über ihn her.

Vom Hubschrauber herab sah der Einsatzleiter in stummer Wut die Überreste von Delta-3 hinter der Goya in der starken Strömung treiben. Das von den Scheinwerfern erleuchtete Wasser war rosa. Ein paar Haie balgten sich um etwas, das wie ein Arm aussah.

Um Gottes willen!

Er schaute wieder auf das Achterdeck. Delta-2 zappelte immer noch in den Klauen des Tauchboots, das nunmehr über einem gähnenden Loch im Deck hing. Tolland brauchte nur den Griff der Klauen zu lockern, und Delta-2 war als Nächster geliefert.

»Okay«, brüllte er ins CrypTalk. »Genug jetzt! Genug!«

Rachel schaute vom Deck zum Hubschrauber herauf. Sogar von hier oben konnte der Einsatzleiter die Entschlossenheit in ihrem Blick spüren. Sie sprach wieder ins Gerät. »Glauben Sie immer noch, dass wir Ihnen etwas vormachen?«, sagte sie. »Rufen Sie die Vermittlung des NRO an. Fragen Sie nach Jim Samiljan. Er hat Nachtdienst in der P&A-Abteilung. Ich habe ihn über den Meteoriten von A bis Z ins Bild gesetzt. Er wird es Ihnen bestätigen.«

Sie nennt einen konkreten Namen? Das verhieß nichts Gutes. Rachel Sexton war nicht dumm. Allerdings ließ sich in kürzester Zeit klären, ob ihre Behauptung erfunden war. Bevor er den Befehl zu ihrer Eliminierung gab, musste er wissen, ob es ein Bluff war oder nicht.

Delta-1 schaute über die Schulter. »Soll ich den Störschirm deaktivieren, damit Sie anrufen können?«

Der Einsatzleiter schaute hinunter zu Rachel und Tolland. Sie standen beide mitten im Blickfeld. Falls sie ein Handy hervorziehen oder zum Funkgerät rennen wollten, konnte Delta-1 den Störschirm sofort wieder einschalten. Das Risiko war minimal.

»Störschirm abschalten«, sagte der Einsatzleiter und griff zu seinem Handy. »Ich will mir nur bestätigen lassen, dass die da unten lügt. Dann überlegen wir uns, wie wir Delta-2 raushauen, und bringen die Sache hier zu Ende.«

Die Dame in der Vermittlung des NRO in Fairfax wurde allmählich ungeduldig. »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich in der Plan- und Analyseabteilung keinen Jim Samiljan finden kann.«

»Vielleicht schreibt er sich anders, vielleicht mit Z? Haben Sie das schon überprüft? Vielleicht ist er auch in einer anderen Abteilung?«

Die Vermittlerin hatte schon alles überprüft, sah aber trotzdem noch einmal nach. »Wir haben hier keinen Mitarbeiter namens Jim Samiljan«, sagte sie nach einer Weile. »Egal, wie er sich schreibt.«

Der Anrufer schien die Auskunft erstaunlicherweise zu begrüßen. »Sie sind ganz sicher, dass kein Jim Samil…« Im Hörer gab es ein plötzliches Durcheinander von Stimmen und Zurufen.

Der Anrufer fluchte und hängte ein.

Mit einem wütenden Aufschrei warf Delta-1 die Schalter des Störsenders wieder auf »An«. Zu spät hatte er unter all den leuchtenden Anzeigen in seinem Cockpit das kleine blinkende Lämpchen gesehen. Die *Goya* funkte ein satellitengestütztes Kommunikationssignal. *Aber wie? Niemand hatte das Deck verlassen!* Der Störschirm war noch nicht wieder richtig aufgebaut, als die Verbindung von der *Goya* beendet wurde.

Das Faxgerät im Hydrolab gab einen zufriedenen Piepton von sich und druckte den Sendebericht aus.

VERBINDUNG: OK

ÜBERTRAGENE SEITEN: 7

120

Töten oder getötet werden. Rachel hatte einen Charakterzug an sich entdeckt, von dessen Existenz sie bislang nichts gewusst hatte. *Überleben* – eine unbändige Kraft erfüllte sie, deren Triebfeder die Angst war.

»Was war das für ein Fax?«, verlangte die Stimme aus dem CrypTalk zu wissen.

Erleichtert vernahm Rachel die Bestätigung, dass das Fax abgegangen war. »Verlassen Sie das Gebiet! Es ist vorbei«, rief sie in das Sprechfunkgerät. »Ihr Geheimnis ist keins mehr.« Sie nannte die Informationen, die soeben das Schiff

verlassen hatten: Ein halbes Dutzend Seiten Text und Bilder, eindeutiges Beweismaterial, dass der Meteorit eine Fälschung war. »Wenn Sie uns etwas antun, wird Ihre Situation nur schlimmer.«

Eine bedeutungsschwere Pause entstand. »An wen haben Sie die Informationen geschickt?«

Rachel hatte nicht die Absicht, die Frage zu beantworten. Es galt, auf Zeit zu spielen. Rachel und Tolland hatten sich vor der Öffnung im Deck in einer Linie mit dem Tauchboot postiert.

Wenn der Hubschrauber schoss, würde er unvermeidlich auch den Mann in den Klauen des Tauchbootes treffen.

»An William Pickering?«, riet die Roboterstimme. Es klang merkwürdig hoffnungsfroh. »Sie haben an Pickering gefaxt.«

Falsch!, dachte Rachel. Pickering wäre ihre erste Wahl gewesen, doch sie musste befürchten, dass ihre Angreifer ihn schon umgebracht hatten. In einem verzweifelten Entschluss hatte sie das Fax an die einzige Nummer geschickt, die sie auswendig im Kopf hatte.

An das Büro ihres Vaters.

Senator Sextons Büro-Faxnummer hatte sich nach dem Tod ihrer Mutter schmerzlich in Rachels Gedächtnis gebrannt, als ihr Vater es damals vorzog, die Einzelheiten des Grundstücksverkaufs ohne Rachels persönliches Beisein auszuarbeiten. Es wäre ihr niemals in den Sinn gekommen, sich in einem Augenblick der Bedrängnis an ihren Vater zu wenden, aber in dieser konkreten Situation hatte der Mann zwei entscheidende Eigenschaften: Motivation in Hülle und Fülle, die Meteoritengeschichte unverzüglich an die Öffentlichkeit zu bringen und genug politischen Einfluss, um das Weiße Haus anrufen und dort Druck ausüben zu können, dass dieses Killerkommando nach Hause geschickt wurde.

Sexton war mit aller Wahrscheinlichkeit zu dieser Stunde nicht in seinem Büro, doch Rachel wusste, dass er das Büro verschlossen hielt wie eine Schatzkammer. Sie hatte ihre Daten sozusagen in einen Safe mit Zeitschloss versenkt. Selbst wenn die Angreifer herausbekamen, wohin das Fax gegangen war, dürften sie es kaum schaffen, die scharfen Sicherheitsmaßnahmen des Philip-A.-Hart-Bürogebäudes des Senats zu unterlaufen und unbemerkt in Sextons Büro einzubrechen.

»Wer immer der Empfänger war«, sagte die Roboterstimme von oben, »durch Sie

ist er jetzt in Gefahr.«

Rachel wusste, dass sie aus einer Position der Stärke sprechen musste, auch wenn ihr vor Angst beinahe übel war. Sie deutete auf den Mann in den Klauen des Triton. Seine Beine baumelten über dem Abgrund, sein Blut tropfte ins Meer. »Der Einzige, der in Gefahr ist, ist Ihr Agent!«, rief sie ins CrypTalk. »Es ist vorbei.

Die Information ist raus. Sie haben verloren. Verschwinden Sie, oder Ihr Mann stirbt.«

»Miss Sexton, Sie verstehen nicht, worum es hier…«

»Was soll ich verstehen?«, rief Rachel. »Soll ich verstehen, dass Sie unschuldige Menschen umbringen? Soll ich verstehen, dass Sie einen Lügenmeteoriten in die Welt gesetzt haben? Ich verstehe jedenfalls, dass Sie sich gewaltig geschnitten haben. Selbst wenn Sie uns auch noch umbringen, Ihr Spiel ist aus! Verschwinden Sie, oder Ihr Mann stirbt!«

Es gab eine lange Pause, bis es wieder im Sprechgerät knackte.

»Ich komme runter«, sagte die Roboterstimme.

Rachel fuhr es eiskalt in die Glieder.

»Ich bin unbewaffnet«, sagte die Stimme. »Tun Sie nichts Unüberlegtes. Wir müssen unter vier Augen sprechen.«

Bevor Rachel reagieren konnte, hatte der Hubschrauber schon auf dem Heck der *Goya* aufgesetzt. Die Schiebetür an der Seite wurde geöffnet. Eine unscheinbare Gestalt in schwarzem Mantel und Krawatte kletterte aufs Deck.

Rachel konnte es nicht fassen.

Es war William Pickering.

Pickering stand auf dem Deck der *Goya* und schaute Rachel bedauernd an. Er hätte nie gedacht, dass der Tag diese Wendung nehmen würde. Während er auf Rachel zuging, konnte er in den Augen seiner Mitarbeiterin eine brisante Mischung aus Schock, Verwirrung, Enttäuschung und Wut erkennen. *Nur zu verständlich,* dachte er. *Es gibt so viel, wovon sie keine Ahnung hat.* Einen Moment schweiften seine Gedanken zurück zu seiner Tochter Diana. Er fragte sich, was sie wohl kurz vor ihrem Tod empfunden hatte.

Diana und Rachel waren beide Opfer des gleichen Krieges, von dem nicht abzulassen Pickering sich geschworen hatte. Manchmal mussten schreckliche Opfer gebracht werden.

»Rachel«, sagte Pickering. »Noch ist es für eine Einigung nicht zu spät. Ich muss Ihnen viel erklären.«

Rachel schaute ihn fassungslos an. Abscheu lag in ihrem Blick.

Tolland hatte die Maschinenpistole an sich genommen und zielte auf Pickerings Brust. »Keinen Schritt weiter!«, rief er.

Pickering blieb anderthalb Meter vor Rachel stehen und starrte sie eindringlich an. »Rachel, Ihr Vater will die NASA zerschlagen und den Weltraum für den privaten Sektor öffnen! Er ist korrupt. Er nimmt Schmiergelder von der privaten Raumfahrtindustrie an. Es ist eine Frage der nationalen Sicherheit, dass ihm Einhalt geboten wird!«

Rachel schaute Pickering mit ausdruckslosem Gesicht an.

Pickering seufzte. »Trotz all ihrer Fehler muss die NASA die staatliche Behörde bleiben, die sie ist!« *Das muss diese Frau doch begreifen.* »Eine Privatisierung würde die hellsten Köpfe und die besten Ideen der NASA in den privaten Sektor treiben. Die Leute würden sich in alle Winde zerstreuen. Das Militär hätte keinen Zugang mehr. Private Weltraumunternehmen würden zur Beschaffung von Kapital für das beste Angebot einen weltweiten Ausverkauf von NASA-Patenten betreiben!«

Rachels Stimme zitterte. »Sie haben den Meteoriten gefälscht und unschuldige Menschen umbringen lassen… im Namen der nationalen Sicherheit?«

»Die Sache sollte ganz anders laufen«, sagte Pickering. »Der Plan sollte eine wichtige staatliche Behörde am Leben erhalten. Der Tod unschuldiger Menschen war nicht vorgesehen.«

Pickering wusste, der Meteoritenbetrug war wie alle nachrichtendienstlichen Manöver ein Produkt der Angst. Vor drei Jahren hatte er ein Programm vorangetrieben, um die Unterwassermikrofone in größere Tiefen verlegen zu können, wo sie vor feindlichen Saboteuren sicher waren. Dabei war ein von der NASA entwickeltes, revolutionäres Keramikmaterial für den Bau eines geheimen Tiefseetauchboots zum Einsatz gekommen, in dem Menschen sicher bis in die tiefsten Tiefen des Ozeans vordringen konnten – bis hinab zum Grund des Marianengrabens.

Das Boot für zwei Mann Besatzung wurde nach Konstruktionszeichnungen gebaut, die man von Hackern aus dem Computer eines kalifornischen Ingenieurs namens Graham Hawkes entwenden ließ, eines genialen U-Boot-Konstrukteurs, der den Lebenstraum hatte, ein Tiefseetauchboot mit der Bezeichnung »Deep Flight II« zu bauen. Im Gegensatz zu Hawkes, der keine Kapitalgeber für den Bau eines Prototyps finden konnte, hatte Pickering Zugriff auf unbegrenzte Mittel.

Pickering schickte mit dem geheimen Keramik-Tauchboot ein Team in den Marianengraben, das an den Grabenwänden neue Hydrophone installieren sollte – tiefer, als je ein Feind sich tummeln würde. Im Verlauf der Bohrarbeiten stieß das Team auf geologische Strukturen, die sich mit nichts vergleichen ließen, was die Wissenschaft bisher gesehen hatte. Die Entdeckungen umfassten auch Gesteine mit Chondreneinschlüssen und einige bislang unbekannte Tierarten. Da die NRO-Aktion geheim war, ließ man natürlich nichts von den Entdeckungen verlauten.

Erst neulich, und wieder getrieben von Angst, hatten Pickering und sein schweigsames NRO-Team aus wissenschaftlichen Beratern den Entschluss gefasst, ihr Wissen von der einzigartigen Geologie des Marianengrabens als Schützenhilfe für die bedrängte NASA einzusetzen. Einen Gesteinsbrocken aus dem Marianengraben in einen Meteoriten zu verwandeln, hatte sich als verblüffend einfach erwiesen. Mit dem Abgasstrahl eines Slush-Wasserstofftriebwerks hatte das NRO-Team dem Brocken eine überzeugende Schmelzrinde verpasst und ihn dann mit einem Mini-U-Boot von unten in den Milne-Eisschelf eingebracht. Als das Wasser im Einführungsschacht wieder gefroren war, sah es aus, als hätte der Brocken über dreihundert Jahre im Eis gesteckt.

Wie so oft bei gut geplanten Geheimoperationen konnte der großartigste Plan an lächerlichen Kleinigkeiten scheitern. Gestern war die sorgfältig aufgebaute Illusion wegen ein bisschen Leuchtplankton aufgeflogen…

Delta-1 beobachtete aus dem Cockpit des mit laufendem Rotor wartenden Kiowa die Entwicklung der Dinge auf dem Deck.

Rachel und Tolland glaubten, die Situation voll im Griff zu haben, doch Delta-1 musste über die Dürftigkeit ihrer Illusion beinahe lachen. Die Maschinenpistole in Tollands Hand war vollkommen wertlos. Selbst aus dieser Entfernung konnte Delta-1 sehen, dass der Spannschieber zurückgeschnappt und das Magazin leer war.

Ein Blick zu seinem Partner, der in den Klauen des Triton zappelte, gemahnte Delta-1 zur Eile. Pickering hatte sämtliche Aufmerksamkeit an Deck auf sich gezogen.

Delta-1 konnte eingreifen.

Während er Maschine und Rotor weiterlaufen ließ, schlüpfte er aus der Heckklappe. Vom Rumpf des Hubschraubers gedeckt, gelangte er ungesehen auf den Steuerbordumgang der *Goya*. Die Maschinenpistole im Anschlag lief er zum Bug. Vor der Landung auf dem Deck hatte ihm Pickering genaue Anweisungen erteilt. Delta-1 hatte nicht vor, diese einfache Aufgabe zu vermasseln. *In ein paar Minuten ist alles vorbei*.

121

Herney war immer noch im Morgenmantel. Er saß im Oval Office an seinem Schreibtisch und dachte intensiv nach.

Ein neues Teilstück des Puzzles war soeben aufgetaucht.

Marjorie Tench ist tot.

Laut Herneys Mitarbeitern war sie zu einem vertraulichen Treffen mit William Pickering zum FDR Memorial gefahren. Da von Pickering ebenfalls jede Spur fehlte, wurden im Präsidentenstab Befürchtungen laut, dass auch er getötet worden sein könnte.

Der Präsident und Pickering hatten in letzter Zeit einige Auseinandersetzungen ausgefochten. Vor ein paar Monaten hatte Herney erfahren, dass Pickering zur Unterstützung von Herneys glücklosem Wahlkampf illegale Maßnahmen ergriffen hatte.

Unter Einsatz der Mittel des NRO hatte er sich diskret genügend Munition besorgt, um die Kampagne Senator Sextons in Grund und Boden zu kartätschen – skandalöse Sexfotos des Senators mit seiner Assistentin Gabrielle Ashe und belastendes Material über den Empfang von Schmiergeldzahlungen seitens der privaten Raumfahrtindustrie. Pickering hatte das Material anonym Marjorie Tench zukommen lassen und darauf gebaut, dass das Weiße Haus es in seinem Sinne einsetzen würde. Doch nach einem Blick auf das Material hatte Herney die Benutzung untersagt. Sex- und Korruptionsskandale wucherten in Washington wie Krebs. Noch einen Fall auszupacken und dem Publikum vor die Nase zu halten würde lediglich die Politikverdrossenheit im Lande steigern.

Der Zynismus zieht unser Land in den Sumpf.

Herney hätte Sexton zwar fertig machen können, aber nur um dem Preis einer Herabwürdigung des Senats, und dieser Preis war ihm zu hoch.

Keine Negativ-Schlagzeilen mehr! Herney wollte Sexton auf dem Gebiet der Sachfragen schlagen.

Pickering hatte sich über die ablehnende Haltung des Weißen Hauses geärgert und versucht, mit Gewalt einen Skandal vom Zaun zu brechen, indem er Gerüchte über Sextons Sexaffäre mit Gabrielle Ashe ausstreute. Sexton hatte daraufhin empört und mit solcher Überzeugungskraft seine Unschuld beteuert, dass der Präsident sich am Ende öffentlich beim Senator entschuldigen musste. Herney hatte Pickering informiert, er würde ihn im Falle einer nochmaligen Einmischung in die Wahlkampagne seines Amtes entheben. Ironischerweise war Pickering keineswegs ein Parteigänger Präsident Herneys. Seine Versuche, Herneys Wahlkampagne auf die Beine zu helfen, erklärten sich schlicht aus Pickerings Befürchtungen um die NASA. Er sah in Zach Herney das geringere Übel.

Pickering soll umgebracht worden sein?

Herney konnte es sich nicht vorstellen.

»Mr President«, sagte ein Mitarbeiter, »wie von Ihnen gewünscht, habe ich Lawrence Ekstrom angerufen und ihn über den Tod von Marjorie Tench unterrichtet.«

»Danke.«

»Mr Ekstrom wünscht selbst mit Ihnen zu sprechen.«

Herney war noch wütend über Ekstroms Lüge in Sachen PODS. »Sagen sie ihm, dass ich am Vormittag mit ihm sprechen werde.«

»Sir, Mr Ekstrom möchte jetzt gleich mit Ihnen sprechen.« Der Mitarbeiter machte ein betretenes Gesicht. »Er ist am Boden zerstört.«

Ekstrom – am Boden zerstört? Herney spürte, dass er nahe daran war, die Geduld zu verlieren. Während er sich Ekstroms Anruf ins Büro durchstellen ließ, fragte er sich, was noch alles schief gegangen sein mochte.

122

Rachels Verwirrung legte sich. Sie konnte wieder klar denken. Der Mann, der vor ihr stand, war ihr fremd geworden.

Sie fühlte sich von ihm angewidert.

»Wir mussten das Image der NASA aufpolieren«, sagte Pickering. »Der Verfall ihrer Popularität und der damit verbundene Rückgang der finanziellen Mittel wurden auf allen möglichen Ebenen zur Gefahr.« Pickerings graue Augen suchten Rachels Blick. »Rachel, die NASA brauchte einen großen Erfolg wie ein Verdurstender einen Schluck Wasser. Es musste etwas geschehen, damit sie ihren Triumph bekam.«

Es musste wirklich etwas geschehen, dachte Pickering.

Der Meteorit war ein Akt der Verzweiflung gewesen. Pickering und ein paar andere hatten sich hinter den Kulissen darum bemüht, die Weltraumbehörde ins Spektrum der Nachrichtendienste einzubeziehen, wo eine verbesserte Finanzierung und Geheimhaltung die Lage der NASA nur verbessern konnte, doch das Weiße Haus stellte sich unentwegt quer und sprach von einem Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft.

Kurzsichtiger Idealismus. Als Sextons NASA-feindliche Rhetorik auf immer fruchtbareren Boden fiel, wussten Pickering und seine Gesinnungsgenossen aus dem militärischen Lager, dass die Zeit allmählich knapp wurde. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass sich der Ausverkauf der NASA nur verhindern ließ, wenn es gelang, sie wieder positiv in der Wahrnehmung der Steuerzahler und des Kongresses zu verankern. Wenn die Weltraumbehörde überleben sollte, musste sie zu ihrer alten Größe zurückfinden, musste die Erinnerung an die Tage der Apollo-Unternehmen geweckt werden. Zach Herney würde Hilfe brauchen, wollte er Senator Sexton schlagen.

Ich habe weiß Gott versucht, ihm zu helfen, sagte Pickering zu sich selbst und dachte an all das belastende Material, das er Marjorie Tench zugespielt hatte. Unbegreiflicherweise hatte Zach Herney untersagt, damit zu operieren. Pickering sah sich zu drastischeren Maßnahmen gezwungen.

»Rachel«, sagte er, »Sie haben mit Ihrem Fax sehr gefährliche Informationen in die Welt hinausposaunt. Wenn es an die Öffentlichkeit kommt, stehen das Weiße Haus

und die NASA als Komplizen da. Der Präsident und die NASA sind vollkommen ahnungslos, sie gehen davon aus, dass der Meteorit echt ist. Aber sie werden einen schlimmen Rückschlag hinnehmen müssen.

Rachel, der Präsident und die NASA sind völlig unschuldig.«

Pickering hatte von Anfang an darauf verzichtet, Herney oder Ekstrom mit ins Boot zu nehmen. Sie waren viel zu idealistisch gesinnt, um einem Betrug zuzustimmen, selbst wenn er die Rettung der Präsidentschaft oder der NASA bedeutete. NASA-Chef Ekstroms einziges Vergehen hatte darin bestanden, den Projektleiter von PODS zur Lüge über die Detektor-Software zu überreden, was er zweifellos in dem Moment schon wieder bedauerte, als ihm klar wurde, wie sehr gerade dieser Satellit in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken würde.

Da Zach Herney von seiner Idee eines sauberen Wahlkampfs nicht ablassen wollte, hatte Marjorie Tench aus Verärgerung mit Ekstrom konspiriert in der Hoffnung, ein kleiner PODS-Erfolg könnte den erdrutschartigen Erfolg Sextons eindämmen helfen.

Hätte Tench die Fotos und das andere belastende Material benutzt, wäre das alles nicht passiert!

Marjorie Tenchs Beseitigung war zwar bedauerlich, war aber in dem Moment unvermeidlich geworden, als Rachel vor ihr am Telefon von Betrug gesprochen hatte. Pickering kannte Marjorie gut genug, um zu wissen, dass sie nicht ruhen würde, bis sie den Hintergrund dieser ungeheuerlichen Behauptung aufgedeckt hatte, und dazu durfte es selbstverständlich nicht kommen. Ironischerweise diente Marjorie Tench ihrem Präsidenten durch ihren Tod am besten, denn ihr gewaltsames Ende brachte dem Weißen Haus einen Sympathiebonus und lenkte einen vagen Verdacht auf Senator Sexton, der von dieser Frau im Fernsehen so gnadenlos vorgeführt worden war.

Rachel schaute ihren Chef unbeeindruckt an.

»Verstehen Sie doch«, sagte Pickering, »wenn der Meteoritenbetrug bekannt wird, haben Sie einen unschuldigen Präsidenten und eine unschuldige NASA auf dem Gewissen. Außerdem haben Sie einen sehr gefährlichen Mann ins Oval Office gebracht.

Ich muss wissen, wohin Sie ihr Fax geschickt haben.«

Delta-1 ging um den Bug herum und kam an der Backbordseite wieder ein Stück

zurück. Er stand jetzt am Eingang zum Hydrolab, aus dem er Rachel beim Anflug hatte herauskommen sehen.

Auf einem Computerbildschirm des Labors war ein beunruhigendes Bild zu sehen – eine polychromatische Abbildung des pulsierenden Tiefseewirbels, der offensichtlich unter der *Goya* am Meeresboden brodelte.

Ein Grund mehr, schleunigst von hier zu verschwinden, dachte er, während er auf sein Ziel zuschritt.

Das Faxgerät stand auf einer Arbeitsplatte an der gegenüberliegenden Wand. Einige Blatt Papier steckten im Schacht – genau wie Pickering vermutet hatte. Delta-1 nahm die Blätter heraus.

Eine Botschaft von Rachel lag obenauf. Nur zwei Zeilen. Er las.

Das trifft den Nagel genau auf den Kopf, dachte er.

Er blätterte die übrigen sechs Seiten durch. Mit Bestürzung nahm er zur Kenntnis, wie vollständig Rachel und Tolland dem Meteoritenbetrug auf die Spur gekommen waren. Keinem, der diese Blätter sah, konnte ihre Bedeutung verborgen bleiben. Um den Faxempfänger herauszubekommen, musste Delta-1 nicht einmal die Wahlwiederholungstaste drücken. Die zuletzt gewählte Nummer stand noch auf dem Display.

Eine Nummer mit der Vorwahl von Washington, D. C.

Delta-1 notierte die Nummer, griff sich die Blätter und verschwand aus dem Labor.

Mit schweißnassen Händen hielt Tolland die Maschinenpistole auf Pickerings Brust gerichtet. Der NRO-Chef versuchte immer noch aus Rachel herauszubekommen, wohin sie die Informationen gefaxt hatte. Tolland bekam allmählich das ungute Gefühl, dass Pickering lediglich Zeit zu schinden versuchte. *Zeit wofür?*

»Das Weiße Haus und die NASA sind unschuldig«, wiederholte Pickering zum x-ten Mal. »Arbeiten Sie mit mir zusammen. Lassen Sie es nicht dazu kommen, dass durch meinen Fehler auch noch der letzte Rest Glaubwürdigkeit der NASA zerstört wird.

Die NASA wird als Schuldiger dastehen, wenn die Sache auffliegt. Wir können uns bestimmt einigen. Unser Land braucht diesen Meteoriten. Nun sagen Sie schon, wohin Sie die Unterlagen gefaxt haben, bevor es zu spät ist.«

»Damit Sie noch jemand umbringen können?«, sagte Rachel. »Sie machen mich krank!«

Tolland staunte über Rachels Stehvermögen. Sie hielt zwar nichts von ihrem Vater, war aber offensichtlich nicht bereit, ihn irgendeiner Gefahr auszusetzen. Leider war Rachels Plan höchst fragwürdig. Selbst wenn der Senator umgehend in sein Büro kam, das Fax sah und den Präsidenten mit der Geschichte vom Meteoritenbetrug anrief und ihn um sein Eingreifen bat, würde das Weiße Haus so schnell nicht begreifen, wovon der Senator sprach – und wo seine Tochter steckte, wusste auch niemand.

»Ich sage es zum letzten Mal«, sagte Pickering und fixierte Rachel drohend. »Die Situation ist viel zu komplex, als dass Sie sie verstehen könnten. Es war ein gewaltiger Fehler von Ihnen, das Fax mit den Informationen von diesem Schiff abzusenden. Sie gefährden unser Land.«

Wie Tolland jetzt bemerkte, spielte Pickering tatsächlich auf Zeit. Der Grund dafür kam in aller Ruhe an Backbord auf ihn zugeschritten. Tolland erschrak bis ins Mark, als er den Kämpfer mit seiner Maschinenpistole und den Papieren in der Hand auf sich zukommen sah.

Er reagierte mit einer Entschlossenheit, die ihn selbst erstaunte.

Er fuhr herum, richtete die Waffe auf den Mann und riss den Abzug durch.

Es klickte.

»Ich habe die Faxnummer«, sagte der Kämpfer und hielt Pickering einen Zettel hin. »Und Mr Tolland hat keine Munition.«

123

Sedgewick Sexton stürmte durch die Flure des Philip-A.-Hart-Senatsgebäudes. Er hatte keine Ahnung, wie Gabrielle es geschafft hatte, aber sie war offenbar in sein Büro eingedrungen.

Als er am Telefon mit ihr sprach, hatte er im Hintergrund deutlich das unverwechselbare Ticken seiner Jourdain-Standuhr gehört. Er musste befürchten, dass Gabrielle auf die Jagd nach Beweisen gegangen war, nachdem sie bei ihrer

Lauschaktion beim Treffen der SFF-Leute vermutlich das Vertrauen in ihn verloren hatte.

Wie ist sie in mein Büro gekommen?

Sexton war unendlich erleichtert, dass er sein Passwort geändert hatte.

An seiner Bürotür angelangt, tippte er die Pinnummer zum Abschalten der Alarmanlage ein. Er suchte den Schlüsselbund aus der Tasche, betätigte die komplizierte Schließanlage mit zwei Schlössern, riss die Türflügel auf und erwartete, Gabrielle auf frischer Tat zu ertappen.

Das Büro war leer. Lediglich der Bildschirmschoner leuchtete matt.

Er knipste das Licht an. Seine Blicke huschten durch den Raum. Alles war an seinem Platz. Totenstille bis auf das charakteristische Ticken seiner Standuhr.

Wo steckt das Miststück?

Er hörte im Bad etwas rascheln, riss die Tür auf, knipste das Licht an. Das Bad war leer. Er schaute hinter die Tür. Nichts.

Verunsichert betrachtete Sexton sein Konterfei im Spiegel.

Hatte er heute Nacht mehr als ein Glas zu viel getrunken? *Ich habe doch etwas gehört!* Verwirrt ging er in sein Büro zurück.

»Gabrielle?«, rief er. Er ging den Flur hinunter zu ihrem Büro.

Dort war sie auch nicht. Das Büro war dunkel.

In der Damentoilette wurde die Spülung betätigt. Sexton fuhr herum und lief dorthin. Als er die Toilettentür erreichte, trat im selben Moment Gabrielle heraus, noch damit beschäftigt, sich mit einem Papierhandtuch die Hände zu trocknen. Sie zuckte vor Schreck zusammen.

»Mein Gott, haben Sie mich erschreckt!«, rief sie aus. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. »Was tun Sie denn hier?«

»Sie haben gesagt, Sie wollten NASA-Unterlagen aus Ihrem Büro holen. Wo sind die Akten?«, fragte Sexton und schaute auf Gabrielles leere Hände.

»Ich habe überall gesucht, aber ich habe sie nicht finden können. Deswegen hat es so lange gedauert.«

Sexton blickte Gabrielle scharf an. »Waren Sie in meinem Büro?«

Das Faxgerät hat mir das Leben gerettet, dachte Gabrielle.

Vor wenigen Minuten noch hatte sie vor Sextons Computer gesessen und versucht, Ausdrucke der in seinem Computer abgespeicherten illegalen Schecks zu machen, doch die Dateien waren geschützt. Die Dateiensicherungen zu knacken und das Ausdrucken hätten wohl noch eine Weile gedauert. Vermutlich würde sie immer noch am Computer sitzen, hätte nicht das Faxgerät gepiepst und sie aus ihrer Arbeit gerissen. Gabrielle hatte das Signal als Aufforderung genommen, umgehend zu verschwinden.

Ohne sich mit dem eingehenden Fax aufzuhalten, hatte sie den Computer heruntergefahren, alles in Ordnung gebracht und war auf dem gleichen Weg verschwunden, den sie gekommen war.

Als sie Sexton das Büro aufschließen hörte, war sie gerade dabei, aus dem Badezimmer zu klettern.

Sexton stand vor ihr, starrte auf sie hinunter und suchte in ihren Augen nach dem Eingeständnis der Lüge. Gabrielle kannte niemand, der es an Sensibilität für Unwahrheiten mit Sedgewick Sexton hätte aufnehmen können. Sexton würde sofort erkennen, wenn sie log.

»Sie haben getrunken«, sagte sie und wandte sich ab. *Woher weiß er, dass ich in seinem Büro war?*

Sexton packte sie an den Schultern und wirbelte sie herum.

»Waren Sie in meinem Büro?«

Gabrielle bekam es mit der Angst zu tun. »Ich, in Ihrem Büro?«

Sie lachte gekünstelt. »Wie denn? Warum denn?«

»Vorhin, als ich Sie anrief, habe ich im Hintergrund meine Jourdain-Uhr gehört!«

Gabrielle zuckte innerlich zusammen. *Die Uhr!* Darauf wäre sie nie gekommen. »Wissen Sie eigentlich, wie absurd Ihr Vorwurf ist?«

»Ich sitze den ganzen Tag in diesem Büro. Ich weiß, wie meine Uhr klingt!«

Gabrielle spürte, dass sie sofort einen Riegel vorschieben musste. *Angriff ist die beste Verteidigung*, hatte Yolanda Cole immer gesagt. Sie baute sich vor Sexton auf, stemmte die Fäuste in die Hüften und schaute ihm furchtlos in die Augen. »Senator, lassen Sie mich eines klarstellen: Es ist vier Uhr früh, und Sie haben getrunken. In Ihrem Telefon hat es getickt, und deshalb sind Sie hier?« Sie zeigte empört den Flur hinunter auf Sextons Bürotür.

»Nur damit wir uns richtig verstehen: Wollen Sie allen Ernstes behaupten, ich hätte eine Alarmanlage außer Gefecht gesetzt, zwei Sicherheitsschlösser aufgebrochen, wäre dann in Ihr Büro eingedrungen, hätte dabei auch noch die Blödheit besessen, mich mitten in einer kriminellen Handlung per Handy anrufen zu lassen, hätte beim Rausgehen wieder abgeschlossen und die Alarmanlage scharf gemacht, wäre dann in aller Seelenruhe aufs Damenklo gegangen, um mit leeren Händen abzuhauen, einfach so?

Wollen Sie das behaupten?«

Sexton blinzelte verdutzt.

»Es heißt nicht umsonst, man soll nicht alleine trinken«, sagte Gabrielle. »Wollen Sie jetzt mit mir über die NASA reden oder nicht?«

Sexton wusste nicht mehr, was er denken sollte. Er ging geradewegs zur Bar in seinem Büro und schenkte sich eine Cola ein.

Er fühlte sich weiß Gott nicht betrunken. Sollte er sich wirklich sosehr getäuscht haben? An der Wand gegenüber tickte spöttisch die Standuhr. Sexton schüttete die Cola hinunter und schenkte sich ein zweites Glas ein, dazu eines für Gabrielle.

»Möchten Sie was trinken?«, sagte er und drehte sich um. Gabrielle stand immer noch ostentativ an der Schwelle. »Mein Gott, nun lassen Sie's gut sein und kommen Sie rein! Erzählen Sie schon, was haben Sie bei der NASA erreicht?«

»Ich glaube, ich habe genug für heute«, winkte sie ab. »Lassen Sie uns morgen darüber sprechen.«

Sexton war nicht in der Stimmung für beleidigte Spielchen. Er brauchte die Informationen jetzt sofort. Er seufzte müde. *Die Hand zur Versöhnung hinstrecken. Es geht immer nur um Vertrauen.*

»Tut mir Leid, ich habe Mist gebaut«, sagte er. »Heute war ein harter Tag. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.«

Gabrielle stand noch auf der Schwelle.

Sexton ging zu seinem Schreibtisch und stellte die Cola für Gabrielle auf dem Drucker ab. Er deutete auf seinen ledernen Schreibtischsessel – das Machtzentrum im Raum. »Setzen Sie sich. Trinken Sie einen Schluck. Ich halte rasch den Kopf ins kalte Wasser.« Er machte sich auf ins Badezimmer.

Gabrielle rührte sich immer noch nicht.

»Ich glaube, ich habe ein Fax im Gerät gesehen«, rief Sexton ihr über die Schulter zu, während er ins Bad ging. *Zeig ihr, dass du ihr vertraust.* »Schauen Sie doch mal nach, was es ist.«

Er schloss die Tür hinter sich und ließ Wasser ins Waschbecken laufen. Er schaufelte sich das kalte Wasser ins Gesicht, sein Kopf wurde aber trotzdem nicht klarer. So etwas war ihm noch nie passiert – noch nie war er sich einer Sache so sicher gewesen und hatte trotzdem so falsch gelegen. Sexton war ein Mann, der auf seinen Instinkt vertraute, und der sagte ihm, dass Gabrielle Ashe in seinem Büro gewesen war.

Aber wie? Es war völlig unmöglich.

Sexton beschloss, die Sache vorerst zu vergessen und sich auf das aktuelle Problem zu konzentrieren. Die NASA. Dazu brauchte er Gabrielle. Jetzt war nicht der Moment, sie zu vergraulen. Er musste wissen, was sie in Erfahrung gebracht hatte.

Vergiss deinen Instinkt. Du hast dich vertan.

Während er sich das Gesicht abtrocknete, warf er den Kopf zurück und atmete tief durch. Ruhig *Blut,* ermahnte er sich, *Druck machen bringt nichts.*

Als er aus dem Bad kam, hatte Gabrielle sich zu seiner Erleichterung beruhigt und war in sein Büro gekommen. Sie stand beim Telefaxgerät mit integriertem Anrufbeantworter und blätterte in den angekommenen sieben Seiten. Verwirrung und Angst standen in ihrem Gesicht.

»Was ist gekommen?«, fragte Sexton und ging auf sie zu.

Gabrielle wankte. »Der Meteorit…«, stieß sie hervor. Ihre Hand zitterte, als sie

Sexton die Blätter entgegenhielt. »Und Ihre Tochter… ist in Lebensgefahr.«

Sexton nahm Gabrielle die Papiere aus der Hand. Das oberste Blatt war eine handschriftliche Notiz. Sexton erkannte die Schrift sofort. Die Mitteilung war schnörkellos und erschreckend einfach.

Meteorit ist gefälscht. Nachweis anbei.

NASA/Weißes Haus wollen mich umbringen – Hilfe! – R. S.

Es kam selten vor, dass der Senator überhaupt nichts verstand.

Er las Rachels Mitteilung ein zweites Mal und wusste immer noch nicht, was er damit anfangen sollte.

Der Meteorit ist gefälscht? Die NASA und das Weiße Haus versuchen Rachel umzubringen?

Sexton blätterte in dem halben Dutzend Seiten. Auf der ersten Seite war eine Computerabbildung mit der Überschrift »Ground Penetrating Radar (GPR)«. Das Bild schien eine Art Röntgenaufnahme vom Gletscher zu sein. Sexton sah den Bergungsschacht, von dem im Fernsehen die Rede gewesen war. Sein Blick blieb am undeutlichen Umriss einer im Schacht schwebenden, vermutlich menschlichen Gestalt haften.

Dann sah er etwas noch Schockierenderes – den deutlichen Umriss eines zweiten Schachts direkt unter dem Meteoriten, als wäre der Brocken von unten ins Eis eingebracht worden.

Was, um alles in der Welt…?

Er blätterte weiter. Von der nächsten Seite blickte ihn das Foto eines Meereslebewesens mit der Bezeichnung *Bathynomous giganteus* an. Er betrachtete erstaunt das Bild. *Das ist doch das Fossil aus dem Meteoriten!* Hastig schlug er die nächste Seite auf, eine grafische Darstellung des Wasserstoffgehalts der Schmelzrinde des Meteoriten. Ein handschriftlicher Vermerk stand darunter.

»Verbrennung durch Slush-Wasserstoff Triebwerk der NASA?«

Sexton traute seinen Augen nicht. Er betrachtete die letzte Seite, das Foto eines Gesteinsbrockens mit kleinen metallischen Einschlüssen, die denen des Meteoriten haargenau glichen. Dem Begleittext war zu entnehmen, dass es sich bei dem

Brocken um das Produkt von Tiefsee-Tektonik handelte. *Ein Brocken aus der Tiefsee? Aber die NASA hat doch behauptet, Chondren bilden sich nur im Weltraum!*

Sexton legte die Blätter auf den Schreibtisch und ließ sich in seinen Sessel fallen. Er brauchte nur eine halbe Minute, um aus den Bruchstücken das ganze Bild zu gewinnen. Die Implikationen dieser Mitteilungen waren kristallklar. Man musste schon ein Trottel sein, um nicht sofort zu begreifen, was diese Bilder bedeuteten.

Der Meteorit der NASA – ein Schwindel!

An keinem Tag seiner Karriere hatte Sexton höchste Höhen und tiefste Tiefen in so dichter Folge durchlebt. Seine Verblüffung über diesen gigantischen Betrug wich schnell der Erkenntnis, dass er für ihn ein Geschenk des Himmels war.

Wenn ich mit diesen Informationen an die Öffentlichkeit gehe, bin ich der neue Präsident!

Vor Vorfreude dachte Sexton schon nicht mehr an den Hilferuf seiner Tochter.

»Rachel ist in Gefahr!«, sagte Gabrielle. »Die NASA und das Weiße Haus versuchen…«

Unvermittelt begann das Telefax zu piepsen. Gabrielle fuhr herum und starrte das Gerät an. Auch Sexton konnte nicht anders. Wollte Rachel ihm noch mehr Beweismaterial senden? Wie viel hatte sie denn in petto? *Als ob das nicht schon genügte!*

Als das Gerät anlief, kamen keine Blätter. Der Apparat schaltete auf den Anrufbeantworter um.

»Hallo«, war Sextons Ansage zu hören, »hier ist das Büro von Senator Sedgewick Sexton. Wenn Sie mir ein Fax senden möchten, drücken Sie bitte auf den Startknopf, oder hinterlassen Sie mir nach dem Signalton eine Nachricht.«

Bevor Sexton abheben konnte, piepste es, und der Anrufbeantworter lief an. »Senator Sexton?«, sagte eine männliche Stimme. Sie klang klar und direkt. »Hier William Pickering, Chef des NRO. Vermutlich befinden Sie sich derzeit nicht in Ihrem Büro, ich muss mich sofort an Sie wenden.« Der Sprecher machte eine Pause, als würde er erwarten, dass doch jemand abnimmt.

Gabrielle wollte nach dem Hörer greifen.

Sexton schlug ihre Hand derb beiseite.

»Aber das ist doch der Chef von…«

»Herr Senator«, fuhr Pickering fort, und es klang beinahe, als wäre er erleichtert, dass niemand abgehoben hatte. »Ich fürchte, mein Anruf bringt Ihnen schlechte Nachrichten. Ich wurde soeben davon in Kenntnis gesetzt, dass Ihre Tochter Rachel in höchster Lebensgefahr schwebt. Leider kann ich am Telefon nicht in Einzelheiten gehen, aber man hat mich informiert, dass sie Ihnen vermutlich einiges an Datenmaterial über den NASA-Meteoriten gefaxt hat. Ich habe das Material nicht gesehen und weiß auch nicht, worum es sich handelt, aber die Leute, die Ihre Tochter bedrohen, haben mich eindringlich gewarnt, dass Ihre Tochter sterben wird, wenn Sie oder jemand anders mit diesem Material an die Öffentlichkeit gehen. Sir, ich bedaure, so direkt sein zu müssen, aber ich möchte, dass Klarheit herrscht. Das Leben Ihrer Tochter ist bedroht. Falls sie Ihnen etwas gefaxt hat, beschwöre ich Sie, niemand davon Kenntnis zu geben. Jedenfalls nicht bis auf weiteres. Das Leben Ihrer Tochter hängt davon ab.

Ich werde in Kürze bei Ihnen sein.« Pickering schob eine Pause ein. »Mit etwas Glück, Herr Senator, ist die ganze Sache bereits erledigt, wenn Sie heute früh aufwachen. Sollte diese Nachricht Sie erreichen, bevor ich Sie in Ihrem Büro aufsuche, bleiben Sie bitte, wo Sie sind, und vor allem, sprechen Sie mit niemand darüber. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihre Tochter in Sicherheit zu bringen.«

Pickering hängte ein.

Gabrielle zitterte. »Rachel wurde als Geisel genommen!«

Sexton spürte, dass Gabrielle ein schmerzliches Mitgefühl für die in Gefahr schwebende junge Frau empfand. Er selbst allerdings hatte Schwierigkeiten, ähnliche Empfindungen aufzubringen. Er befand sich in der Gefühlslage eines kleinen Jungen, der sich das ersehnte Weihnachtsgeschenk wieder abnehmen lassen soll.

Pickering verlangt von dir, dass du den Mund halten sollst?

Sexton stand einen Moment unentschlossen da und überlegte.

In einer von kalter Berechnung beherrschten Kammer seines Hirns knipsten sich die Schaltkreise eines politischen Computers an, der sämtliche Möglichkeiten und jedes erdenkliche Ergebnis durchspielte. Die Faxe in der Hand, wurde ihm die brutale

politische Durchschlagkraft der Bilder bewusst. Die NASA hatte mit ihrem Meteoriten seinen Traum von der Präsidentschaft zerstört.

Jetzt würde er diejenigen, die ihm ein Bein stellen wollten, dafür bezahlen lassen. Der Meteoritenschwindel, mit dem seine Feinde ihn erledigen wollten, würde ihn in genau jene Machtposition tragen, die man ihm verbauen wollte. Dafür hatte seine Tochter gesorgt.

Es gibt nur ein akzeptables Ergebnis, nur einen Kurs, den ein echter politischer Führer in dieser Situation einschlagen kann.

Von den Bildern seiner strahlenden politischen Wiedergeburt wie hypnotisiert, schritt Sexton durchs Zimmer zu dem Kopierer. Er schaltete ihn ein und begann, die Papiere einzulegen.

»Was tun Sie da?«, fragte Gabrielle irritiert.

»Das wird Rachel schon nicht umbringen«, gab Sexton zurück.

Selbst wenn er seine Tochter an den Feind verlor, würde das seiner Macht allemal zugute kommen. Er konnte nur gewinnen.

Das Risiko musste eingegangen werden.

»Für wen machen Sie die Kopien?«, wollte Gabrielle wissen.

»Pickering hat doch darauf bestanden, dass niemand etwas erfahren darf!«

Sexton blickte vom Gerät auf und schaute Gabrielle an. Wie unattraktiv sie ihm auf einmal vorkam! Sedgewick Sexton verwandelte sich zusehends in eine unerreichbare Insel. Alles, was er für die Verwirklichung seines Traums brauchte, hielt er in Händen. Jetzt konnte ihn nichts mehr aufhalten, keine Bestechungsvorwürfe und kein Sexskandal.

Nichts mehr.

»Gabrielle, gehen Sie nach Hause. Ich kann Sie hier nicht brauchen.«

124

Es ist aus, dachte Rachel.

Sie saß neben Tolland auf Deck und starrte in die Mündung der Maschinenpistole von Delta-1. Pickering wusste jetzt, wohin das Fax gegangen war.

Rachel bezweifelte, dass ihr Vater jemals die telefonische Nachricht bekommen würde, die Pickering ihm soeben übermittelt hatte. Es war durchaus möglich, dass Pickering noch vor allen anderen im Büro des Senators aufkreuzte. Wenn er es schaffte, vor Eintreffen des Senators hineinzukommen, das Fax verschwinden zu lassen und seine Nachricht zu löschen, gab es keinen Anlass, dem Senator irgendetwas anzutun. Pickering war möglicherweise einer von den ganz wenigen Leuten in Washington, die sich ohne jedes Aufsehen Zutritt zum Büro eines Senators verschaffen konnten. Rachel hatte schon immer gestaunt, was im Namen der »nationalen Sicherheit« alles möglich war.

Wenn das nicht klappt, kann Pickering immer noch vorbeifliegen und durchs Bürofenster eine Hellfire-Rakete ins Faxgerät schießen. Doch Rachel hatte das starke Gefühl, dass so etwas nicht nötig war.

Erstaunt spürte sie Tollands Hand in die ihre gleiten. Seine Berührung war zärtlich und fest zugleich. Ihre Hände verschränkten sich ineinander, so selbstverständlich, dass es Rachel vorkam, als hätten sie sich schon ein Leben lang gehalten. Sie wünschte sich nichts so sehr, wie in Tollands Armen zu liegen, beschützt vor dem strudelnden Rauschen der schrecklichen nächtlichen See. *Zu spät,* dachte sie. *Es sollte nicht sein.*

Michael Tolland kam sich vor wie ein Mann, dem auf dem Weg zum Galgen noch einmal das Glück lacht.

Das Leben macht sich lustig über mich.

In den Jahren nach Celias Tod hatte Tolland viele Nächte überstehen müssen, in denen er am liebsten gestorben wäre, viele schlimme Stunden des Schmerzes und der Einsamkeit, aus denen zu entkommen nur durch ein schnelles Ende möglich schien.

Dennoch hatte er das Leben gewählt und sich gesagt, er würde es alleine schaffen. In der heutigen Nacht hatte er zum ersten Mal begriffen, was seine Freunde ihm schon die ganze Zeit gesagt hatten.

Mike, du musst nicht alles alleine schaffen. Du wirst wieder eine Frau finden, die du lieben kannst.

Das Gefühl von Rachels Hand in der seinen machte es ihm schwerer, die Ironie des Schicksals zu ertragen. Das Leben hatte ein miserables Timing. Wie schon so oft auf den Decks der *Goya* hatte er das Empfinden, Celias Geist würde auf ihn hinunterschauen. Ihre Stimme vermischte sich mit dem Rauschen des Wassers. Sie sprach die Worte, die sie kurz vor ihrem Tod zu ihm gesagt hatte.

»Du bist ein Überlebenskünstler«, flüsterte die Stimme. »Versprich mir, dass du wieder jemand lieben wirst.«

»Ich will niemand mehr lieben«, hatte er geantwortet.

Celia hatte ihn voll Weisheit angelächelt. »Du wirst es lernen.«

Jetzt, auf dem Deck der *Goya*, hatte er es gelernt. Eine Woge tiefen Gefühls wallte warm in seinem Herzen auf. Tolland spürte, dass er glücklich war.

Ein übermächtiger Überlebenswille keimte in ihm auf.

Pickering fühlte sich merkwürdig unbeteiligt, als er auf die beiden Gefangenen zuging. Vor Rachel blieb er stehen, überrascht, dass ihm alles so leicht fiel.

»Manchmal verlangen die Umstände Entscheidungen, die keine sind«, sagte er.

Rachel bedachte ihn mit einem unbeugsamen Blick. »Sie haben die Umstände selbst geschaffen.«

»Der Krieg verlangt Opfer«, sagte Pickering. Seine Stimme war fester geworden. *Fragt Diana Pickering und all die anderen, die jedes Jahr bei der Verteidigung unserer Nation ihr Leben lassen.* »Rachel, gerade Sie sollten das verstehen.« Sein Blick bohrte sich in ihre Augen, *»lactura paucorum servat multos.«*

Pickering wusste, dass Rachel den Spruch kannte, der in Geheimdienstkreisen eine typische Redewendung war. *Die wenigen opfern, um die Vielen zu retten.*

Rachel betrachtete ihn mit unverhohlener Abscheu. »Und Michael und mir haben Sie die Rolle der wenigen zugedacht?«

Pickering bedachte noch einmal die Situation. Es gab keine andere Wahl. Er wandte sich an Delta-1. »Befreien Sie Ihren Partner, und dann bringen Sie die Sache zu Ende.«

Delta-1 nickte.

Pickering bedachte Rachel mit einem langen Blick; dann ging er zur Backbordreling und starrte aufs Meer. Bei dem, was jetzt kam, wollte er lieber nicht zusehen.

Im Gefühl der Macht packte Delta-1 die Waffe. Er schaute hinauf zu seinem Partner, der in den Klauen der Greifarme hing. Es gab nichts mehr zu tun, außer die Falltür unter den Füßen seines Partners zu schließen, ihn aus den Greifern zu befreien und Rachel Sexton und Michael Tolland zu eliminieren. Delta-1 hatte die unübersichtliche Schalttafel für die Deckklappe mit ihren unmarkierten Hebeln und Anzeigern bereits in Augenschein genommen. Er hatte nicht die Absicht, das Leben seines Partners aufs Spiel zu setzen, indem er am falschen Hebel zog.

Kein Risiko eingehen. Niemals überstürzt handeln.

Er würde Tolland zwingen, die Handgriffe zur Befreiung des Partners selbst vorzunehmen. Und damit Tolland nicht auf die Idee kam, ihm einen Streich zu spielen, würde er die »biologische Kollateralsicherung« einsetzen, wie man in seinen Kreisen sagte.

Die Gegner gegeneinander ausspielen.

Delta-1 hielt Rachel die Maschinenpistole vors Gesicht. Sie schloss die Augen. Delta-1 sah Tolland die Fäuste ballen.

»Miss Sexton, stehen Sie auf!«

Rachel stellte sich hin. Die Mündung der Waffe im Rücken wurde sie von Delta-1 zu einer mobilen Alustiege geschoben, die von hinten zum Tauchboot hinaufführte. »Steigen sie hoch, und stellen Sie sich aufs Boot.«

Rachel schaute Delta-1 unschlüssig und ängstlich an.

»Los, voran!«, brüllte Delta-1.

Rachel hatte das Gefühl, in einem Albtraum zu sein, als sie zum Triton hinaufkletterte. Oben an der Stellage angekommen zögerte sie, auf das über dem Abgrund hängende Tauchboot zu steigen.

»Stellen Sie sich oben aufs Boot!«, rief Delta-1 zu ihr hinauf. Er war inzwischen hinter Tolland getreten und presste ihm die Maschinenpistole in den Rücken.

Mit einem ziehenden Gefühl im Bauch, als müsste sie auf einen Felsvorsprung über

einer Schlucht hinausklettern, machte Rachel einen mutigen Schritt nach vorn auf den hohen Maschinenaufbau des Triton.

Der Kämpfer schubste Tolland mit der Waffe voran. »Bewegung! Rüber zur Schalttafel. Klappe schließen!«

Während Tolland sich auf die Schalttafel zubewegte, bemerkte Rachel, dass er ihr mit den Augen ein Zeichen zu geben versuchte. Er blickte sie an – und gleich darauf das Tauchboot mit dem nach vorn hochgeklappten Lukendeckel vor ihr. Rachel konnte von oben in das einsitzige Cockpit schauen. *Da soll ich rein?* Tolland war inzwischen fast an der Schalttafel angelangt. Sein Blick bohrte sich beschwörend in Rachels Augen.

Seine Lippen formten ein Wort. »Rein!«

Aus dem Augenwinkel sah Delta-1 Rachels plötzliche Bewegung.

Instinktiv fuhr er herum und feuerte. Während Rachel durch die Luke in den Sitz fiel, pfiffen die Kugeln über sie hinweg. Querschläger prallten funkenstiebend von dem hochgeklappten runden Deckel ab, dann schlug er über Rachel zu.

Kaum dass Tolland die Waffe nicht mehr im Rücken spürte, machte er einen Hechtsprung nach links zur Heckankerwinde der *Goya*. Der Kämpfer wirbelte mit Feuer speiender Waffe herum. Tolland warf sich im Kugelhagel hinter der Seiltrommel in Deckung, einem gewaltigen Stahlzylinder mit Maschinenantrieb, auf dem über tausend Meter Stahltrosse aufgewickelt waren.

Tollands Plan verlangte rasches Handeln. Während der Kämpfer schon auf ihn losstürmte, riss Tolland mit beiden Händen an dem großen Sperrhebel der Ankerwinde. Sofort begann die *Goya* in der starken Strömung heftig zu schlingern. Meter um Meter wickelte sich das Ankertau von der Trommel ab. Taumelnd kämpfte der Angreifer um das Gleichgewicht. Die unkontrollierten Bewegungen der *Goya* wurden stärker.

Brav, altes Mädchen!, ermunterte Tolland sein Schiff.

Der Kämpfer hatte sich wieder gefangen. Er rannte auf Tolland zu. Tolland wartete bis zum letzten Moment; dann riss er wieder am Hebel. Krachend blockierte die einrastende Sperrklinke die Ankerwinde. Die Ankertrosse fierte straff wie eine Gitarrensaite.

Ein gewaltiger Ruck lief durchs Schiff. Was an Deck nicht niet- und nagelfest war,

flog durch die Luft. Der Delta-Kämpfer wurde gegen die Ankerwinde geschleudert. Pickering strauchelte und fiel rückwärts aufs Deck. Der neun Tonnen schwere Triton schaukelte wie ein Spielzeug an seiner Aufhängung hin und her.

Aus dem Unterbau der *Goya* drang das markerschütternde Knirschen und Krachen von berstendem Metall. Während der beschädigte Träger mit den Erschütterungen eines Erdbebens zusammenbrach, sank vom Heck ausgehend die gesamte Steuerbordseite unter ihrem eigenen Gewicht ächzend in die Tiefe, als hätte ein riesiger Couchtisch ein Bein verloren. Der Lärm des berstenden Metalls und des in den Engpass rauschenden Wassers waren ohrenbetäubend.

Rachel hielt sich verbissen im Tauchboot fest, das über dem jetzt steil abfallenden Deck über der gähnenden Öffnung der Falltür pendelte. Unter sich konnte sie das Meer schäumen sehen. Als sie den Blick hob, um nach Tolland zu sehen, wurde sie Zeugin eines bizarren Dramas, das sich in Sekundenschnelle auf dem abschüssigen Deck entwickelte.

Nicht einmal einen Meter von ihr entfernt wurde der in den Klauen der Greifarme gefangene Delta-Kämpfer wie eine Stockpuppe herumgewirbelt. Er brüllte vor Schmerz. Pickering kroch unterdessen quer durch Rachels Blickfeld zu einer Klampe im Deck, um dort Halt zu finden. Tolland hatte sich am Ankerwindenhebel festgeklammert.

Rachel sah den Kämpfer mit der Maschinenpistole wieder auf die Beine kommen, doch er kümmerte sich nicht um Tolland.

Starr vor Schreck schaute er zu seinem mit laufenden Rotoren hinter dem Triton geparkten Kampfhubschrauber zurück, der mit seinen langen Landekufen auf dem schrägen Deck wie ein Schlitten ins Rutschen kam. Rachel sah die massige Maschine langsam dem Triton entgegenschlittern.

Delta-1 kroch hastig das schräge Deck hinauf und warf sich ins Cockpit. Das Fluchtvehikel durfte auf keinen Fall verloren gehen. Er jagte die Turbine auf Vollgas und riss am Knüppel.

Donnernd kamen die Rotoren auf Touren und zerrten an dem schwer bewaffneten Kampfgerät. Zunehmend schneller glitt der Hubschrauber auf das Tauchboot und den in seinen Klauen zappelnden Kämpfer zu. *Nun heb schon ab!*

Immer noch vorwärts gleitend begann der Hubschrauber mit steil nach unten zeigender Nase abzuheben. Delta-1 drückte den Knüppel auf höchste Steigleistung. Wenn er nur die halbe Tonne Raketenwaffen loswerden könnte, die ihn herunterzog!

Wie eine riesige Kreissäge segelte er dem Triton entgegen. Die Rotorblätter verfehlten um Haaresbreite den Kopf von Delta-2. Die Kranaufhängung des Tauchboots verfehlten sie nicht.

Aus seinem gepanzerten Cockpit sah Delta-1 die Rotorblätter in das armierte Kranseil jagen. Ein blendender Funkenregen explodierte über ihm, während der Rotor kreischend in Stücke ging. Delta-1 spürte den Kiowa durchsacken. Die Landekufen polterten zweimal hintereinander hart auf das abschüssige Deck, bevor eine Schlittenfahrt die Schräge hinunter begann. Knirschend wurde sie von der stabilen Metallkonstruktion der Reling abgefangen.

Dann hörte Delta-1 das berstende Krachen. Der waffenstarrende Kampfhubschrauber neigte sich, kippte über die Deckkante und stürzte ins Meer.

Rachel Sexton presste sich wie gelähmt in den Sitz des Triton.

Der Rotor hatte wie durch ein Wunder das U-Boot verfehlt, jedoch schweren Schaden an der Aufhängung angerichtet. Rachel hatte nur noch den einen Gedanken, schleunigst aus dem Tauchboot herauszukommen.

Wo ist Michael? Rachel konnte ihn nicht sehen. Ihre Panik dauerte nur Sekunden, da legte sich schon eine neue Angst darüber.

Das angeschlagene Kranseil über ihr gab Unheil verkündende Geräusche von sich. Eine Drahtseilader nach der anderen riss.

Dann gab das Seil mit einem lauten Peitschenknall nach. Für Augenblicke schwerelos, schwebte Rachel im Sitz des nach unten fallenden Bootes. Das Deck verschwand über ihr, die Laufstege unter dem Schiff rasten vorbei. Der Mann in den Greiferklauen starrte mit aschfahlem Gesicht zu Rachel herein. Der Fall schien endlos.

Rachel wurde in die Polsterung des Sitzes geschleudert, als das Tauchboot unter der *Goya* in die aufschäumende See stürzte. Es tauchte einige Meter tief ins beleuchtete Wasser, das über der Glaskuppel zusammenschlug, um dann wie ein Korken wieder nach oben zu steigen.

Von ihrem Fensterplatz aus sah Rachel die Haie augenblicklich angreifen. Erstarrt in ihren Sitz gepresst wurde sie Zeugin, wie Delta-2 keinen Meter von ihr entfernt in einem grausamen Schauspiel in Stücke gerissen wurde.

Als die Rammstöße der knorpeligen Hammerköpfe gegen den Glasdom endlich

erstarben, öffnete Rachel wieder die Augen.

Die Greifarme waren leer. Blutrotes Wasser spülte gegen die Kuppel.

Innerlich und äußerlich gebeutelt kauerte Rachel mit an die Brust gezogenen Knien in ihrem Sitz. Das Boot schrammte am Anlegesteg des Tauchdecks der *Goya* entlang. Es war nicht die einzige Bewegung, die Rachel spürte.

Das Boot bewegte sich auch nach unten.

Langsam kroch das Wasser an der Glaskuppel höher. Aus den Ballasttanks kam ein unüberhörbares Gurgeln.

Wie ein elektrischer Schlag jagte der Schreck durch Rachels Körper. Sie sprang auf und griff nach dem Handrad für die Verriegelung der Einstiegsluke. Wenn es ihr gelang, oben aufs Boot zu klettern, konnte sie leicht den halben Meter zum Tauchdeck der *Goya* hinüberspringen.

Rachel wuchtete in der angegebenen Richtung am Handrad. Es ließ sich keinen Millimeter bewegen. Sie versuchte es erneut. Der Mechanismus war offensichtlich blockiert. Nichts rührte sich.

Der Triton sank wieder ein paar Zentimeter tiefer, rumpelte noch einmal gegen die *Goya* und trieb dann unter dem abgesackten Heck hervor ins offene Meer hinaus.

125

Senator Sexton war mit dem Kopieren fertig.

»Bitte, tun Sie das nicht!«, flehte Gabrielle ihn an. »Sie setzen das Leben Ihrer Tochter aufs Spiel.«

Sexton schien sie gar nicht zu hören. Mit zehn identischen Stößen von Fotokopien in der Hand ging er zu seinem Schreibtisch.

Jeder Stoß bestand aus Kopien der Blätter, die Rachel ihm per Fax geschickt hatte, einschließlich ihrer Notiz, in der sie den Meteoriten als Betrug bezeichnet und NASA und Weißes Haus beschuldigt hatte, sie töten zu wollen.

Die schockierendste Pressemappe, die je zusammengestellt wurde, dachte Sexton, während er die Stöße einzeln in große weiße Umschläge steckte. Jeder Umschlag trug seinen Namen, seine Büroadresse und sein Senatsemblem. Über die Herkunft dieser unglaublichen Enthüllungen konnten keine Zweifel aufkommen. *Das wird der politische Skandal des Jahrhunderts, und du hast ihn aufgedeckt.*

Gabrielle bedrängte ihn immer noch wegen Rachels Sicherheit, doch Sexton hatte Wachs in den Ohren. Beim Zurechtmachen der Umschläge hatte er sich in seiner eigenen Welt abgekapselt.

Jede politische Karriere hat einen entscheidenden Moment, und heute ist der deinige.

William Pickering hatte Sexton wegen der Gefahr für Rachels Leben vor der Veröffentlichung des Materials gewarnt. Zu Rachels Pech wusste Sexton aber auch, dass ihn die Veröffentlichung des Betrugs der NASA mit einer in der amerikanischen Politik nie da gewesenen Bravour ins Weiße Haus tragen würde.

Das Leben ist voller schwieriger Entscheidungen. Wer zu den Gewinnern gehören will, muss sich entscheiden können.

Gabrielle Ashe fürchtete den Ausdruck von blindem Ehrgeiz in Sextons Augen mit gutem Grund, wie sie wieder einmal feststellen musste. Sexton scheute offenbar nicht davor zurück, den Betrug der NASA gegebenenfalls auch um den Preis des Lebens seiner Tochter an die große Glocke zu hängen.

»Sehen Sie denn nicht, dass Sie schon gewonnen haben?«, gab Gabrielle eindringlich zu bedenken. »Weder die NASA noch Zach Herney werden diesen Skandal überleben, egal, wer ihn an die Öffentlichkeit bringt, und egal wann. Warten Sie, bis Sie wissen, dass Rachel in Sicherheit ist! Warten Sie, bis Sie mit Pickering gesprochen haben!«

Sexton nahm Gabrielle nicht mehr wahr. Er zog die Schreibtischschublade auf und entnahm ihr eine Trägerfolie mit Dutzenden darauf haftender münzgroßer Wachssiegel, die seine Initialen trugen. Gabrielle wusste, dass er die Siegel normalerweise nur für formelle Einladungsschreiben benutzte, aber er war augenscheinlich der Meinung, dass der siegelrote Wachsklecks, den er von der Trägerfolie abzog, um damit die Lasche der Kuverts wie eine vertrauliche Mitteilung zu verschließen, seiner Enthüllung eine besonders dramatische Note verlieh.

Gabrielle dachte zornig an die digital abgespeicherten illegalen Schecks in Sextons

Computer, doch damit zu drohen verbot sich von selbst, denn Sexton würde die Beweise sofort löschen.

»Gehen Sie nicht an die Öffentlichkeit«, sagte sie, »sonst mache ich unsere Sexaffäre publik.«

Sexton lachte laut auf. »Das würden Sie tun? Glauben Sie denn, jemand würde Ihnen auch nur ein Wort glauben – einer rachsüchtigen machtgeilen Hilfskraft, die in meinem Regierungsteam keinen Job bekommen hat? Ich habe unsere Affäre abgestritten, und alle Welt hat mir geglaubt. Ich werde einfach wieder alles abstreiten.«

»Das Weiße Haus hat Fotos«, erklärte Gabrielle.

Sexton, der immer noch Umschläge siegelte, hob nicht einmal den Blick. »Die haben keine Fotos, und wenn sie welche hätten, sind sie wertlos.« Er klebte das letzte Siegel auf. »Ich genieße Immunität. Diese Umschläge sind meine Trumpfkarte. Daran prallt alles ab, egal wer oder womit man mir am Zeug flicken will.«

Gabrielle wusste, dass er Recht hatte. Mit dem Gefühl völliger Hilflosigkeit sah sie Sexton sein Werk bewundern. Auf seinem Schreibtisch lagen zehn elegante Umschläge mit roten Wachssiegeln. Sie sahen aus wie königliche Depeschen.

Sexton ergriff den Stapel Umschläge und machte sich auf den Weg zur Tür. Gabrielle vertrat ihm den Weg. »Sie machen einen Fehler. Das hat noch Zeit.«

Sextons Blick war stechend. »Gabrielle, ich habe Sie aus dem Nichts geholt, und jetzt lasse ich Sie wieder dorthin zurückfallen.«

»Rachels Fax macht Sie zum Präsidenten. Sie stehen in ihrer Schuld!«

»Ich bin ihr nichts schuldig.«

»Und wenn ihr etwas passiert?«

»Dann treibt sie mir die Sympathiewähler zu.«

Gabrielle wollte nicht glauben, dass er sich diesen Gedanken zu Eigen machen, geschweige denn aussprechen würde. Angeekelt griff sie nach ihrem Telefon. »Ich rufe jetzt das Weiße…«

Sexton holte aus und schlug sie mit der flachen Hand ins Gesicht. Gabrielle taumelte

rückwärts gegen die Wand. Ihre Lippe war aufgeplatzt. Fassungslos betrachtete sie den Mann, den sie einst bewundert hatte.

In Sextons Augen glühte ein gefährliches kaltes Feuer. Die versiegelten Umschläge unter dem Arm, hatte er sich in Positur geworfen. Er musterte Gabrielle mit kaltem Blick. »Wenn Sie auch nur im Traum daran denken, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen, mache ich Sie so fertig, dass es Ihnen für den Rest Ihres Lebens Leid tun wird.«

Als Gabrielle aus dem Bürogebäude in die kalte Nachtluft trat, blutete ihre Lippe immer noch. Sie winkte ein Taxi heran. Nachdem sie in den Sitz gesunken war, brach sie weinend zusammen – das erste Mal seit ihrer Ankunft in Washington.

126

Michael Tolland rappelte sich auf dem abgesackten Deck der *Goya* auf die Knie hoch. Über die Ankerwinde hinweg sah er 588

dort, wo eigentlich der Triton hängen sollte, aufgespleißte Drahtseilenden. Er schnellte herum und suchte das Wasser ab. In diesem Moment trieb das Tauchboot unter der *Goya* hervor. Erleichtert stellte Tolland fest, dass es noch intakt war. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als die Luke aufklappen und Rachel unversehrt heraussteigen zu sehen. Doch der Lukendeckel blieb geschlossen. Tolland fragte sich, ob Rachel bei dem heftigen Absturz vielleicht ohnmächtig geworden war.

Das Tauchboot lag ein ganzes Stück tiefer im Wasser als sonst.

Der Triton sinkt! Tolland konnte sich nicht vorstellen, weshalb, aber das war im Moment auch unerheblich.

Du musst Rachel herausholen, und zwar sofort.

Als Tolland sich aufrichten wollte, um zum Heck zu eilen, explodierte ein Kugelhagel über seinem Kopf. Er ließ sich wieder auf die Knie fallen und spähte hinter der Ankerwinde hervor. Er sah Pickering mit der Maschinenpistole, die der Delta-Kämpfer bei seinem Sprint zum Hubschrauber weggeworfen hatte, auf dem Oberdeck stehen. Wie ein Jäger auf dem Hochsitz nahm er Tolland ins Visier.

Tolland war hinter der Ankerwinde festgenagelt. Er schaute hinter sich zum

sinkenden Tauchboot. *Rachel, nun komm schon raus!* Er wartete darauf, den Lukendeckel hochklappen zu sehen.

Nichts rührte sich.

Er schätzte die Entfernung zwischen seinem Versteck und der Heckreling. Sechs Meter. Ohne Deckung ein sehr langer Weg.

Tolland legte sich einen Plan zurecht. Er holte tief Luft, riss sich das Hemd vom Leib und schleuderte es aufs offene Deck.

Während Pickering das Hemd mit Kugeln durchsiebte, stürmte Tolland zur anderen Seite die Schräge des Decks hinab. Mit einem kühnen Sprung hechtete er über die Reling ins Meer. Während er noch durch die Luft flog, hörte er um sich herum die Geschosse pfeifen. Der kleinste Streifschuss würde ihn zum Festmahl für die Haie machen.

Rachel Sexton kam sich vor wie ein Tier im Käfig. Wieder und wieder hatte sie vergebens versucht, die Luke aufzubekommen.

Sie spürte, wie das Tauchboot allmählich schwerer wurde. Irgendwo hinter sich konnte sie Wasser in einen Tank plätschern hören. Draußen stieg die Dunkelheit des Ozeans wie ein sich langsam hochrollender schwarzer Vorhang zentimeterweise an der Glaskuppel empor.

Durch die untere Hälfte des Glases starrte Rachel in die Leere des tiefen Wassers, die sie zu verschlingen drohte. Noch einmal packte sie das Handrad und versuchte es aufzudrehen, doch es klemmte nach wie vor. Das Atmen wurde allmählich mühsam, und der schwere, feuchtnasse Geruch der mit Kohlensäure übersättigten Luft stach ihr in der Nase.

Du wirst mutterseelenallein unter Wasser sterben.

Sie probierte sämtliche Hebel und Schalter des Armaturenbretts, doch die Anzeigen blieben dunkel. Das Boot hatte keinen Strom. Rachel war in einem toten Stahlgehäuse eingeschlossen, das langsam zum Meeresgrund sank.

Das Gurgeln in den Tanks schien sich zu verstärken. Der Wasserspiegel stand nur noch ungefähr einen knappen halben Meter unter der höchsten Stelle der Glaskuppel. In der Ferne kroch über der endlosen Wasserfläche ein rotes Band über den Horizont. Die Morgendämmerung begann. Rachel musste befürchten, dass es das letzte Licht sein würde, das sie zu sehen bekam.

Sie schloss die Augen vor dem unabwendbar drohenden Schicksal, doch die schrecklichen Bilder aus der Kindheit brachen sich Bahn.

Der Fall durchs Eis. Unter das Eis gezogen werden. Keine Luft. Nicht mehr hochkommen. Sinken. Die Rufe der Mutter. »Rachel! Rachel!«

Ein Pochen an der Außenwand des Tauchboots riss Rachel aus ihrem Tagtraum. Sie schlug die Augen auf.

»Rachel!« Die Stimme klang fern und gedämpft. In der Dunkelheit kaum zu erkennen, schaute ein geisterhaftes Gesicht, von dunklem Haar umwallt, von oben verkehrt herum zu ihr in die Glaskuppel herab.

»Michael!«

Tolland tauchte auf. Erleichtert holte er Luft. *Rachel bewegt sich noch. Sie lebt!* Mit kräftigen Zügen schwamm er zum Heck des Triton und kletterte auf das Maschinengehäuse. Er klammerte sich mit den Füßen fest. Tief geduckt packte er das Handrad des Lukenverschlusses. Hoffentlich war er inzwischen außer Schussweite von Pickerings Waffe.

Das Tauchboot lag nun schon fast ganz unter Wasser. Tolland wusste, dass er sich beeilen musste, wenn er die Luke öffnen und Rachel herausziehen wollte. Das Cockpit ragte nur noch fünfundzwanzig Zentimeter aus dem Wasser. Sobald die Luke sich unter der Oberfläche befand, würde beim Öffnen sofort Wasser einströmen und das Boot mit der dann gefangenen Rachel in die Tiefe sinken lassen.

Jetzt oder nie! Tolland wuchtete am Handrad. Es rührte sich nicht. Er probierte es noch einmal mit aller Kraft, aber wieder vergeblich.

Er konnte Rachels gepresste Stimme hören. Sie war gedämpft, doch ihre Angst war unüberhörbar. »Ich habe alles versucht«, rief sie, »aber ich kann das Rad nicht drehen.«

Das Wasser schwappte schon über die Luke. »Zusammen!«, rief Tolland. Die Drehrichtung war innen und außen markiert. »Und jetzt!«

Tolland konnte hören, dass Rachel sich genauso verbissen anstrengte wie er selbst. Das Rad drehte sich ein paar Zentimeter, dann blockierte es endgültig.

Jetzt konnte Tolland den Grund dafür erkennen. Der Lukendeckel saß nicht symmetrisch in seinem Sockel. Er hatte sich wie ein mit Gewalt schief

zugeschraubter Dosendeckel verklemmt.

Die Gummidichtung hielt zwar das Wasser ab, aber die Halteklauen hatten sich beim Zuschlagen des schweren Deckels verbogen. Hier konnte nur noch ein Schweißbrenner helfen.

Der Triton war inzwischen ganz unter die Wasseroberfläche gesunken. Die Angst, Rachel würde nicht mehr aus dem Tauchboot herauskommen, drohte Tolland zu überwältigen.

Als Gefangener der Schwerkraft und des mächtigen Sogs des Tiefenwirbels war der schwer bewaffnete Kiowa-Kampfhubschrauber auf einer spiralförmigen Bahn schon sechshundert Meter in die Tiefe gesunken. Der vom zerstörerischen Wasserdruck deformierte Leichnam im ebenfalls deformierten Cockpit hatte jede Ähnlichkeit mit Delta-1 verloren.

Auf dem Meeresgrund wartete der Magmadom wie ein rot glü-

hender Hubschrauberlandeplatz auf das Fluggerät mit seinen feuerbereiten Hellfire-Raketen. Unter einer drei Meter dicken Gesteinskruste kochte die eintausend Grad heiße Lava wie ein Vulkan vor dem Ausbruch.

127

Tolland stand auf dem Maschinengehäuse des sinkenden Tauchboots. Das Wasser reichte ihm schon bis an die Knie. Er zermarterte sich das Hirn, wie er Rachel retten könnte.

Er schaute zurück zur *Goya* und überlegte, ob er irgendwie eine Trosse am Tauchboot festmachen könnte, um es wenigstens nahe an der Wasseroberfläche zu halten. Bis zur *Goya* waren es inzwischen über hundert Meter. *Unmöglich.* Außerdem stand Pickering hoch oben auf der Brücke und schaute dem Spektakel von seinem Logenplatz aus zu wie ein römischer Kaiser einer blutigen Darbietung im Kolosseum.

Denk nach! Warum sinkt das Boot?

Waren die Flutventile aus irgendeinem Grund nicht geschlossen? Tolland tauchte und fühlte einen der beiden Ballasttanks ab.

Die Ventile waren geschlossen, aber er fühlte etwas anderes.

Einschusslöcher. Dutzende. Der Triton ging auf Tauchfahrt, ob es Tolland passte oder nicht.

Das Boot lag jetzt knapp einen Meter unter der Wasseroberfläche. Tolland schwamm zum Bug, presste das Gesicht gegen das Glas und schaute hinein. Rachel trommelte schreiend mit den Fäusten gegen die Wände ihres Gefängnisses. Die Angst in ihrer Stimme verstärkte Tollands Gefühl der Machtlosigkeit. Schlagartig war er wieder in einer Klinik und sah der Frau, die er liebte, beim Sterben zu, wohl wissend, dass er nichts dagegen tun konnte. Das würde er kein zweites Mal ertragen können. *Du bist ein Überlebenskünstler,* hatte Celia zu ihm gesagt, doch Tolland wollte nicht alleine überleben… nicht wieder.

Seine Lungen schrien nach Luft, aber er blieb bei Rachel. Bei jedem ihrer Schläge gegen das Glas hörte Tolland Luftblasen blubbern; das Boot sank tiefer. Rachel schrie etwas von eindringendem Wasser. Als Tollands Hand über den Rand der großen Acrylkuppel glitt, fühlte er ein loses Stück der Abdichtung. Die vorn aufgesetzte Glashalbkugel hatte sich vermutlich beim Sturz ins Meer verschoben, sodass jetzt Wasser ins Cockpit des Triton eindrang. *Eine Katastrophenmeldung mehr.*

Tolland tauchte hastig auf, holte dreimal tief Luft und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Das eindringende Wasser würde das Sinken beschleunigen. Der Triton lag jetzt schon so tief im Wasser, dass Tolland ihn mit den Füßen kaum noch erreichen konnte.

Eines hätte er tun können. Wenn er tauchte und die Pressluftflasche im Maschinengehäuse fand, konnte er den durchlöcherten Ballasttank mit Luft füllen. Das wäre zwar letzten Endes vergeblich, aber das Tauchboot könnte sich vielleicht ein paar Minuten länger in der Nähe der Wasseroberfläche halten.

Und was dann!

Tolland wollte es versuchen. Während er die Lungen bis zur Schmerzgrenze voll pumpte, kam ihm plötzlich ein verwegener Gedanke.

Und wenn er den Druck im Cockpit erhöhte? Die Acrylkuppel hatte eine beschädigte Dichtung. Wenn es möglich war, den Innendruck ausreichend zu erhöhen, konnte er vielleicht die ganze Kuppel absprengen und Rachel auf diese Weise befreien.

Wassertretend bedachte er den Plan. Er war logisch. Ein Tauchboot muss dem Druck

nur in einer Richtung widerstehen können, nämlich von außen. Druck von innen braucht es nicht auszuhalten. Wegen der vereinfachten Ersatzteilhaltung war der Triton mit einheitlichen Schnappverschlüssen für sämtliche Druckluftsysteme ausgerüstet. Die Pressluftflasche ließ sich mit ihrem Druckschlauch an das Notbelüftungssystem an der Steuerbordseite des Tauchboots anschließen! Tolland wusste, dass das Experiment für Rachel sehr schmerzhaft werden würde, aber es war seine letzte Hoffnung, sie aus dem Boot zu bekommen.

Er holte tief Luft und tauchte.

Das Boot hing jetzt auf knapp zwei Meter Tiefe. Obwohl Dunkelheit und Strömung die Orientierung erschwerten, fand Tolland den Druckzylinder ziemlich schnell. Er nahm den Druckschlauch und schloss ihn an der Cockpitnotbelüftung an.

Als er nach dem Handrad des Druckventils griff, erinnerte ihn die gelbe Leuchtschrift auf der Pressluftflasche an die Gefährlichkeit seines Vorhabens: VORSICHT. PRESSLUFT. 200 BAR.

Tolland musste sich darauf verlassen, dass der Druck die Kuppel löste, bevor Rachels Lungen Schaden nahmen. Auf dem Maschinengehäuse liegend drehte er vorsichtig, aber entschlossen das Ventil auf. Der Druckschlauch wurde sofort hart. Tolland hörte die Luft mit enormer Kraft ins Cockpit zischen.

In Rachels Ohren explodierte ein stechender Schmerz. Sie öffnete den Mund, um zu schreien, doch der Druck verstopfte ihr die Kehle. Sie hatte das Gefühl, die Augäpfel würden ihr ins Hirn gepresst. Instinktiv schloss sie die Augen und drückte die Handflächen gegen die Ohren. Der stechende Schmerz nahm weiter zu. Sie spürte die nahende Ohnmacht.

Vor sich hörte sie ein Klopfen. Mit größter Anstrengung öffnete sie die Augen. Michael Tollands Silhouette schwebte im dunklen Wasser, sein Gesicht war ans Glas gepresst. Er gab ihr aufgeregt Zeichen, etwas Bestimmtes zu tun.

Aber was?

Rachel konnte in der Finsternis so gut wie nichts mehr erkennen, zumal der Druck ihr Sehvermögen zusätzlich einschränkte.

Der letzte Schimmer der Unterwasserscheinwerfer der *Goya* war verblasst. Rachel schwebte in einen bodenlosen Abgrund.

Tolland hatte sich an die Kuppel geklammert und pochte dagegen. Seine Brust

brannte vor Luftmangel. In ein paar Sekunden musste er wieder zur Oberfläche.

Stemm dich gegen das Glas, Rachel! Er hörte irgendwo Luft aus der Kuppeldichtung zischen und als Blasen in die Höhe blubbern.

Die Dichtung saß nicht mehr fest. Tolland versuchte eine Kante zu ertasten, wo er die Finger dazwischenbekommen und ziehen konnte, doch erfolglos.

Sein Sauerstoff war verbraucht. Während schon der Tunnelblick einsetzte, pochte er ein letztes Mal ans Glas. Er konnte Rachel vor Dunkelheit inzwischen nicht einmal mehr sehen. Mit dem letzten Rest Luft in den Lungen schrie er ins Wasser:

»Stemm… dich… gegen… das… Glas!«

Seine Worte waren ein unverständliches Blubbern.

128

Rachel hatte das Gefühl, der Kopf würde ihr auf einer mittelalterlichen Folterbank zerquetscht. Halb aufgerichtet neben dem Sitz stehend, spürte sie den nahenden Tod. Das halbkugelige Blickfeld der Beobachtungskuppel vor ihr war leer. Das Pochen hatte aufgehört. Tolland war fort. Er hatte sie verlassen.

Die über ihrem Kopf zischende Pressluft erinnerte sie an den Fallwind auf dem Milne-Gletscher. Auf dem Boden des Cockpits stand das Wasser dreißig Zentimeter hoch. *Ich will raus!* Tausende von Gedanken und Erinnerungsfetzen schossen ihr wie violette Lichtblitze durch den Kopf.

Unvermutet krängte das Boot. In der Finsternis verlor Rachel das Gleichgewicht. Sie fiel nach vorn, streifte den Sitz und prallte mit der Schulter schmerzhaft gegen die Glaskuppel. Völlig unerwartet minderte sich schlagartig der Druck im Cockpit. Rachels Trommelfelle registrierten dankbar eine spürbare Entlastung. Sie hörte, wie gurgelnd ein Luftschwall entwich.

Rachel begriff augenblicklich, was geschehen war. Die Dichtung der Glaskuppel saß nicht mehr fest! Die Kuppel hatte sich gelockert. Plötzlich verstand sie, warum Tolland den Innendruck erhöht hatte. Der Druck stieg wieder; diesmal aber war es Rachel willkommen, auch wenn sie sich der Ohnmacht gefährlich nahe fühlte. Sie rappelte sich hoch und stemmte sich mit aller Kraft gegen das Glas. Diesmal aber

gurgelte nichts; der Glasdorn bewegte sich kaum.

Noch einmal warf sie sich mit der Schulter dagegen. Wieder nichts. Die Wunde am Oberarm schmerzte, aber das Blut fühlte sich trocken an. Als sie es noch einmal versuchen wollte, begann das manövrierunfähige Boot ohne Vorankündigung nach hinten zu kippen. Die voll gelaufenen Trimmtanks hatten dem Gewicht der hinten liegenden Maschinerie nichts mehr entgegenzusetzen.

Der Triton sank mit dem Heck voraus.

Rachel fiel mit dem Rücken gegen die Rückwand des Cockpits.

Vom Bilgenwasser umströmt, starrte sie nach oben in die Nachtschwärze der leckgeschlagenen Kuppel. Ihr Körper war schwer und leblos. Sie zwang sich aufzustehen und in den Sitz zu klettern. Wieder rasten ihre Gedanken in die Vergangenheit zur eisigen Umklammerung des zugefrorenen Flusses.

»Nicht aufgeben, Rachel«, rief ihre Mutter, die sie gepackt hatte und aus dem Wasser zu ziehen versuchte.

Rachel schloss die Augen. *Ich sinke.* Die Schlittschuhe zogen sie wie Bleigewichte herunter. Sie sah ihre Mutter auf dem Eis liegen, Arme und Beine von sich gestreckt, um das Gewicht zu verteilen.

»Stoß dich ab, Rachel! Stoß mit den Füßen!«

Rachel stieß sich ab, so gut sie konnte. Sie hob sich ein winziges Stück aus dem eisigen Loch. Ein Hoffnungsfunke blitzte auf.

Die Mutter packte sie fester.

»Ja!«, rief die Mutter. »Hilf mir, dich zu heben! Stoß mit den Füßen!«

Während die Mutter von oben zog, stieß Rachel sich mit letzter Kraft unten vom Grund ab. Es war gerade so viel, dass ihrer Mutter es schaffen konnte, das Mädchen aus der Gefahr zu ziehen. Sie schleppte die tropfnasse Rachel bis zum verschneiten Ufer. Erst dort fing sie zu weinen an.

In der Finsternis des sinkenden Tauchboots glaubte Rachel deutlich die Stimme ihrer Mutter zu hören.

Stoß mit den Füßen!

Rachel zog die Knie an, so stark sie konnte, und ließ die Füße mit einem verzweifelten Schrei der Anstrengung nach oben gegen die Mitte der Glaskuppel schnellen. Der Schmerz des Aufpralls schoss wie ein Lanzenstich durch ihre Beine bis in den Kopf. Es donnerte in ihren Ohren. Heftig rauschend entwich der Überdruck. An der linken Seite löste sich die Kuppel von ihrer Dichtung und schwang auf wie ein Scheunentor.

Eine Sturzflut toste auf Rachel hinunter, presste sie in den Sitz, packte sie aber sogleich von unten und wirbelte sie im Cockpit umher wie einen Socken in der Waschtrommel. Sie spürte das Tauchboot in den freien Fall übergehen. Ihr Körper wurde nach oben geschleudert, doch sie hing irgendwo fest. Von einem Strudel aus Luftblasen umspült, gewann sie Auftrieb. Ein harter Acrylglasrand schlug gegen ihre Hüfte.

Plötzlich war sie frei.

In einem Purzelbaum torkelte sie in die endlose schwarze Wärme des Ozeans. Ihre Lungen schrien jetzt schon nach Luft. *Nach oben! Ans Licht!* Rachels Augen suchten die Helligkeit, sahen aber keine. Die Welt war in jeder Richtung von gleichmäßigem nassem Schwarz. Keine Schwerkraft, kein Oben, kein Unten…

In diesem furchtbaren Augenblick wurde Rachel klar, dass sie nicht wusste, in welche Richtung sie schwimmen musste.

Mehr als fünfzehnhundert Meter unter Rachel wurde der sinkende Kampfhubschrauber vom gnadenlosen Druckanstieg schrecklich zugerichtet. Die stromlinienförmige Kupferummantelung der Aufschlagzünder der fünfzehn noch nicht verschossenen panzerbrechenden AGM 114 Hellfire-Raketen beulte sich gefährlich ein.

Dreißig Meter über dem Grund packte der kraftvolle Zentralwirbel des Megaplumes die Überreste des Hubschraubers und schleuderte sie auf die rot glühende Kruste des Magmadoms. Die Raketen explodierten wie Streichhölzer in einer Schachtel. Die Kettenexplosion riss ein großes Loch in den Magmadom.

Michael Tolland war zum Luftholen an die Oberfläche gekommen und sofort wieder abgetaucht. Fünf Meter unter Wasser spähte er verzweifelt nach dem Tauchboot in die Dunkelheit, als die Raketen explodierten. Ein weißer Explosionsblitz flammte tief unter ihm auf und lieferte eine Momentaufnahme, die Tolland sein Lebtag nicht vergessen würde.

Wie eine Marionette an verhedderten Schnüren hing Rachel drei Meter unter ihm im

Wasser. Der Triton fuhr mit dem Heck voran und mit offener Kuppel rasch in die Tiefe. Die Haie schienen Gefahr zu wittern und waren rudelweise auf der Flucht ins offene Meer.

Tollands Freude, dass Rachel dem Tauchboot entkommen war, wurde augenblicklich von der Vorahnung überschattet, was unmittelbar bevorstand. Er prägte sich Rachels Position ein und tauchte ihr mit kräftigen Schwimmstößen entgegen.

In der Tiefe zerbarst die Kruste des Magmadoms. Eine Unterwassereruption spie zwölfhundert Grad heißes Magma in die See.

Alles Wasser, das mit der glühenden Lava in Berührung kam, verdampfte augenblicklich und schoss als Dampfsäule durch die Mittelachse des Megaplumes der Oberfläche entgegen. Der entweichende Dampf erzeugte ein gewaltiges Vakuum, das Millionen von Kubikmetern Meerwasser nach unten saugte, wo es am Grund mit der glühenden Lava in Verbindung kam und ebenfalls verdampfte. Die hochschießende Dampfsäule versorgte sich selbst mit Nachschub, wuchs und wuchs und zog noch mehr Wasser nach unten. Der durchs nachströmende Wasser verstärkte Unterwasserwirbel baute sich von Sekunde zu Sekunde höher auf und schob seinen oberen Rand langsam der Oberfläche entgegen.

Ein ozeanisches schwarzes Loch war geboren.

Von der warmen nassen Dunkelheit umhüllt, fühlte Rachel sich wie im Mutterleib. In ihrem Kopf wirbelte alles durcheinander.

Atmen. Noch widersetzte sie sich dem Reflex. Der Lichtblitz, den sie soeben gesehen hatte, konnte nur von der Oberfläche gekommen sein, auch wenn er von merkwürdig weit herzukommen schien. *Bestimmt eine Täuschung. Los, zur Oberfläche!* Sie schwamm in Richtung des Lichts. Jetzt sah sie noch mehr Licht in der Ferne, ein gespenstisch rotes Glühen. *Morgenrot?*

Eine Hand packte sie am Fußknöchel und zog sie rückwärts.

Sie wurde umgedreht und an der Hand genommen. Sie kannte die Hand. Michael Tolland war gekommen und zog sie in die andere Richtung.

Rachels Verstand sagte, dass er sie in die falsche Richtung zog.

Ihr Herz aber sagte, dass er wusste, was er tat.

Stoß mit den Füßen!, flüsterte die Stimme ihrer Mutter.

Rachel ruderte mit den Beinen, so kräftig sie konnte.

129

Tolland und Rachel durchstießen die Wasseroberfläche.

Tolland wusste, dass es trotzdem vorbei war. *Der Magmadom ist explodiert*. Sobald der Unterwasserwirbel zur Oberfläche durchgebrochen war, würde ein riesiger Wassertornado alles nach unten ziehen. Seltsamerweise war es hier oben nicht mehr so ruhig wie noch vor ein paar Minuten. Es herrschte ohrenbetäubender Lärm. Wind peitschte das Wasser. War in den wenigen Minuten, die er unter Wasser war, ein Sturm ausgebrochen?

Tolland war vom Sauerstoffmangel völlig benommen. Er versuchte Rachel über Wasser zu halten, doch sie wurde aus seinen Armen gerissen. *Die Strömung!* Tolland versuchte Rachel festzuhalten, aber die unsichtbare Kraft, die sie ihm zu entreißen drohte, wurde rasch stärker. Rachel entglitt ihm nun völlig – aber nach oben!

Fassungslos sah Tolland, wie Rachel sich aus dem Wasser erhob.

Das Osprey-Schwenkflügelflugzeug der Küstenwache schwebte über dem Wasser und zog Rachel mit der Rettungswinde an Bord. Vor zwanzig Minuten war der Küstenwache eine Explosion auf offener See gemeldet worden. Da der Kontakt zum Dolphin-Hubschrauber abgerissen war, der sich irgendwo in dem angegebenen Gebiet befinden sollte, hatte man einen Unfall befürchtet. Die Männer hatten die letzten Positionskoordinaten des Hubschraubers in ihr Navigationssystem eingegeben und waren auf gut Glück losgeflogen.

Einen knappen Kilometer von der beleuchteten *Goya* entfernt hatten sie ein Feld brennender Wrackteile in der Strömung treiben sehen, die nach einem Schnellboot aussahen. In der Nähe schwamm ein Mann im Wasser und winkte wie besessen. Die Retter hatten ihn mit der Winde an Bord geholt. Er war splitternackt; nur ein Bein war mit Aluband umwickelt.

Tolland schaute erschöpft zu dem Rettungsflugzeug hinauf, dessen waagerecht gestellte Propeller wütende Böen herunterfegen ließen. Rachel war von zahllosen

entgegengestreckten Händen ins Flugzeuginnere geholt worden. Tolland sah eine vertraute Gestalt halb nackt aus der Luke herunterschauen.

Corky! Er lebt!

Von oben wurde Tolland das Rettungsgeschirr zugeworfen. Es klatschte drei Meter neben ihm aufs Wasser. Tolland versuchte hinzuschwimmen, doch der gnadenlose Sog des Wasserwirbels hatte ihn gepackt und zog ihn unter Wasser.

Er kämpfte sich zurück zur Oberfläche, doch das Rettungsgeschirr war nach wie vor außer Reichweite. Die Erschöpfung drohte ihn zu überwältigen. Beim Blick hinauf zur rettenden Maschine sah er Rachel zu sich herunterschauen. Ihre Augen hatten sich an ihm festgesaugt und schienen ihn zu sich heraufziehen zu wollen.

Tolland fand die Kraft zu vier mächtigen Schwimmschlägen.

Unter Aufbietung der allerletzten Energie wand er sich in die Schlaufe; dann verließen ihn die Kräfte.

Während Tolland nach oben schwebte, öffnete sich im Wasser ein gähnendes Loch. Der Siphon des Megaplumes war bis zur Oberfläche durchgestoßen.

William Pickering stand auf der Brücke der *Goya*. Mit fassungslosem Entsetzen verfolgte er das Naturschauspiel, das sich um ihn herum entfaltete. Ein Stück hinter dem Heck der *Goya* bildete sich an Steuerbord eine Senke von mehreren hundert Metern Durchmesser in der Wasseroberfläche, die rasch größer wurde.

Das Meerwasser strömte in enger werdenden Kreisen der Senke zu und floss mit gespenstischer Geschwindigkeit über den Rand in die Vertiefung. Aus der Tiefe erklang ein mächtiges, dumpfes Brausen. Verständnislos sah Pickering den Rand der Senke auf sich zugleiten wie die Lippe des aufklappenden Mauls eines hungrigen Gottes, der sich ein Opfer holt, während sich in der Mitte gleich einem Schlund ein Siphon öffnete.

Das musst du träumen, dachte Pickering.

Da brach aus der Mitte des Strudels explosionsartig ein gigantischer zischender Dampfpilz und riss mit einem Donnerschlag einen kolossalen Geysir in die Höhe, dessen Spitze in der Düsternis nicht mehr auszumachen war.

Der Trichter wurde schlagartig tiefer und steiler, sein Umfang immer größer. Die Trichterkante fraß sich über das Wasser der *Goya* entgegen. Das Heck schwang hart

herum. Pickering verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Knie. Wie ein Kind vor seinem Schöpfer starrte er in den gähnenden Schlund.

Seine letzten Gedanken weilten bei seiner Tochter Diana. Er betete darum, dass sie vor ihrem Tod nicht so viel Angst auszustehen gehabt hatte wie er.

Die Druckwelle des Dampfausbruchs schleuderte den Osprey-Schwenkflügler aus der Bahn. Tolland und Rachel hielten sich aneinander fest, während der Pilot die Maschine stabilisierte und in einer tiefen Kurve über die *Goya* hinwegzog. Sie sahen William Pickering – den Quäker – in schwarzem Mantel und Krawatte an der obersten Reling des dem Untergang geweihten Schiffes knien.

Als das Heck der *Goya* über die Kante des riesigen Trichters kippte, riss das Ankertau. Den Bug in die Höhe gereckt, glitt das Schiff rückwärts über die wässrige Schwelle und begann eine steile Fahrt die rotierende Wasserwand hinab, bis es vom Meeresstrudel verschluckt wurde. Als die *Goya* im Wasser verschwand, brannten ihre Lichter noch immer.

130

Der Morgen in Washington war frisch und klar. Die Brise fegte einen Blätterwirbel um das Fundament des Washington Monument. Normalerweise erwachte der größte Obelisk der Welt angesichts seines friedlichen Spiegelbilds im Teich der Mall, doch der heutige Morgen hatte ihm ein Getümmel emsiger Journalisten beschert, die sich aufgeregt und gespannt vor seinem Sockel drängten.

Als Senator Sedgewick Sexton aus seiner Limousine stieg und zum Podium schritt, das für ihn am Fuß des Denkmals aufgebaut worden war, kam er sich größer und bedeutender vor als George Washington selbst. Er hatte die zehn größten Fernsehsender der Nation eingeladen und ihnen den Skandal des Jahrzehnts versprochen.

Die Geier wittern das Aas, dachte Sexton.

Er trug den Stapel der zehn weißen, mit seinem eleganten wächsernen Monogrammsiegel versehenen Umschläge vor sich her. Wenn Information Macht bedeutete, hielt Sexton einen Atomsprengkopf in Händen.

Wie im Rausch schritt er zum Podium. Erfreut stellte er fest, dass zur Ausstattung

der improvisierten Bühne auch drei »Fame Frames« gehörten – große, frei stehende Stellwände aus marineblauem Tuch im Hintergrund und rechts und links vom Rednerpult. Es war ein alter Trick aus dem Repertoire von Ronald Reagan, der dafür sorgte, dass der Redner sich deutlich und vorteilhaft abhob.

Sexton stieg von rechts aufs Podium. Wie ein Schauspieler trat er aus der Gasse auf die Bühne. Die Journalisten nahmen eilig Platz auf den Reihen der vor dem Podium aufgestellten Klappstühle. In diesem Moment erhob sich im Osten die Sonne über der Kuppel des Kapitols. Ihre rosa und goldenen Strahlen tauchten Sexton in ein himmlisches Licht.

Genau der richtige Tag, um der mächtigste Mann der Welt zu werden.

»Guten Morgen, meine Damen und Herren«, sagte Sexton und legte die Umschläge auf das Rednerpult vor sich. »Ich werde die Sache so kurz wie möglich machen. Was ich Ihnen bekannt zu geben habe, ist leider nicht erfreulich. Diese Umschläge, die ich Ihnen gleich übergeben werde, enthalten den Beweis für einen infamen Schwindel auf höchster Ebene unserer Regierung. Es bedrückt mich, dass mich der Präsident vor einer halben Stunde angerufen und angebettelt hat – jawohl, angebettelt –, mit diesem Material nicht an die Öffentlichkeit zu gehen.« Sexton schüttelte betrübt den Kopf. »Aber ich bin ein Mann der Wahrheit, so bitter diese manchmal auch sein mag.«

Sexton verstummte und hielt den Reportern die verlockenden weißen Umschläge vor die Nase wie einer Meute Hunde, die mit dem Geruch der Beute scharf gemacht werden soll.

Der Präsident hatte Sexton vor einer halben Stunde angerufen und die Lage erklärt, nachdem er zuvor mit Rachel gesprochen hatte, die an Bord eines Flugzeugs in Sicherheit war. Das Weiße Haus und die NASA schienen tatsächlich unschuldige Nebenfiguren jener Katastrophe zu sein, zu der sich ein von William Pickering ausgeheckter Plan entwickelt hatte.

Aber das kann mir egal sein, dachte Sexton. *Zach Herney wird so oder so gewaltig auf die Nase fallen.*

Sexton hätte gern im Weißen Haus Mäuschen gespielt und Herneys dummes Gesicht gesehen, wenn ihm klar wurde, dass Sexton die Katze aus dem Sack ließ. Sexton hatte mit Herney für eben diese Stunde ein Treffen vereinbart, um gemeinsam zu besprechen, wie man die Wahrheit über den gefälschten Meteoriten am besten an die Nation herantragen könnte. Vermutlich stand Herney in diesem Moment sprachlos

vor Schreck vor dem Fernseher, unfähig, dem Rad des Schicksals in die Speichen zu greifen.

»Liebe Freunde«, sagte Sexton und suchte wie immer Blickkontakt mit seinen Zuhörern und Zuhörerinnen, »ich habe mir die Entscheidung nicht leicht gemacht. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, dem Wunsch des Präsidenten nachzukommen, der dieses Material geheim halten wollte, aber ich kann meine Natur nicht verleugnen.« Sexton ließ gedankenschwer den Kopf hängen wie ein Mann, dem die Geschichte eine unmögliche Entscheidung abfordert. »Die Wahrheit ist nun mal die Wahrheit. Ich werde Ihrer Interpretation dieses Materials in keiner Weise vorgreifen. Deshalb werde ich es Ihnen ohne jede weitere Bemerkung oder Bewertung übergeben.«

Sexton hörte näher kommendes Rotorengeräusch. Einen Moment lang fragte er sich, ob der Präsident vielleicht in Panik aus dem Weißen Haus herbeigeflogen kam, um die Pressekonferenz in letzter Sekunde zu verhindern. *Das wäre der Schlag Sahne obendrauf,* dachte Sexton hoffnungsfroh.

»Sie dürfen mir glauben, dass mir das Ganze kein Vergnügen macht«, fuhr er fort. Er spürte, dass sein Timing nicht besser hätte sein können. »Ich halte es jedoch für meine Pflicht, das amerikanische Volk darüber aufzuklären, dass es belogen wurde.«

Ein Flugzeug schwebte ein und setzte auf der rechter Hand gelegenen Promenade auf. Sexton registrierte überrascht, dass es nicht der Präsidentenhelikopter war, sondern ein großes Osprey-Schwenkflügelflugzeug mit der Aufschrift »United States Coast Guard« am Rumpf.

Sexton sah die Kabinentür aufgehen und eine Frau in einem orangenen Küstenwachtparka aussteigen. Sie sah mitgenommen aus, als käme sie direkt aus dem Krieg. Die Frau ging auf das Podium zu. Sexton erkannte sie anfangs nicht, doch plötzlich ging ihm ein Licht auf.

Rachel? Die Kinnlade fiel ihm herunter.

Irritiertes Gemurmel erhob sich in der Menge.

Sexton rang sich ein Lächeln ab. Er wandte sich wieder den Presseleuten zu und hob um Nachsicht bittend die Hände. »Wären Sie so nett, mich für meine Tochter eine Sekunde zu entschuldigen? Es tut mir furchtbar Leid.« Er stieß einen tiefen Seufzer aus. »Aber die Familie kommt zuerst.«

Aus dem Publikum kamen ein paar Lacher.

Sexton sah seine Tochter entschlossen von rechts heranschreiten. Er hatte den Eindruck, dass diese Vater-Tochter-Wiederbegegnung am besten unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden sollte. Leider war das zum gegebenen Zeitpunkt schwierig. Sextons Blick huschte zu der großen Stellwand zu seiner Rechten.

Immer noch mit einem Lächeln im Gesicht winkte Sexton seiner Tochter und trat vom Mikrofon zurück. Hinter der Stellwand, vor den Augen und Ohren der Medien verborgen, ging er ihr ein kleines Stück entgegen. Sie trafen sich auf halber Strecke.

Sexton öffnete lächelnd die Arme. »Liebling!«, sagte er, »was für eine Überraschung!«

Rachel trat zu ihm und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige.

Rachel musterte ihren Vater mit verächtlichen Blicken. Bei ihrer Ohrfeige hatte er kaum mit der Wimper gezuckt. Sein falsches Lächeln wich einer finsteren Miene. »Was hast du hier zu suchen?«, zischte er empört.

Rachel sah ihm an, dass er wütend war. Zum ersten Mal in ihrem Leben fürchtete sie sich nicht vor ihm. »Ich habe mich an dich gewandt, weil ich Hilfe brauchte, aber du hast mich hängen lassen! Ich wäre fast umgebracht worden!«

»Aber du bist offensichtlich wohlauf.« Es klang beinahe enttäuscht.

»Die NASA ist unschuldig in die Sache hineingeraten«, sagte Rachel. »Das hat der Präsident dir doch gesagt! Was soll das hier alles?« Rachel hatte von Bord der *Osprey* auf ihrem kurzen Flug nach Washington eine ganze Reihe von Telefonaten geführt, mit dem Weißen Haus, mit ihrem Vater und sogar mit einer aufgelösten Gabrielle Ashe. »Du hast Zach Herney versprochen, ins Weiße Haus zu gehen.«

»Das werde ich auch.« Er grinste schief. »Am Tag nach der Wahl.«

Der Gedanke, dass dieser Mann ihr Vater war, verursachte Rachel Übelkeit. »Was du vorhast, ist Wahnsinn!«

»Ach ja?« Sexton lachte in sich hinein. Er wandte sich um und deutete auf die Umschläge, die auf dem Rednerpult lagen. »In diesen Umschlägen stecken die Unterlagen, die du mir geschickt hast. Ja, Rachel, du! Wenn einer von uns den Präsidenten auf dem Gewissen hat, bist du es!«

»Ich habe dir diese Unterlagen gefaxt, als ich dringend deine Hilfe brauchte und den Präsidenten und die NASA noch für die Verantwortlichen hielt!«

»Angesichts dieses Materials sieht die NASA keineswegs unschuldig aus.«

»Aber sie ist es! Sie hat es verdient, ihren Fehler selbst eingestehen zu können. Du hast die Wahl doch längst gewonnen!

Zach Herney ist am Ende! Das weißt du genau. Gönne ihm wenigstens einen Abgang in Würde!«

Sexton stöhnte. »Mein Gott, bist du naiv! Es geht doch längst nicht mehr um den Wahlsieg. Rachel, es geht um die Macht, um einen markanten Wahlsieg. Es geht darum, die Opposition mundtot zu machen und in Washington das Heft in die Hand zu bekommen, damit man etwas bewegen kann.«

»Und um welchen Preis?«

»Sei nicht so selbstgerecht. Ich lasse lediglich die Tatsachen sprechen. Die Leute sollen sich selbst ein Urteil bilden, wer an allem schuld ist.«

»Du weißt genau, was dabei herauskommen wird.«

»Vielleicht ist es tatsächlich so, dass die Zeit der NASA gekommen ist.«

Sexton spürte, wie die Journalisten auf der anderen Seite der Trennwand unruhig wurden. Er hatte keine Lust, den ganzen Morgen hier herumzustehen und sich von seiner Tochter Vorhaltungen machen zu lassen, während sein großer Augenblick wartete.

»So, das war's«, sagte er. »Ich habe hier eine Pressekonferenz zu geben.«

»Tu's nicht«, bat Rachel. »Ich bitte dich als deine Tochter.

Überleg es dir noch einmal. Es gibt bessere Möglichkeiten.«

»Nicht für mich!«

Lautes Rückkoppelungsgeheul schrillte aus der Lautsprecheranlage. Sexton fuhr herum und sah eine offensichtlich zu spät gekommene Reporterin ein weiteres Mikrofon am Rednerpult anbringen.

Warum können diese Trottel nie pünktlich sein?, ärgerte er sich.

Jetzt stieß die Reporterin auch noch vor Hektik den Umschlagstapel vom Rednerpult

herunter.

Verdammt! Innerlich auf seine Tochter fluchend, die ihn abgelenkt hatte, ging Sexton zum Rednerpult zurück. Die Reporterin kroch auf allen vieren auf dem Boden herum und sammelte die Umschläge auf. Sexton konnte ihr Gesicht nicht sehen, doch sie trug einen langen Umhang aus Kaschmirwolle, ein passendes Halstuch und eine tief heruntergezogene Baskenmütze, an der an einem Clip ihr ABC-Presseausweis baumelte.

Dumme Kuh, dachte Sexton. »Geben Sie schon her«, raunzte er sie an und streckte die Hand nach den Umschlägen aus. Die Frau hob die letzten Umschläge auf und reichte sie Sexton, ohne aufzusehen. »Entschuldigen Sie bitte«, murmelte Sie verlegen, um sogleich mit eingezogenem Kopf beschämt von der Bühne zu verschwinden.

Sexton zählte rasch die Umschläge durch. *Zehn. Gut*. Er baute wieder den Stapel auf. Das hätte ihm noch gefehlt, dass jemand ihm die Tour vermasselte. Er schenkte der Menge ein Lächeln und richtete die Mikrofone aus. »Ich glaube, ich sollte das Material jetzt lieber verteilen, sonst verletzt sich noch jemand«, scherzte er gut gelaunt.

Ein paar Leute in der wissbegierigen Menge lachten.

Sexton spürte die Nähe seiner Tochter. Sie stand nur ein paar Schritte entfernt hinter der Stellwand.

»Tu es nicht!«, zischte Rachel ihm zu. »Du wirst es bereuen!«

Sexton beachtete sie nicht.

»Hör auf mich«, rief Rachel. »Du begehst einen Fehler!«

Sexton nahm die Umschläge an sich und glättete ein paar Eselsohren.

»Das ist deine letzte Gelegenheit! Tu nichts Falsches!«, bat Rachel eindringlich.

Nichts Falsches tun? Sexton wandte sich von den Mikrofonen ab, als wolle er sich räuspern, und schaute unauffällig zu seiner Tochter hinüber. »Du bist genau wie deine Mutter – idealistisch und kleinkariert. Frauen haben kein Verhältnis zur Macht.«

Als Sexton sich wieder der Journalistenmeute zuwandte, hatte er seine Tochter

schon vergessen. Erhobenen Hauptes trat er mit den Umschlägen hinter dem Rednerpult hervor, schritt zur Bühnenrampe und ließ einen Journalisten den Stapel verteilen. Zufrieden sah er die zehn Zeitbomben in der Menge verschwinden.

Er hörte, wie die Siegel erbrochen und die Kuverts wie Geschenkpakete aufgerissen wurden.

Es wurde plötzlich still. Sexton wusste, dass die Stille den Wendepunkt seiner Karriere bedeutete.

Der Meteorit ist getürkt. Und ich bin derjenige, der die Schweinerei aufgedeckt hat.

Sexton wusste, dass die Journalisten nicht auf Anhieb begreifen würden, was sie da an Bildern und Zahlen vor Augen hatten.

»Sir?«, stammelte ein Reporter, der konsterniert in seinen Umschlag spähte. »Ist das Ihr Ernst?«

Sexton seufzte bedrückt. »Ja, ich fürchte, es könnte mir ernster nicht sein.«

In der Menge entstand Geraune.

»Wenn Sie sich diese Blätter in aller Ruhe angesehen haben, werde ich mich gerne Ihren Fragen stellen und versuchen, Ihnen zu erläutern, was Sie da haben«, sagte Sexton.

»Herr Senator«, meldete sich ein anderer Reporter, dem die Verwirrung anzuhören war. »Sind diese Bilder authentisch? Ich meine… nicht manipuliert?«

»Sie sind hundert Prozent authentisch«, sagte Sexton. Seine Stimme wurde allmählich ungeduldig. »Sonst würde ich sie Ihnen nicht vorlegen.«

Die Ratlosigkeit schien zuzunehmen. Sexton glaubte sogar Gekicher zu hören, was überhaupt nicht der Reaktion entsprach, die er sich vorgestellt hatte. Hatte er etwa die Fähigkeit der Journalisten überschätzt, eins und eins zusammenzuzählen?

»Äh, Herr Senator«, sagte jemand mit völlig deplatziertem Grinsen, »dürfen wir davon ausgehen, dass Sie sich zur Echtheit dieses Bildmaterials bekennen?«

Sexton wurde sauer. »Meine Freunde, ich sage es zum letzten Mal: Das Material in Ihren Händen ist absolut authentisch. Falls jemand mir das Gegenteil beweisen kann, fresse ich einen Besen!«

Er wartete auf die Reaktion, aber kein Mensch lachte über seine Pointe.

Ausdruckslose Gesichter.

Totenstille.

Der Reporter, der zuletzt gesprochen hatte, trat auf Sexton zu.

»Herr Senator, Sie haben Recht, das ist in der Tat skandalöses Material.« Er kratzte sich am Kopf. »Wir sind alle ziemlich perplex, dass Sie ausgerechnet jetzt damit herauskommen, zumal Sie es vor einiger Zeit so heftig abgestritten haben.«

Sexton verstand nicht, was der Mann meinte. Der Reporter hielt ihm die Blätter hin. Einen Moment lang begriff Sexton überhaupt nichts.

Er starrte auf Schwarzweißfotos, die er noch nie gesehen hatte, Leiber zweier nackter Menschen, Arme und Beine ineinander verschlungen. Einen Augenblick wusste er nichts damit anzufangen, dann traf ihn die Erkenntnis wie ein Keulenschlag.

Schreckensstarr schaute Sexton in die Menge. Die meisten amüsierten sich köstlich und lachten. Viele Reporter hatten bereits die Redaktion am Draht und telefonierten den Bericht durch.

Sexton spürte, dass ihm jemand auf die Schulter tippte.

Benommen fuhr er herum. Rachel und eine zweite Frau standen vor ihm.

»Wir haben alles versucht, dich davon abzuhalten. Wir haben dir jede Chance gelassen.«

Bebend musterte Sexton die Frau an Rachels Seite. Es war die Reporterin im Kaschmirumhang mit der Baskenmütze, die seine Umschläge auf den Boden gestoßen hatte.

Das Blut stockte in seinen Adern. Gabrielles dunkle Augen durchbohrten ihn. Sie schlug den Umhang zurück. Ein Stapel von zehn Umschlägen klemmte unter ihrem Arm.

131

Vor den Fenstern des Oval Office legte sich die Abenddämmerung über die westlichen Parkanlagen. Die Messinglampe auf dem Schreibtisch des Präsidenten verstärkte das Zwielicht.

Gabrielle Ashe stand hoch erhobenen Hauptes vor dem Präsidenten.

»Wie ich höre, wollen Sie uns verlassen«, sagte Herney. Bedauern schwang in seiner Stimme.

Gabrielle nickte. Der Präsident hatte ihr zwar im Weißen Haus großzügig unbegrenzten Aufenthalt zum Schutz vor der Presse angeboten, doch Gabrielle zog es vor, diesen Sturm nicht im Auge des Orkans abzuwarten.

Herney schaute sie über seinen Schreibtisch hinweg an. Anerkennung und Bewunderung lagen in seinem Blick. »Die Wahl, die Sie heute Morgen getroffen haben, Gabrielle…« Er schien die richtigen Worte zu suchen. Herneys Blick war offen und direkt – ganz anders als die tiefen, rätselhaften Augen Sextons, die Gabrielle einst so fasziniert hatten. Ungeachtet des hochoffiziellen Ortes spürte Gabrielle in diesem Blick echte menschliche Wärme, Aufrichtigkeit und Würde, die sich ihr unvergesslich einprägten. »Ich habe es auch für mich selbst getan«, sagte sie schließlich.

Herney nickte. »Deswegen bin ich Ihnen nicht weniger zu Dank verpflichtet.« Er erhob sich und geleitete Gabrielle auf den Flur hinaus. »Ich hatte eigentlich gehofft, Sie würden hier bleiben, damit ich Ihnen einen Posten in meinem Planungsstab für Finanzen anbieten kann.«

Gabrielle sah ihn von der Seite an. »Weniger ausgeben, mehr ausrichten?«, scherzte sie.

Herney lachte. »So in der Art.«

»Ich glaube, wir wissen beide, dass ich momentan eher eine Belastung als eine Hilfe für Sie wäre«, meinte Gabrielle.

Herney zuckte mit den Schultern. »In ein paar Monaten ist das Schnee von gestern. Dann wird kein Mensch mehr davon reden.

Viele große Männer und Frauen haben ähnliche Phasen durchmachen müssen, bevor sie zu Ruhm gekommen sind.« Er blinzelte sie an. »Ein paar haben es sogar zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gebracht.«

Gabrielle wusste, dass er Recht hatte. In den paar Stunden, die sie nun arbeitslos war, hatte sie bereits zwei lukrative Angebote abgelehnt – ein Stellenangebot von Yolanda Cole bei ABC, und den geradezu obszön hohen Vorschuss eines Verlegers für die Veröffentlichung einer Biografie mit sämtlichen pikanten Details.

Während sie mit dem Präsidenten den Flur hinunterging, dachte Gabrielle an die Bilder von ihr, die zurzeit landauf, landab auf jeder Mattscheibe zu sehen waren. *Der Schaden hätte größer sein können, dachte sie. Viel, viel größer.*

Nachdem Gabrielle zu den ABC-Studios gegangen war, um ihre Fotos abzuholen und Yolandas Presseausweis zu borgen, war sie noch einmal in Sextons Büro eingestiegen. Sie hatte die Duplikate der Umschläge angefertigt und Ausdrucke der in Sextons Computer gespeicherten Spendenschecks hergestellt. Nach der Szene am Washington Monument hatte sie Sexton die Kopien der Schecks unter die Nase gehalten und ihre Forderung gestellt.

Geben Sie dem Präsidenten die Chance, das Debakel mit dem Meteoriten selbst vorzutragen, oder dieses Material geht an die Presse. Nach einem Blick auf den Stapel Dokumente war Sexton noch einmal aus allen Wolken gefallen. Er verschwand kommentarlos in seiner Limousine.

Der Präsident und Gabrielle waren am Bühneneingang des Briefing Room angekommen. Gabrielle hörte die Unruhe der wartenden Medienvertreter im Pressekonferenzsaal. Zum zweiten Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden hatte sich die ganze Welt eingefunden, um eine Sonderbotschaft des amerikanischen Präsidenten zu hören.

»Was werden Sie sagen?«, fragte Gabrielle.

Herney seufzte, wirkte aber erstaunlich gelassen. »In all den Jahren habe ich immer wieder eine Erfahrung gemacht…«, er legte Gabrielle die Hände auf die Schultern und lächelte sie an.

»Es gibt keinen Ersatz für die Wahrheit.«

Als Herney zum Mikrofon schritt, empfand Gabrielle unerwarteten Stolz. Zach Herney war auf dem Weg, die größte Pleite seines Lebens einzugestehen, aber seltsamerweise hatte er noch nie so staatsmännisch gewirkt wie heute.

132

Als Rachel erwachte, war es dunkel.

Das Leuchtdisplay der Uhr zeigte 22:14. Sie befand sich nicht im eigenen Bett. Ein paar Augenblicke lag sie bewegungslos und überlegte, wo sie war. Langsam kam alles wieder zurück… der Megaplume… der Morgen am Washington Monument… die Einladung des Präsidenten, im Weißen Haus zu bleiben.

Du bist im Weißen Haus und hast den ganzen Tag verschlafen.

Auf Anordnung des Präsidenten hatte das Rettungsflugzeug der Küstenwache die erschöpften Michael Tolland, Corky Marlinson und Rachel Sexton vom Washington Monument ins Weiße Haus geflogen, wo man ihnen ein opulentes Frühstück serviert, sie ärztlich versorgt und eines der vierzehn Gästeschlafzimmer zum Ausruhen angeboten hatte. Sie waren alle drei gern auf das Angebot eingegangen.

Rachel wollte gar nicht glauben, dass sie so lange geschlafen hatte. Als sie den Fernseher einschaltete, stellte sie überrascht fest, dass Präsident Zach Herney seine Pressekonferenz längst beendet hatte. Rachel und die beiden anderen hatten dem Präsidenten angeboten, sich zu ihm zu stellen und ihm den Rücken zu stärken, wenn er vor der ganzen Welt das Fiasko mit dem Meteoriten eingestand. *Wir sind alle drei an dem Fehler nicht ganz unbeteiligt.* Aber Herney hatte darauf bestanden, alles auf die eigene Kappe zu nehmen.

»Es ist bedauerlich«, sagte ein Fernsehkommentator, »aber es sieht ganz danach aus, dass kein Anzeichen für Leben im Weltraum entdeckt worden ist. Damit hätte die NASA zum zweiten Mal in diesem Jahrzehnt einem Meteoriten fälschlicherweise Spuren außerirdischen Lebens zugeschrieben. Diesmal jedoch sind auch einige angesehene Wissenschaftler der Täuschung erlegen.«

»Normalerweise würde ich sagen«, übernahm der Co-Kommentator, »dass ein Fiasko von dem Umfang, wie der Präsident es uns geschildert hat, das Ende seiner Karriere bedeuten würde. Angesichts der Ereignisse vom heutigen Morgen am Washington Monument komme ich allerdings zu der Einschätzung, dass Präsident Herneys Aussichten auf eine Wiederwahl besser sind als je zuvor.«

Der erste Kommentator nickte. »Der Weltraum scheint also doch tot zu sein, aber vermutlich nicht so tot wie die Wahlkampagne von Senator Sexton. Inzwischen haben uns neue Informationen erreicht, aus denen hervorgeht, dass der Senator mit schweren finanziellen Engpässen zu kämpfen hat.«

Ein Klopfen an der Tür ließ Rachel aufschrecken.

Michael, dachte sie hoffnungsvoll und schaltete rasch den Fernseher aus. Seit dem Frühstück hatte sie ihn nicht mehr gesehen.

Nach der Ankunft im Weißen Haus hatte Rachel sich nichts sosehr gewünscht, wie in Michaels Armen einzuschlafen, und Tolland schien es ähnlich zu gehen. Aber Corky hatte sich auf Tollands Bett häuslich niedergelassen und überschwänglich ein um das andere Mal die Geschichte erzählt, wie er sich bepinkelt und damit die entscheidende Wende herbeigeführt hatte. Schließlich hatten sich Rachel und Tolland erschöpft in die Lage gefügt, und Rachel war in ihr eigenes Schlafzimmer abgezogen.

Auf dem Weg zur Tür warf Rachel einen Blick in den Spiegel und betrachtete ihren lächerlichen Aufzug. Sie hatte im ganzen Zimmer kein anderes Nachtgewand auftreiben können als ein altes Footballtrikot der Pennsylvania State University, das in einem Kleiderfach lag. Wie ein Nachthemd hing es ihr bis zu den Knien.

Es klopfte wieder.

Als Rachel die Tür öffnete, sah sie enttäuscht eine Beamtin vom Secret Service im blauen Blazer vor sich stehen. »Miss Sexton, der Herr im Lincoln-Schlafzimmer hat Ihren Fernseher gehört. Da Sie nun schon einmal wach sind, hat er mich gebeten, Ihnen auszurichten…« Mit dem Treiben in den oberen Geschossen des Weißen Hauses offenkundig nicht unvertraut, hob die Beamtin wissend die Brauen.

Rachel errötete. »Oh, danke.«

Die Beamtin führte sie ein Stück den piekfeinen Flur hinunter zu einer schlichten Tür. »Das ist das Lincoln-Schlafzimmer«, sagte sie. »An dieser Stelle pflegen wir immer zu sagen: ›Schlafen Sie gut, und hüten Sie sich vor Gespenstern.«

Rachel nickte. Die Geschichten vom Gespenst im Lincoln-Schlafzimmer waren so alt wie das Weiße Haus selbst. Man erzählte sich, dass Lincolns Geist hier Winston Churchill erschienen sei – und vielen anderen mehr, einschließlich Eleanor Roosevelt, Amy Carter, dem Schauspieler Richard Dreyfus und Generationen von Zimmermädchen und Butlern. Es hieß, der Hund von Präsident Reagan hätte oft stundenlang vor dieser Tür gestanden und gebellt.

Der Gedanke an den Geist der Geschichte brachte Rachel plötzlich zu Bewusstsein, dass sie hier mit nackten Füßen vor geheiligten Hallen stand. In ihrem viel zu langen Footballtrikot kam sie sich vor wie ein junges Mädchen, das sich zu seinem Freund aufs Zimmer schleicht. »Geht das denn überhaupt?«, flüsterte sie der Beamtin zu. »Das ist doch das historische Lincoln-Schlafzimmer.«

Die Beamtin zwinkerte ihr zu. »Auf dieser Etage halten wir es mit den drei weisen Affen: Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen.«

Rachel lächelte und streckte die Hand voller Vorfreude nach dem Türknopf aus.

»Rachel!«, schrillte eine nasale Stimme wie eine Kreissäge durch den Flur.

Rachel und die Beamtin fuhren herum. Corky Marlinson, das Bein mittlerweile fachmännisch bandagiert, kam ihnen auf eine Krücke gestützt entgegengehumpelt. »Ich konnte auch nicht schlafen!«

Rachel stöhnte auf. Sie sah ihr romantisches Stelldichein den Bach hinuntergehen.

Corky musterte die schmucke Beamtin. »Ich liebe Frauen in Uniform«, sagte er und grinste sie an.

Die Beamtin lüftete den Blazer. Eine tödliche Handfeuerwaffe lugte düster darunter hervor.

Corky prallte zurück. »Hab schon verstanden.« Er wandte sich an Rachel. »Ist Mike auch schon wach? Weißt du was, ich komme mit rein!«

»Weißt du, Corky«, Rachel seufzte, »ich hatte eigentlich…«

»Dr. Marlinson«, schaltete die Beamtin sich ein und zog ein Zettelchen aus ihrem Blazer. »Ich habe hier von Mr Tolland die strikte schriftliche Anweisung, Sie in unsere Küche hinunterzubegleiten, Ihnen von unserem Küchenchef alles zubereiten zu lassen, wonach Ihnen der Sinn steht und Sie aufzufordern, mir einen genauen Bericht zu geben, wie Sie dem sicheren Tod entronnen sind, indem Sie…«, die Beamtin stockte und las stirnrunzelnd noch einmal, »… indem Sie auf sich selbst uriniert haben.«

Die Beamtin hatte das Zauberwort ausgesprochen. Corky ließ augenblicklich die Krücke fallen und legte ihr Halt suchend den Arm um die Schulter. »Auf zur Küche, Schätzchen«, sagte er strahlend.

Während die überrumpelte Beamtin Corky den Flur hinunterbugsierte, konnte Rachel sich nicht des Eindrucks erwehren, dass Corky im siebten Himmel war. »Der Urin ist der Witz an der ganzen Sache«, hörte sie ihn schwadronieren, »weil nämlich dieser verdammte *telencephalonäre Lobus olfactorius* alles riecht.«

Als Rachel das Lincoln-Schlafzimmer betrat, brannte dort nur schwaches Licht. Das Bett war unberührt und leer, von Michael Tolland keine Spur.

Die viktorianische Petroleumlampe vor dem Bett warf einen sanften Schimmer auf den Brüsseler Teppich… das berühmte geschnitzte Bett aus Rosenholz… das Porträt von Abraham Lincolns Gattin Mary Todd… sogar der Schreibtisch, an dem Lincoln die Emanzipationserklärung unterschrieben hatte, war im schummrigen Licht noch zu erkennen.

Beim Schließen der Tür fächelte ein unangenehm kühler Luftzug um Rachels bloße Beine. *Wo steckt er?* Auf der gegenüberliegenden Seite stand ein Fenster offen, die weißen Seidenstores blähten sich im Wind. Als Rachel hinüberging, um das Fenster zu schließen, drang ein gespenstisches Flüstern aus dem Wandschrank.

»Mary…?«

Rachel fuhr herum.

»Maaaryyy«, raunte die Stimme erneut. »Bist du es? Mary Todd Lincoln?«

Rachel schloss eilig das Fenster und wandte sich dem Wandschrank zu. Das Herz pochte ihr bis zum Hals, obwohl sie wusste, dass es Unsinn war. »Mike, ich weiß, dass du es bist.«

»Nein…«, antwortete die Stimme, »ich bin nicht Mike, ich bin Abe Lincoln.«

Rachel stemmte die Fäuste in die Hüften. »Ach wirklich? Der redliche Abe?«

Ein hohles Lachen drang aus dem Schrank. »Einigermaßen redlich.«

Jetzt musste auch Rachel lachen. »Ist das deine Vorstellung, wie man eine Frau verführt?«

»Entschuldigung«, klagte die Stimme, »ich bin seit Jahren aus der Übung.«

»Man merkt’s.« Rachel riss die Tür auf.

Vor ihr stand Michael Tolland mit seinem spitzbübischen Grinsen. In seinem marineblauen Pyjama sah er unwiderstehlich aus. Das Emblem des Präsidenten prangte auf seiner Brust.

»Der Pyjama des Präsidenten?«, staunte sie.

»Er lag in einer Schublade.«

»Und ich musste mich mit einem Footballtrikot begnügen.«

»Du hättest im Lincoln-Schlafzimmer schlafen sollen.«

»Du hättest mich ja einladen können.«

»Ich habe gehört, dass die Matratze eine Zumutung ist. Altes Rosshaar.« Er deutete auf ein Paket in Geschenkpapier auf einem Tischchen mit Marmorplatte. »Das wird dich mit allem versöhnen.«

Rachel war gerührt. »Für mich?«

»Eine Hausangestellte hat es für mich besorgt. Sie hat es eben erst gebracht. Sei vorsichtig, nicht schütteln!«

Rachel entfernte sorgsam die Verpackung. Ein großes Goldfischglas kam zum Vorschein, in dem zwei hässliche Goldfische schwammen. Rachel betrachtete enttäuscht und verwirrt die Morgengabe. »Das ist doch wieder einer von deinen Scherzen, nicht wahr?«

»Hehstoma temminicki«, antwortete Tolland voll Stolz.

»Du hast ausgerechnet Fische für mich gekauft?«

»Das sind ganz seltene chinesische Kussfische. Sehr romantisch.«

»Fische sind nicht romantisch, Mike.«

»Sag das nicht den beiden. Die knutschen stundenlang.«

»Gehört das auch zu deinen Verführungskünsten?«

»Ich bin halt aus der Übung. Würdest du mir die gute Absicht zugute halten?«

»Mike, nur für zukünftige Fälle – mit Fischen kann man keine Frau rumkriegen. Versuch’s mit Blumen.«

Tolland zog ein Bukett weiße Lilien hinter dem Rücken hervor.

»Rote Rosen wären mir lieber gewesen, aber als ich in den Rosengarten einbrechen wollte, hätte man mich beinahe erschossen.«

Michael Tolland zog Rachel an sich. Als er den zarten Duft ihres Haars einatmete, spürte er die harte Kruste der jahrelangen Isolation bröckeln. Er küsste Rachel, und sie schmiegte sich an ihn.

Die weißen Lilien fielen auf den Boden zu ihren Füßen.

Die Geister der Vergangenheit sind verschwunden.

Tolland fühlte sich von Rachel sanft zum Bett gedrängt. »Du glaubst doch nicht wirklich, dass Fische romantisch sind?«, flüsterte sie ihm leise ins Ohr.

»O doch«, sagte er und küsste sie wieder. »Du solltest mal den Hochzeitstanz der Quallen sehen! Unglaublich erotisch.«

Rachel schubste ihn auf die Rosshaarmatratze der historischen Bettstatt und legte sich sanft auf ihn.

»Und Seepferdchen…!«, sagte Tolland atemlos vom Genuss der Berührungen durch den dünnen Seidenstoff des Pyjamas.

»Seepferdchen vollführen… einen unglaublich sinnlichen… Liebestanz!«

»Jetzt aber genug von Fischen«, flüsterte Rachel, während sie seinen Pyjama aufknöpfte. »Hast du denn nichts über das Werbungsverhalten der hoch entwickelten Primaten in deinem Repertoire?«

Tolland seufzte. »Ich furchte, bei den Primaten kenne ich mich nicht aus.«

Rachel warf das Footballtrikot von sich. »Dann lass dich mal schnell auf den neuesten Stand bringen«, sagte sie.

EPILOG

Hoch über dem Atlantik flog die Transportmaschine der NASA einen Bogen.

NASA-Chef Lawrence Ekstrom warf einen letzten Blick auf den verkohlten Felsbrocken im Frachtraum. *Zurück ins Meer, wo du hergekommen bist,* dachte er.

Auf Ekstroms Kommando öffnete der Pilot die Frachtluke im Heck. Der Brocken

glitt von Bord, stürzte hinter der Maschine auf geschwungener Bahn dem sonnenbeschienenen Meer entgegen und verschwand gischtend in den Wellen.

Der große Stein sank sehr schnell.

Hundert Meter unter Wasser war gerade noch seine in die Tiefe trudelnde Silhouette zu erkennen. Nach Überschreiten der Hundertfünfzig-Meter-Marke gelangte der Brocken ins Reich der ewigen Finsternis.

Fast zwölf Minuten dauerte seine senkrechte Fahrt nach unten.

Dann prallte er auf eine ausgedehnte Schlammsenke auf dem Grund des Ozeans. Eine Sedimentwolke wirbelte empor. Als sie sich gelegt hatte, kam ein unbekanntes Lebewesen der Tiefsee herbei und inspizierte den merkwürdigen Neuankömmling.

Unbeeindruckt zog das Geschöpf seiner Wege.